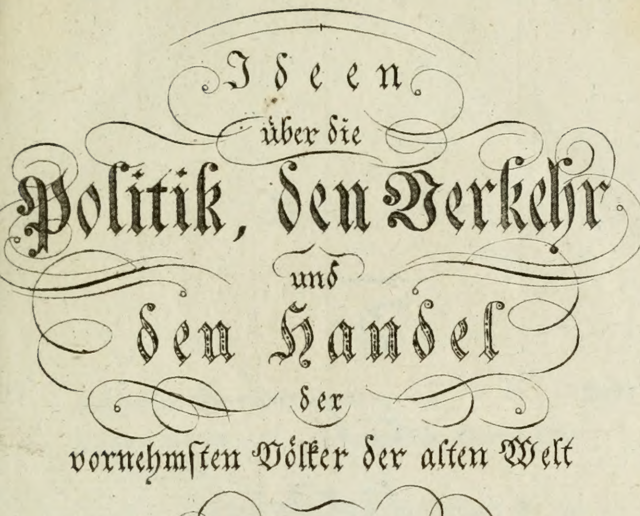
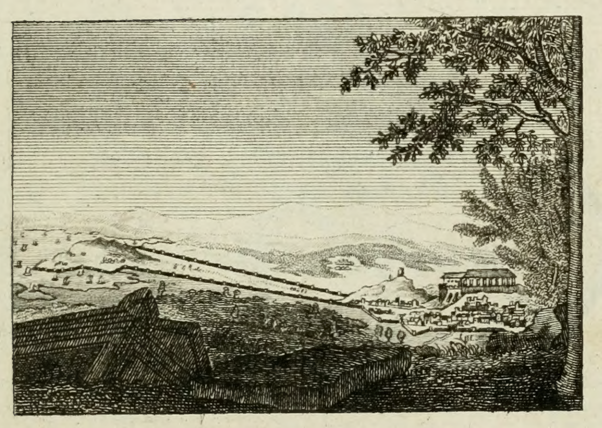

3 1761 07991751 4



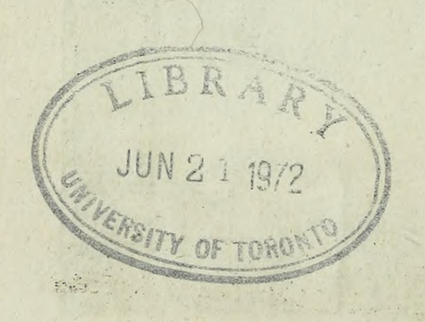
Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt

von
A. H. L. Heeren.



Dritter Theil. 1 Abtheilung.

Upsala,
bei Em. Bruzelius.
1818.


LIBRARY
JUN 21 1972
UNIVERSITY OF TORONTO

Inhalt.

Vorrede.

Die so sehr verspätete Fortsetzung des gegenwärtigen Werks, (es sind sechzehn Jahre verflossen, seitdem der zweyte Theil desselben zum erstenmal erschien *)) scheint es dem Verfasser zur Pflicht zu machen, von dieser Unterbrechung seinen Lesern Rechenschaft zu geben. Wollte man den Grund darin suchen, daß er selber je Willens gewesen sey es aufzugeben, so würde man ihm Unrecht thun. Nie hat er in dem Entschluß gewankt es fortzuführen;

*) Die erste Ausgabe erschien Th. I. Africa 1793. Th. II. Asien 1796. Die zweyte (wo Asien den ersten, und Africa den zweiten Theil einnimmt), 1804 und 1805.

und die unterdeß erschienene zweyte, großentheils umgearbeitete, Ausgabe der beyden ersten Theile, mag als Beweis dienen, wie wenig er es aus den Augen verlor. Vielleicht dürfte er sowohl seine Geschäfte als öffentlicher Lehrer, als auch andere unterdeß erschienene schriftstellerische Arbeiten, die zum Theil lange Studien erforderten, als gültige Entschuldigungsgründe anführen; es sind indeß nicht die, auf welche er sich berufen will.

Die wahre Ursache dieses langen Aufschubs lag in seiner Scheu — über die Griechen zu schreiben. Er kannte seine Vorgänger; und leicht werden die Leser ihm einräumen, daß etwas Muth dazu gehörte, sich diesen an die Seite zu stellen. Indeß sah er ein, daß er entweder diesen Muth fassen, oder das Werk gänzlich abbrechen mußte. So raffte er sich auf, und die Leser erhalten — was er ihnen hier darbietet.

So viel er konnte suchte er aber es zu vermeiden, mit jenen Vorgängern verglichen zu werden; indem er einen von den ihrigen verschiedenen Plan befolgte. Er wollte kein vollständiges Gemählde von Griechenland, wie Barthelemy, keine Geschichte wie Gillies oder Mitford, keine allgemeine Betrachtung über die Griechen wie Herder, keine rhapsodische wie Joh. v. Müller schreiben; er wollte geben — was der Titel seines Werks anzeigt.

Also Untersuchungen über die Politik und den Handel der Griechen; wovon indeß die gegenwärtige erste Abtheilung auch nur den ersten Gegenstand umfaßt. Die Aufgabe, die er sich darin vorlegte, war daher, die Griechen von ihrer politischen Seite darzustellen, und wenn die Leser es nicht aus den Augen lassen wollen, daß auf diesen Punct sich alle die einzelnen Abschnitte beziehen, so

wird ihn auch der Vorwurf nicht treffen können, eine Folge schlecht verbundener und willkührlich zusammengereihter Forschungen hier angestellt zu haben.

Unmöglich aber konnte ihm die Bemerkung entgehen, daß die politische Seite dieser Nation sich nicht so ganz abgesondert darstellen lasse, ohne eine andere zu berühren. Es zeigt sich dem Beobachter bey ihr bald eine Verschmelzung der Politik und Poësie, (dieß Wort im weiteren Sinne mit Inbegriff der Kunst genommen), eine Verbindung des Himmlischen und des Irdischen, wodurch sie eigentlich zu der einzigen Nation wird. Was wären die Untersuchungen des Verf. geworden, hätte er diese außer Acht gelassen? Wäre es ihm aber auch gelungen diese Verschmelzung darzustellen, so würde er glauben die Aufgabe gelößt zu haben, die er sich vorgenommen hatte.

Dieß ist der allgemeine Gesichtspunct aus dem der Verf. die Untersuchungen dieser ersten Abtheilung angesehen wünscht. Zugleich aber bittet er nicht zu vergessen, daß er nur Ideen zu geben versprochen hat. Ueber die meisten hier abgehandelten Gegenstände wäre es vielleicht eben so leicht gewesen ein Buch als einen Abschnitt zu schreiben. Aber dann hätte der Verf. seinen Zweck verfehlt; und für einzelne derselben, wie für Religion und Kunstmythologie, hat ohnehin Deutschland seinen Böttiger und seinen Creuzer. Er mußte sich in gewissen Schranken halten, wenn er das Ganze umfassen wollte, und hofft wenigstens bey manchem Leser einen Dank damit zu verdienen, nicht Alles gesagt zu haben, was er etwa sagen konnte.

Man wird ihm vielleicht vorwerfen, die Griechen zu sehr von ihrer schönen Seite geschildert zu haben. Er glaubt mit

den Mängeln ihrer Verfassungen nicht ganz unbekannt zu seyn; die außerdem von einigen unserer geistreichsten Schriftsteller hinreichend entwickelt worden sind. Indeß bleibt die Thatsache: bey diesen, uns so mangelhaft scheinenden, Verfassungen reifte das Edelste und Herrlichste, was die gebildete Menschheit hervorgebracht hat; und also mit ihr die Frage: wie dieß möglich war? Die Beantwortung von dieser, nicht aber die Darlegung der Mängel nach unserer politischen Ansicht, mußte also sein Ziel seyn. Sollte aber dennoch der Verf. zuweilen mit zu vieler Wärme gesprochen haben, so wird diese vielleicht dadurch verzeihlich, daß er von den ältesten und vertrautesten seiner Freunde sprach.

Die zweyte Abtheilung wird zunächst die Untersuchung über die Colonien und den Handel (zwey unzertrennliche Gegenstände) enthalten; und demnächst eine

klare und möglichst unpartheyische Ansicht von den Hauptstaaten, Athen und Sparta, und ein paar andern, in ihrem glücklichsten Zeitpunct zu geben versuchen; und noch in dem Laufe dieses Jahrs erscheinen. Bleibt dem Verf. der Beyfall seiner Leser, so verspricht er im voraus, daß keine andere Arbeit die gegenwärtige wieder unterbrechen wird; deren Fortführung nicht bloß durch das Alterthum, sondern auch das Arabische und Byzantische Mittelalter der liebste seiner Wünsche ist. Er verdankte diesen Forschungen bisher manche seiner glücklichsten Stunden; und er sieht es zugleich als die Bestimmung und das Ziel seines Lebens an, dieselben so weit zu vollenden, als das Schicksal es ihm gestatten wird.

Bey der beygefügten Charte ist die des Hrn. Barbier du Bocage zum Grunde gelegt. Die Ti-

telvignette giebt eine Ansicht der Stadt und der Gegend von Athen, von der Acropolis aus.

Göttingen den 12. April 1812.

Allgemeine Vorerinnerungen.

Für den Forscher der Geschichte der Menschheit giebt es kaum eine wichtigere, aber auch kaum eine schwerer zu erklärende Erscheinung, als die Ueberlegenheit Europa's über die anderen Theile unsrer Erde. Wie gerecht und unpartheyisch man auch in der Würdigung anderer Länder und Völker seyn mag, so bleibt es doch eine nicht zu bezweifelnde Wahrheit: das Edelste, das Herrlichste jeder Art, was die Menschheit aufzuzeigen hat, keimte, oder reifte wenigstens, auf Europäischem Boden. In der Menge, in der Mannigfaltigkeit, in der Schönheit ihrer natürlichen Producte stehen Asien und Afrika über Europa; aber in Allem was das Werk des Menschen ist, ragen die Völker Europa's vor denen der andern Welttheile hervor. Bey ihnen war es, wo die häusliche Gesellschaft, indem Ein Mann sich nur mit Einem Weibe verband, allgemein die Form erhielt, ohne welche die Veredlung so vieler Anlagen unsrer Natur unerreichbar scheint; und wenn Sclaverey bey ihnen Eingang fand, so waren sie doch wiederum die einzigen, welche sie aufhoben, weil sie ihre Ungerechtigkeit erkannten. Bey ihnen war es vorzugsweise, und beynahe ausschließend, wo sich Verfassungen bildeten, wie sie für Völker, die zum Bewußtseyn ihrer Rechte gekommen sind, passen. Wenn Asien bey allem Wechsel seiner großen Reiche dennoch in ihnen nur die ewige Wiedergeburt des Despotismus zeigt, so war es auf

Europäischem Boden, wo der Keim der politischen Freyheit sich entwickelte, und in den verschiedensten Formen in so manchen Theilen desselben die herrlichsten Früchte trug; die wiederum von dort aus in andere Welttheile verpflanzt werden sollten. Die einfachsten Erfindungen der mechanischen Künste mögen zum Theil dem Orient gehören; aber wie sind sie nicht alle durch Europäer vervollkommnet worden! Von dem Weberstuhl des Indus bis zu der Baumwollspinnmaschine durch Dämpfe getrieben, von dem Sonnenzeiger bis zu der Seeuhr, die den Schiffer über den Ocean führt, von der Chinesischen Barke bis zum Brittischen Orlogschiff — welch' eine Entfernung! Und wenn wir vollends unsere Blicke auf jene edlern Künste richten, welche die menschliche Natur gleichsam über sich selber erheben, — welch ein Abstand zwischen dem Jupiter eines Phidias, und einem Indischen Götterbilde; zwischen der Verklärung von Raphael, und den Werken eines Chinesischen Mahlers! Der Orient hatte seine Annalisten, aber nie brachte er einen Tacitus, einen Gibbon hervor; er hatte seine Dichter, aber nie erhob er sich zur Critik; er hatte seine Weisen, die nicht selten mächtig durch ihre Lehren auf ihre Nationen wirkten; aber ein Plato, ein Kant, konnten an den Ufern des Ganges und des Hoangho dennoch nicht reifen.

Und ist sie weniger bewundernswerth, diese politische Ueberlegenheit, welche die Völker dieses kleinen Welttheils, kaum aus der Rohheit hervorgehend, auch so fort über die weiten Länder der großen Continente gründeten? Auch der Orient sah große Eroberer; aber nur in Europa traten Heerführer auf, welche eine Kriegskunst erfanden, die wirklich diesen Nahmen verdient. Kaum war in Macedonien ein Reich beschränkten Umfangs der Kindheit entwachsen, so herrschten auch Macedonier

am Indus wie am Nil. Erbin dieses weltherrschenden Volks wurde die weltherrschende Stadt; Asien und Afrika beteten vor den Cäsars an. Umsonst suchten selbst in den Jahrhunderten des Mittelalters, als die geistige Ueberlegenheit der Europäer gesunken zu seyn schien, die Völker des Ostens sie zu unterjochen. Die Mongolen stürmten bis Schlesien vor; nur die Wüsten Rußlands gehorchten ihnen eine Zeitlang; die Araber wollten den Westen überschwemmen; das Schwerdt Carl Martel's zwang sie, sich mit einem Theile Spaniens zu begnügen; und bald trotzte der fränkische Ritter unter dem Panier des Kreuzes ihnen in ihrer eigenen Heimath. Und wie überstrahlte der Ruhm der Europäer die Erde, seitdem durch Columbus und Vasco de Gama für sie der Morgen eines schönern Tages anbrach! Die neue Welt ward sofort ihre Beute; mehr als der dritte Theil Asiens unterwarf sich dem Russischen Scepter; Kaufleute an der Themse und der Zuyder See rissen die Herrschaft Indiens an sich; und wenn es bisher noch den Osmanen gelang ihren Raub in Europa zu behalten, wird er ihnen immer, wird er ihnen noch lange bleiben? Es mag seyn, daß jene Eroberungen mit Härte, mit Grausamkeiten verbunden waren; aber Europäer wurden doch nicht bloß die Tyrannen, sie wurden auch die Lehrer der Welt; an ihre Fortschritte scheint die Civilisation der Völker immer enger geknüpft; und wenn sich in den Zeiten der allgemeinen Umkehrungen noch eine tröstende Aussicht für die Zukunft eröffnet, ist es nicht die siegende Europäische Cultur außer Europa?

Woher diese Ueberlegenheit, diese Weltherrschaft des kleinen Europa's? Zwar eine große Wahrheit dringt sich hier gleichsam von selber auf. Nicht die rohe Gewalt, nicht die bloße physische Kraft der Masse, — der Geist war es, der sie erzeugte; und wenn die Kriegskunst der Europäer ihre Herr-

schaft gründete, so war es ihre überlegene Politik, welche sie ihnen erhielt. Aber gleichwohl ist damit die Frage noch nicht beantwortet, die uns beschäftigt; denn gerade das ist es, was wir wissen wollen, woher diese geistige Ueberlegenheit der Europäer kam; warum gerade hier die Anlagen der menschlichen Natur so viel weiter, so viel schöner sich entwickelten?

Umsonst wird man es versuchen eine solche Frage völlig befriedigend zu beantworten. Die Erscheinung ist in sich selber viel zu reich, viel zu groß dazu! Gern wird man es zugeben, daß sie nur die Folge vieler zusammenwirkenden Ursachen seyn konnte; manche dieser Ursachen mögen sich im Einzelnen aufzählen lassen; mögen also einige Aufschlüsse gewähren. Aber sie vollständig aufzuzählen, zu zeigen, wie jede einzeln für sich, und wie sie zusammenwirkten, — dieß könnte nur das Werk eines Geistes seyn, dem es vergönnt wäre von einem höhern Standpunct als ihn der Sterbliche zu erreichen vermag, das ganze Gewebe der Geschichte unsers Geschlechts, den Lauf und die Verschlingung seiner einzelnen Fäden zu durchschauen.

Ein wichtiger Umstand fällt hier indeß in die Augen; und dennoch ein Umstand, den der bedächtige Forscher nur schüchtern zu würdigen wagen wird. Wenn wir die Oberfläche der andern Continente mit Völkern verschiedener, fast durchgehends dunkler Farbe, (und in so fern diese die Rassen bestimmt, verschiedener Rassen,) bedeckt sehen; so gehören die Bewohner Europa's nur Einer Rasse an. Es hat, es hatte keine andere einheimische Bewohner, als weiße Völker 1)! Unterscheidet sich dieser weiße Stamm schon durch größere natürliche

1) Die Zigeuner sind Fremdlinge; und in wie fern die Lappen zu der weißen oder gelben Rasse zu zählen sind, kann zweifelhaft scheinen.

Anlagen? Hat er bereits durch diese den Vorrang vor seinen farbigten Brüdern? Eine Frage, die wir physiologisch gar nicht; die wir historisch nur mit Schüchternheit beantworten können. Daß die Verschiedenheit der Organisation, die wir in so mancher Rücksicht bey der Verschiedenheit der Farben wahrnehmen, auch einen Einfluß auf die schnellere oder schwerere Entwickelung der geistigen Anlagen haben könne; — wer mag es geradeweg leugnen? Aber wer kann auch dagegen diesen Einfluß beweisen, dem es nicht gelingt, jenen geheimnißvollen Schleyer zu heben, der uns das wechselseitige Band zwischen Körper und Geist verhüllt? Aber wahrscheinlich müssen wir es doch finden; denn wie sehr wächst nicht diese Wahrscheinlichkeit, fragen wir die Geschichte um Rath? Der große Vorsprung, den die weißen Völker in allen Zeitaltern und Weltgegenden hatten, ist eine Thatsache, die sich nicht wegleugnen läßt. Man kann sagen: es war die Folge äußerer Umstände, die sie mehr begünstigten. Aber war dies immer so? Und warum war es immer so? Weshalb ferner erreichten auch die dunkleren Völker, die sich über die Barbarey erhoben, doch gewöhnlich nur ihre Stuffe; auf der der Aegypter wie der Mongole, der Chinese, wie der Hindus stehen blieb? Warum blieben bey ihnen wiederum die schwarzen hinter den braunen und gelben zurück? Wenn diese Erfahrungen allerdings uns geneigt machen müssen, bey einzelnen Zweigen unsers Geschlechts auch eine größere oder geringere Fähigkeit anzunehmen, so sollen sie deshalb weder eine absolute Unfähigkeit unserer dunkleren Brüder beweisen, noch als einzige Ursache geltend gemacht werden. Nur so viel soll damit gesagt seyn, daß die bisherigen Erfahrungen bey den Völkern von heller Farbe auch eine größere Leichtigkeit der Entwickelung ihrer geistigen

Anlagen zu beweisen scheinen; segnen wollen wir aber die Zeiten, welche diese Erfahrungen widerlegen, welche uns cultivirte Negervölker zeigen werden.

Wie hoch oder gering aber auch dieser natürliche Vorrang der Bewohner Europas zu schätzen seyn mag, so ist es nicht zu verkennen, daß auch die physische Beschaffenheit dieses Welttheils eigenthümliche Vortheile darbietet, welche zu der Aufklärung jener Erscheinung gewiß nicht wenig beytragen.

Europa gehört fast ganz der Nördlichen gemäßigten Zone an. Seine bedeutendsten Länder liegen zwischen dem 40sten bis 60° N. B. In den nördlicher gelegenen erstirbt allmählig die Natur. So hat unser Welttheil also nirgends die üppige Fruchtbarkeit der tropischen Länder; allein auch kein so undankbares Clima, daß die Sorge für die bloße Erhaltung des Lebens die ganze Kraft des Menschen verschlänge. Europa erlaubt, wo nicht Localursachen Hindernisse in den Weg legen, durchgehends den Ackerbau. Es ladet dazu ein! es zwingt gewissermaßen dazu; denn es paßt so wenig zum Jäger= als zum Hirtenleben. Haben gleich seine Bewohner auch zu gewissen Zeiten ihre Wohnsitze verändert; so waren sie doch nie eigentliche Nomaden. Sie wanderten um zu erobern, um anderswo sich niederzulassen, wo Beute, wo größere Fruchtbarkeit lockte. Nie lebte ein Europäisches Volk unter Gezelten; die waldbedeckten Ebnen boten überflüssig das Holz zu den Hütten dar; welche der rauhere Himmel erforderte. Sein Boden, sein Clima, war ganz dazu geeignet, den Menschen an eine regelmäßige Thätigkeit, die Quelle alles Wohlstandes, zu gewöhnen. Konnte gleich Europa sich selber nur weniger ausgezeichneter Erzeugnisse rühmen; vielleicht keines einzigen das ihm ausschließend eigen gewesen wäre; mußten

auch seine edelsten Producte erst aus fernen Ländern dahin verpflanzt werden; so erzeugte doch auch eben dieses wiederum die Nothwendigkeit sie zu pflegen, sie zu ziehen. So mußte sich die Kunst mit der Natur verbinden; und eben diese Verbindung ist die Mutter der fortschreitenden Bildung unsers Geschlechts. Ohne Anstrengung erweitert der Mensch den Kreis seiner Ideen nicht; aber freylich muß seine bloße Erhaltung auch nicht den Gebrauch aller seiner Kräfte in Anspruch nehmen. Eine Fruchtbarkeit, hinreichend die Mühe der Arbeit zu lohnen, ist in Europa meist gleichmäßig vertheilt; es giebt keine große Länder ihrer gänzlich beraubt; keine Sandwüsten wie die von Arabien und Africa; und die, ohnehin reich bewässerten, Steppen, fangen erst in den östlichen Ländern an. Mäßige Berge unterbrechen gewöhnlich die Ebnen; wo man auch reiset, erblickt man den lieblichen Wechsel zwischen Höhen und Thälern; und wenn die Natur nicht die üppige Pracht der heißen Zone zeigt, so lohnt dafür ihr Erwachen im Frühling durch Reize, welche der glänzenden Einförmigkeit der Troppenländer fehlen.

Ein ähnliches Clima ist zwar einem großen Theil des mittlern Asiens mit Europa gemein; und man könnte fragen, weshalb denn nicht hier dieselben, sondern die entgegengesetzten Erscheinungen sich zeigen, wo die Hirtenvölker der Tartarey und Mongoley, so lange sie in ihren Ländern umherzogen, auch zu einem steten Stillstande genöthigt scheinen? Allein durch die Beschaffenheit seines Bodens, durch den Wechsel der Berge und Ebnen, die Menge seiner schiffbaren Flüsse, und vor allem durch seine Küstenländer am Mittelmeer unterscheidet sich Europa von diesen Regionen so auffallend, daß die ähnliche Temperatur der Luft, ohnehin auch nicht völlig die gleiche unter gleichen

Breitengraden, da Asien kälter ist, nicht die Grundlage der Vergleichung werden kann.

Aber lassen aus dieser physischen Verschiedenheit auch die moralischen Vorzüge sich ableiten, welche die oben bemerkte bessere Einrichtung der häuslichen Gesellschaft herbeyführten? Mit ihr beginnt sofort gewissermaßen die Geschichte der ersten Cultur unsers Welttheils; die Sage hat es nicht vergessen aufzubewahren, wie Cecrops, als er seine Colonie unter den wilden Bewohnern Atticas gründete, auch der Stifter regelmäßiger Ehen wurde; und wer kennt nicht schon aus Tacitus die heilige Sitte unsrer Germanischen Vorfahren? Ist es nur die Beschaffenheit des Climas, welches beyde Geschlechter zugleich langsamer und mehr gleichzeitig reifen, und ein kälteres Blut in den Adern des Mannes fließen macht; oder ist es ein dem Europäer eingedrücktes feineres Gefühl, ein höherer moralischer Adel, der das Verhältniß beyder Geschlechter bestimmt? Wie dem auch seyn mag, wer sieht nicht die entschiedene Wichtigkeit davon ein? Jene, nicht niederzureißende Scheidewand, die zwischen dem Orientaler und Occidentaler gezogen ist, ruht sie nicht hauptsächlich auf diesem Grunde? Und kann man es bezweifeln, daß diese bessere häusliche Verfassung auch die Bedingung war, unter der die Fortschritte unsrer öffentlichen Verfassungen nur möglich wurden? Denn mit Zuversicht wiederholen wir hier die schon früher gemachte Bemerkung 2): kein polygamisches Volk hat je eine freye und wohlgeordnete Verfassung errungen.

Mögen nun diese Ursachen allein, oder mögen noch andere außer ihnen (wer wird das leugnen?) den Europäern ihr Uebergewicht verschafft haben; so ist doch so viel gewiß: ganz Europa

2) Ideen rc. Th. I. Abth. I. S. 62.

darf jetzt dieses Uebergewichts sich rühmen. Giengen auch die Völker des Südens denen des Norden voran; irrten auch diese noch als Barbaren in ihren Wäldern umher, als jene schon ihre Reife erhalten hatten, — so holten sie doch das Versäumte nach. Auch ihre Zeit kam; selbst die Zeit, wo sie mit gerechtem Selbstgefühl auf ihre südlichen Brüder herabblicken konnten. Dieß führt uns von selbst auf die wichtigen Verschiedenheiten, welche dem Norden und dem Süden dieses Welttheils eigen sind.

Durch eine Bergkette die, wenn sie auch manche Arme nach Süden und nach Norden ausstreckt, doch ihrer Hauptrichtung nach von Westen nach Osten zieht, (man hält sie bisher, so lange Tibets Gebirge noch nicht gemessen sind, für die höchste der alten Welt,) die Kette der Alpen, im Westen durch die Sevennergebirge mit den Pyrenäen zusammenhangend; im Osten sich in den Karpathen und dem Balkan bis zu den Ufern des schwarzen Meers verlängernd; theilt diesen Welttheil in zwey sehr ungleiche Hälften, die südliche und nördliche. Sie sondert die drey nach Süden hervorragenden Halbinseln, die der Pyrenäen, Italiens und Griechenlands mit der Südküste Frankreichs und Deutschlands, von dem großen Continent Europa's ab, der im Norden bis über den Polarkreis sich hinaufzieht. Diese letztere, bey weitem größere, Hälfte enthält fast alle Hauptströme dieses Welttheils; der Ebro dagegen, die Rhone und der Po, sind die einzigen von einiger Bedeutung für die Schifffahrt, die ihre Gewässer dem Mittelmeer zuführen. Keine andere Bergkette unsrer Erde ist für die Geschichte unsers Geschlechts so wichtig gewesen als die Kette der Alpen. Eine lange Reihe von Jahrhunderten sonderte sie gleichsam zwey Welten von einander ab; unter dem Griechischen und Hesperischen

Himmel hatten sich schon lange die schönsten Knospen der Cultur entfaltet, als noch in den Wäldern des Nordens zerstreute Stämme von Barbaren umherirrten. Wie ganz anders würde wohl die Geschichte Europa's lauten, zöge sich die Wand der Alpen statt nahe am Mittelmeer an den Ufern der Nordsee her? Weniger wichtig scheint diese Grenzscheidung freylich in unsrer Zeit; der unternehmende Geist des Europäers bahnte sich den Weg über die Alpen, wie er sich den Weg über den Ocean gebahnt hat; aber entscheidend wichtig ist sie für den Zeitraum der uns beschäftigt, für das Alterthum. Physisch, moralisch, politisch getrennt blieben damals der Süden und Norden; lange blieb jene Kette die wohlthätige Schutzwehr des einen gegen den andern; und wenn gleich Caesar, endlich diese Schranken durchbrechend, in etwas die politischen Grenzen verrückte; — wie scharf spricht sich doch dieser Unterschied nicht fortdauernd aus, in dem Römischen und Nichtrömischen Europa?

So bleibt es also nur der Süden unsers Welttheils, der uns in den gegenwärtigen Untersuchungen beschäftigen kann. War er in seinem Umfange beschränkt, schien er kaum Platz für mächtige Nationen darzubieten, so gab ihm Clima und Lage dafür hinreichenden Ersatz. Wer von den Söhnen des Nordens stieg je an der Südseite der Alpen herab, und wurde nicht ergriffen von dem Gefühl der neuen Natur die ihn umgab? Jenes schönere Blau des Hesperischen und Hellenischen Himmels, jene lauern Lüfte, jene sanftern Formen der Gebirge, jene Pracht der Felsengestade und der Inseln, jenes Dunkel der Wälder, prangend mit goldenen Früchten, — leben sie etwa bloß in den Liedern der Dichter? Wenn gleich noch fern von den tropischen Ländern, erwacht doch hier gleichsam die Ahnung von ihnen. Schon wächst in Unteritalien die

Aloë wild; schon gedeiht in Sicilien das Zukkerrohr; von dem Gipfel des Aetna herunter erblickt man schon die Felseninsel Malta, wo die Dattelpalme reift; und in blauer Ferne selbst des nahen Africa's Küsten 3)! Nirgends erscheint hier die Natur in der Einförmigkeit, welche in den Wäldern und Ebnen des Nordens so lange den Geist der Völker beschränkte. In allen diesen Ländern ein steter Wechsel mäßiger Gebirge, mit lieblichen Thälern und Flächen, über welche Pomona ihre schönsten Segnungen ausgoß. Giebt auch der beschränkte Umfang der Länder keinen großen schiffbaren Strömen Raum, welchen Ersatz geben dafür die ausgedehnten buchtenreichen Küsten? Das Mittelmeer gehört dem Süden von Europa an; und durch das Mittelmeer wurden die Völker des Occidents zuerst was sie geworden sind. Laßt eine Steppe seinen Raum ausfüllen; und wir wären noch umherirrende Tartaren und Mongolen; wie jene Nomaden von Mittelasien es blieben.

Von den Völkern des Südens können nur drey uns beschäftigen: Griechen, Macedonier, und Römer, Italiens, bald der Welt, Beherrscher. Wir nannten sie in der Ordnung, in welcher sie als hervorragende Nationen, wenn gleich auf verschiedene Weise, in der Geschichte auftreten. Dieselbe Ordnung werden wir in ihrer Darstellung befolgen.

3) Bartel's Reise durch Sicilien B. II. S. 338 — 349.

Griechen.

In der grauen Hellas heilge Räume
Sollst du flüchten aus der Zeiten Drang.
Freyheit lebt nicht stets im Reich der Träume,
Und das Schöne blüht dort im Gesang!

Erster Abschnitt.

Geographische Ansicht Griechenlands.

Wer auch nichts von der Geschichte der Griechen wüßte, würde nach einem aufmerksamen Blick auf die Charte dennoch kaum in Zweifel bleiben können, daß ihr Land durch seine Lage das von der Natur am meisten begünstigte von Europa sey. Es ist das südlichste dieses Welttheils. Das Vorgebirge Tänarium in dem es endigt, liegt mit dem berühmtem Felsen von Calpe fast genau unter derselbigen Breite; seine Nordgrenze aber fällt noch etwas südlicher als Madrit. So dehnt es sich von jenem Vorgebirge bis zu dem Olymp und den Cambunischen Bergen, die es von Macedonien trennen, beynahe 50 Meilen von Süden nach Norden aus 1). Sein östlichster Punct ist das Vorgebirge Sunium in Attica; von da beträgt die größte Breite bis zu dem von Leucas im Westen kaum 36 Meilen. Die Größe der Nation und der Reichthum ihrer Thaten verführt leicht zu dem Irrthum sich auch ihr Land zu groß zu denken. Wollte man aber auch die sämmtlichen Inseln hinzurechnen, so würde doch sein Flächeninhalt noch um ein Drittheil kleiner seyn, als der von Portugal. Aber welche Vortheile hatte es nicht vor der Iberischen Halbinsel durch seine Lage voraus? Wenn diese, nach den Begriffen des Alterthums, an das Westliche Ende der Welt, wie das ferne Serica an das Oestliche, versetzt war, so fand sich

1) Von 36½ bis 40° N B.

Griechenland gleichsam in der Mitte der cultivirtesten Länder dreyer Welttheile. Eine kurze Ueberfahrt trennte es von Italien; nach Aegypten, Vorderasien und Phoenicien schien der Weg, wenn auch etwas länger, doch nicht gefahrvoller zu seyn.

Die Natur selber machte bey diesem Lande von so mäßigen Umfange die geographische Abtheilung; indem sie es in die Halbinsel des Peloponneses, und das feste Land; und dieses wiederum durch eine Bergkette, welche es quer durchstreicht, die des Oeta, in eine fast gleiche südliche und nördliche Hälfte theilt. Allenthalben aber wechseln in demselben Anhöhen mit Thälern und fruchtbaren Ebnen; und wenn man bey einen so beschränkten Umfange keine große Flüsse findet, (der Peneus und Achelous sind die einzigen etwas beträchtlichen;) so geben die so ausgedehnten Küsten, allenthalben überflüssig mit Buchten, Anfahrten, und von der Natur selber bereiteten Häfen versehen, daführ mehr als hinreichenden Ersatz.

Die Halbinsel des Pelops, dem Helden zu Ehren so genannt, der nicht den Krieg sondern die Geschenke des Friedens aus Vorderasien dahin gebracht haben soll, dem Umfange nach ungefähr Sicilien gleich, bildet den südlichsten Theil. Sie besteht aus einem hohen Bergrücken in ihrer Mitte, der mehrere Arme, zum Theil bis aus Meer, ausschickt, zwischen denen aber frachtbare Ebnen, reich bewässert von einer Menge Flüsse, welche in allen Richtungen von dem Gebirge herunter strömen, sich ausdehnen. Dieß hohe Binnenland, das nirgend die Ufer berührt, ist das in der Sage der Dichter so gefeyerte Arcadien. Sein höchster Rücken, das Gebirge Cyllene, erhebt sich nach Strabo 15 bis 20 Stadien über das Meer 2). Die Natur

2) Strabo l. VIII. p. 267. ed. Casaub. Das Schwankende der Angabe zeigt, wie ungewiß sie ist.

selber hat dieß Land zum Hirtenleben bestimmt. „Die Matten und Wiesen sind selbst im Sommer „grün und unversengt; denn der Schatten und die „Feuchtigkeit erhalten sie. Das Land sieht der „Schweiz ähnlich; auch gleichen die Arcadier in „Manchem diesen Alpenbewohnern. Liebe zur Frey„heit, und dennoch Liebe zum Gelde; wo es Geld „gab, da waren Arcadische Söldlinge. Doch ist es „vorzüglich die westliche Hälfte Arcadiens, wo Pan „die Hirtenflöte erfand, die den Nahmen eines „Hirtenlandes verdient. Unzählige Bäche, einer „lieblicher als der andere, ergießen sich hier, „bald rauschend bald murmelnd, von den Bergen „herab. Die Vegetation ist reich und prächtig; „überall Frische und Kühlung. Eine Schaafheerde „folgt hier der andern, bis man dem rauhen Tay„getus sich nähert; wo diese mit zahlreichen Heer„den von Ziegen wechseln 3)." Die Bewohner Arcadiens, dem Hirtenleben ergeben, zogen daher lange den Aufenthalt in offnen Orten dem in Städten vor, und als einige unter diesen, besonders Tegea und Mantinea, sich hoben, untergruben die Streitigkeiten zwischen ihnen die Ruhe und die Freyheit des Volks. Das griechische Hirtenleben, wenn gleich von Dichtern verschönert, verrieth doch in so fern seinen Ursprung, daß es unter einem Volke entstand, das nicht als Nomaden umherzog, sondern feste Wohnsitze hatte.

Um Arcadien herum legen sieben Landschaften, fast alle von Flüssen durchströmt, die sich von seinen Höhen herunter ergossen. Im Süden das Heldenland Laconien; rauh und gebirgigt; aber doch stark bevölkert; so daß es einst gegen 100

3) Bartholdy Bruchstücke zur nähren Kenntniß Griechenlands S. 239. 241.

Städte oder Ortschaften enthalten haben soll 4). Es ward vom Eurotas bewässert; dem klarsten und reinsten aller griechischen Flüsse 5), der, aus Arkadien kommend, mehrere kleinere in sich aufnahm. An seinen Ufern lag Sparta; herrschend über das Land; ohne Mauern, ohne Thore; nur durch seine Männer beschützt. Sie gehörte zu den großen, aber ungeachtet des Markts, des Theaters, und mehrerer Tempel, welche Pausanias aufzählt 6), nicht zu den prächtigen Städten Griechenlands. Die Denkmähler gefallener Helden 7) machten den Hauptschmuck der Ufer des lorbeerbedeckten 8) Eurotas aus. Aber alle diese Monumente sind dahin; sogar der Ort ist streitig, wo das alte Sparta stand. Man sah sonst das neuere Misitra dafür an; man kam von dieser Meinung zurück; ein neuerer Reisender glaubt etwa zwey Stunden südöstlich von da, bey dem verfallenen Mogula die Spuren des alten Theaters und einiger Tempel entdeckt zu haben 9). Nur etwa eine Meile entfernt lag Amyclae, berühmt durch das Ora=

4) Die Nahmen von 67 hat Manso aufgezählt: Sparta, I. 2. S. 15. Und doch war Laconien nicht viel größer als das vormalige Gebiet der Reichsstadt Nürnberg.

5) Bartholdy Bruchstücke rc. S. 223.

6) Pausan. III. p. 240. ed. Kuhn.

7) Man sehe das lange Verzeichniß davon bey Pausan. p. 240. 243. rc.

8) Auch noch jetzt paßt dieser Beynahme; Pouqueville Voyage I. p. 189.

9) Man sehe Chateaubriand Itineraire de Paris à Jerusalem I. p. 23. Herr Ch. machte den Weg von Misitra nach Mogula, bey Palaiochoros, zwar in Einer Stunde; aber zu Pferde und in Gallop. Jene Entdeckungen sind zwar Hrn. Ch. eigen; daß jedoch auch andere vor ihm bey Palaiochoros die Lage des alten Sparta vermuhtet hatten, bemerkt er selbst.

kel des Apollo, von dessen Heiligthum aber keine Spur mehr vorhanden ist; und ein Weg von drey Meilen führte von Sparta nach Gythium, seinem Hafen; seitdem es, sich selbst verkennend, eine Flotte erbaute. Im Westen und Norden umgab Laconien der hohe Taygetus; der es von den fruchtbaren Ebnen Messeniens trennte. Schon früh ward dieses Land die Beute von Sparta 1), dessen Gebiet, seitdem verdoppelt, leicht das größte aller griechischen Städte ward. Aber nach langem und sichern Besitz ward doch endlich Messenien gerächt, als Epaminondas, sein Wiederhersteller, die Macht des gedemüthigten Spartas brach.

Eine Landzunge, von Argos, der Hauptstadt, Argolis genannt, geht von Arcadien aus in südöstlicher Richtung zwölf Meilen weit ins Meer herein, wo sie mit dem Vorgebirge Scillaeum sich endigt. Viele und große Erinnerungen rief diese Landschaft aus den Heldenzeiten ins Gedächtniß zurück. Hier lag Tiryns, von wo Hercules auszog seine Arbeiten zu bestehn, hier Mycenae, der Wohnsitz Agamemnons, des mächtigsten und unglücklichsten Herrschers; hier Nemea, durch die Spiele, Poseidon zu Ehren gefeyert, berühmt. Aber der Ruhm der Vorzeit scheint Argos nicht begeistert zu haben. Kein Themistocles, kein Agesilaus, wird unter seinen Bürgern genannt; und, im Besitz keines unbedeutenden Gebiets, erhob es sich dennoch nicht nur niemals in den Rang der ersten Staaten Griechenlands, sondern ward vielmehr nur das Spielwerk der auswärtigen Politik.

An der Westseite des Peloponneses lag Elis, das heilige Land. Seine Ausdehnung von Süden nach Norden, in so fern man die südliche kleine Landschaft Triphylien mit dazu rechnete, betrug

1) Durch den zweyten Messenischen Krieg. der 68. v. Chr. endete.

zwölf Meilen; die Breite, wo sie am größten war, nicht über die Hälfte. Mehrere Flüsse, von den Arcadischen Gebirgen herunterkommend, bewässerten seine fruchtbaren Ebnen; unter ihnen der Alpheus, an Größe wie an Ruhm der erste; da er Olympias Heldenspiele an seinen Ufern sah. Seine Quellen fanden sich unweit denen des Eurotas; wie dieser, sich nach Süden wendend, das Land des Krieges durchströmte, so jener, nach Westen, das Land des Friedens. Denn hier, in dem Zeus geweihten Lande, wo die Nation der Hellenen im festlichen Glanze sich zeigend, als Ein Volk sich begrüßte, sollte auch keine blutige Fehde den Boden entweihen. Durchziehen konnten Kriegerschaaren das heilige Land, aber mit abgelegten Waffen; erst bey dem Austritt erhielten sie sie wieder 2). Das ist das Herrliche bey dem Volke der Hellenen, daß sie auch da die edlern Gefühle der Menschheit ehrten, wo andere ihrer zu vergessen pflegen. —. Sie haben geblüht so lange sie dieß über sich vermochten, sie sanken selber, als das Heilige aufhörte ihnen heilig zu seyn.

Die Landschaft Elis umfaßte die drey Abtheilungen; das waldigte Triphylia im Süden, wo dasjenige Pylus lag, das, nach Strabo's Urtheil, vor seinen beyden Nahmensgenannten auf den Ruhm Anspruch machen konnte, einst von Nestor beherrscht zu seyn 3). Das tiefe Elis im Norden; eine Thalebne von den rauhen Gebirgen Pholoë und Scollis eingeschlossen, beydes Arme des Arcadischen Erymanthus, und von dem Selleis und Elischen Peneus bewässert, an dessen Ufern die Stadt lag, welche der ganzen Landschaft den Nahmen lieh, wie sie die ganze beherrschte; denn das Gebiet der Elier,

2) Strab. VIII. p. 247.

3) Strab. VIII. p. 242. Die beyden andern lagen das eine in dem nördlichen Elis, das andre in Messene.

auch Pisatis und Triphylia umfassend, gieng bis zu den Grenzen Messeniens 4). Die mittlere Landschaft, Pisatis, von der Stadt Pisa so genannt, war die wichtigste von allen; weil sie Olympia enthielt. Von Elis führte ein doppelter Weg dahin, einer dem Meer näher durch die Ebne, ein andrer durch das Gebirg; die Entfernung betrug 7 bis 8 Meilen 5). Der Nahme Olympia bezeichnet die Gegend nahe bey der Stadt Pisa 6), welche schon in Strabo's Zeitalter nicht mehr vorhanden war, wo jedes fünfte Jahr jene berühmten Spiele gefeyert wurden, welche nach der Besiegung der Pisaer die Elier einzurichten hatten; und die unter ihrem Vorsitz gehalten wurden. Wenn ihnen dieses Vorrecht gleichsam ihre ganze Wichtigkeit in den Augen der Griechen gab; wenn dadurch ihr Land der gemeinschaftliche Mittelpunct; wenn es in Rücksicht der Kunst, und selbst vielleicht des Reichthums, das erste in Griechenland wurde; wenn an den Tempel des Olympischen Jupiters und an seine Feste ihre Sicherheit, ihre Wohlhabenheit, ihr Ruhm, ja gewissermaßen ihre Fortdauer geknüpft war; — dürfen wir uns wundern, wenn kein Opfer ihnen zu groß dünkte, wodurch Olympia verherrlicht ward? Unmittelbar an den Ufern des Alpheus stand hier der heilige Hayn Altis genannt, aus Oelbäumen und Platanen, mit einer Mauer eingefaßt; ein Heiligthum der Kunst, wie es die Welt nicht wie-

4) Wie es durch Hülfe der Spartaner in den Messenischen Kriegen bis dahin sey ausgedehnt worden, erzählt Strabo VIII. p. 247.

5) Nach Strabo l. c. 300 Stadien.

6) Es ist nicht ganz genau gesprochen, wenn Barthelemy IV. p. 207. Pisa und Olympia für Eine Stadt nimmt. Pisa lag freylich nur 6 Stadien (oder eine Viertelstunde) von dem Tempel, Scho. P[illegible] O. X. 55. Eine Stadt Olympia wird aber meines Wissens nicht erwähnt.

der gesehen hat. Denn was sind alle unsre Museen und Kunstcabinette gegen diesen einzigen Platz? In seinem Innern erhob sich der Nationaltempel der Heilenen, der des Olympischen Jupiters 7); mit der Colossalstatue des Gottes, Phidias Meisterstück. Kein andres Kunstwerk des Alterthums ist so einstimmig selbst damals für das erste anerkannt worden, als noch alle Kunstschöpfungen des griechischen Genius vorhanden waren; können wir anstehen, es als das erste aller bekannten Kunstwerke zu nennen? Außer diesem Tempel enthielt der Hain noch den der Juno, der Lucina, das Theater, und das Prytaneum; gleich vor oder noch in demselben 8) aber war das Stadium und die große Rennbahn, oder der Hippodromus. Der ganze Wald war mit Denkmählern und Statuen angefüllt; Göttern, Helden und Siegern gesetzt. Pausanias erwähnt über 230 der letztern; von Jupiter allein beschreibt er 23 Sta-

7) Der Tempel des Jupiter Olympius, von den Eliern im Pericles Zeitalter erbaut, hatte fast dieselbe Maaße mit dem Parthenon in Athen; 230 Fuß Länge, 95 Breite, und 68 Fuß Höhe. Der sitzende Jupitercoloß, nach Strabo fast an die Decke des Tempels stoßend, soll 60 Fuß hoch gewesen seyn. Man vergleiche: Völkel über den großen Tempel und die Statue des Jupiters in Olympia. 1794.

8) Nach Strabo in der Altis: nach Barthelemy vor derselben. Ueber das Local des alten Olympia sind wir noch sehr im Dunkeln. Der einzige neuere Reisende der es genau untersuchte (was Chandler sagt, ist unbedeutend), ist Hr. Fauvel. Aber sein, dem Nationalinstitut vorgelegter, Precis de ses voyages dans le continent de la Grece etc. ist mir nur aus der kurzen Notiz davon im Millin Magazin Encyclop. 1802. T. II. bekannt. Er fand, wie es hier heißt, nicht nur die Ueberbleibsel des Jupitertempels, sondern auch des Hippodromus wieder.

tuen 9); großentheils Werke der ersten Künstler; (wie hätte hier, wo schon das Mittelmäßige verächtlich ward, das Schlechte Platz finden können)? Noch Plinius schätzt die Zahl sämmtlicher Statuen in seinen Zeiten auf dreytausend 1). Dazu kamen die Schatzkammern (θησαυροι), welche die Frömmigkeit oder die Eitelkeit so vieler Städte, die Pausanias aufzählt 2), in reichen Weihgeschenken hier errichtet hatte. Es war ein erlaubtes Selbstgefühl, mit dem der Hellene sein Olympia verließ. Mit Recht konnte er sich sagen, er habe das Herrlichste der Erde gesehen; und dieß Herrlichste, nicht von Fremden verfertigt, war zugleich das Werk und das Eigenthum seiner Nation.

Die Landschaft Elis dankte ihre Ruhe dem Schutze der Götter; das nördlich daran stoßende Achaja der Weisheit der Menschen. Einst von Joniern bewohnt, hatte dieß Küstenland den Nahmen Jonien getragen; der auch nachmals dem benachbarten Meere, an der Westseite Griechenlands, eigen blieb. Aber bey dem Sturm der Dorischen Völkerwanderung hatte es diese ältern Bewohner mit Achäern vertauscht 3). Achaja, bewässert von einer Menge Bergflüsse, die, noch von dem hohen Rücken der Arcadischen Gebirge herunterkommend, durch seine Felder sich wanden, gehörte in Rücksicht seines Umfanges, seiner Fruchtbarkeit, seiner Bevölkerung, zu den mittlern Landschaften Griechenlands. Der Character seiner Bewohner stimmte damit überein. Sie strebten nicht nach Vergrößerung, nicht nach auswärtigem Einfluß. Weder große Heerfüh=

9) So viele hat Pausan. V, d. 434. etc. aufgezählt und beschrieben. Unter ihnen ein Coloß von Bronze 27 Fuß hoch.

1) Plin. Hist. Nat. XXXIV, 17. Eben so viele in Athen, Delphi und Rhodus.

2) Pausan. VI, p. 497 etc.

3) Bereits um 1100 v. Ch.

rer noch große Dichter verherrlichten ihren Nahmen; Aber Eins hatten sie; gute Gesetze. Zwölf Städte 4), jede mit ihrem kleinen Gebiet, in ihren innern Angelegenheiten unabhängig, bildeten einen Verein, der unter dem Nahmen eines Achäischen Bundes schon sehr alt war. Völlige Gleichheit unter einander war die Grunlage desselben; keine Anmaßung eines Principats von einzelnen! Welch' ein Beyspiel für das übrige Griechenland, hätte dieses es fassen können oder wollen! So lebten sie lange fort in glücklicher Ruhe; ohne Theilnahme an den Kriegen der Nachbaren. Ihr Land lag Niemand im Wege, und lockte Niemand; selbst im Peloponnesischen Kriege blieben die Achäer neutral. Die Macedonische Herrschaft lösete endlich auch dieses Band auf; und begünstigte, um sich ihrer als Werkzeuge zu bedienen, einzelne Tyrannen. Die Zeiten sollten kommen, wo die Nemesis waltete! Der Achäische Bund ward erneuert, vergrößert, und gerade den Macedonischen Herrschern am gefährlichsten.

Das kleine Gebiet der Stadt Sicyon, (nachmals dem Achäischen Bunde angehörend) trennte Achaja von dem von Corinth. Seinem Umfange nach gehörte dieser Staat zu den kleinsten Griechenlands; aber die Wichtigkeit eines Handelstaats hängt nicht ab von dem Umfange seines Gebiets. Venedig war am blühendsten und mächtigsten als es noch keine Quadratmeile auf dem festen Lande Italiens besaß. Das reiche Corinth, über eine Meile im Umfange haltend, breitete sich aus an dem Fuße eines hohen und steilen Bergs, auf dem seine Burg lag. Es gab schwerlich einen festern Platz in Griechenland, so wie vielleicht keinen, der eine so prachtvolle Aussicht gewährte als Acrocorinthos 5).

4) Dyme und Patrae waren die vorzüglichsten; Helice war vom Meer verschlungen.

5) Man sehe Strabo p. 261. Von neuern Reisenden

Zu den Füßen übersah man die gewerbvolle und kunstliebende Stadt und ihr Gebiet, mit ihren Tempeln, ihren Theatern, und ihren Wasserleitungen 6). Ihre beyden Häfen Lechaeum am westlichen, Cenchreae am östlichen Meerbusen, angefüllt mit Schiffen, und diese Meerbusen selbst, mit dem Isthmus zwischen ihnen, waren im Gesicht. Jenseit ragten noch in blauer Ferne die Gipfel des Helicon und selbst des Parnassus hervor; und ein scharfes Auge mochte sogar noch auf der östlichen Seite die Burg von Athen erblicken. Welche Bilder, welche Gefühle ruft diese Aussicht hervor! Jetzt hausen dort Barbaren, die auch nicht einmal den Genuß derselben gestatten. Kein Fremder darf die Burg von Corinth jetzt besteigen.

Ueber die Landenge des Peloponneses, von den Griechen meist schlechtweg der Isthmus genannt, (lange kannten sie keinen andern;) kam man nach dem eigentlichen Hellas. Die südliche Hälfte desselben, bis zu der Kette des Oeta, zerfiel in acht, oder, wenn man das doppelte Locris zwiefach zählt, in neun Landschaften; welche Zahl ihren mäßigen Umfang schon im voraus anzeigt. Gleich am Isthmus, auf dem in einem Fichtenhayn der Tempel des Neptuns lag, neben welchem sich Griechenland zu den Isthmischen Spielen versammlete, begann das kleine Gebiet von Megara 7); durch welches längst dem hohen Felsengestade, wo einst der Räu=

waren Spon und Wehler oben 1676. Nach Chateaubriand I, 36. ist schon die Aussicht am Fuß der Citadelle bezaubernd. Wenn sie das noch jetzt ist, was muß sie einst gewesen seyn!

6) Corinth ist selbst bey Dichtern berühmt wegen seiner reichen Bewässerung; man sehe Euripides bey Strabo l. c. Die vielen Tempel und Wasserleitungen zählt Pausanias auf, l. II.

7) So wie auch das von Corinth nicht über zwey Meilen lang und breit.

ker Seiren sein Handwerk getrieben haben sollte, der Weg nach dem von den Göttern geliebten Attica führte.

Eine Landzunge oder Halbinsel, welche, der von Argolis gegen über, gegen vierzehn Meilen in südöstlicher Richtung sich in das Aegeische Meer erstreckt, bildet diese Landschaft. Wo sie mit dem festen Lande zusammenhängt, mag ihre größte Breite sechs Meilen betragen; aber immer sich mehr abspitzend, endigt sie in dem hohen Vorgebirge Sunium; von welchem herunter ein Tempel der Minerva dem vom Meer ankommenden Fremdling schon von weiten das von der Göttin des Muths und der Weisheit beschützte Land verkündete. Nicht mit üppiger Fruchtbarkeit war es von den Olympiern ausgestattet worden; nie brachte es so viel Getreide hervor als seine Bewohner bedurften; wofür weder der Honig des Hymettus, noch der Marmor des Pentelischen Gebirgs, noch selbst die Silbergruben auf Laurium hätten Ersatz geben können. Aber der Oelbau, sein Kunstfleiß, und die Benutzung der Lage seines Landes zum auswärtigen Verkehr, gaben dem genügsamen Volke was es bedurfte, und noch etwas mehr; weil kein Handelszwang seiner Thätigkeit Fesseln anlegte. Fast die ganze Landschaft ist mit Bergen angefüllt; freylich von mäßiger Höhe und mit duftenden Kräutern bedeckt; aber steinigt und ohne Gehölze. Wunderbar schön aber sind ihre Formen; hell wie Crystall und lieblichen Geschmacks die Wasser des Ilissus, Cephissus, und andrer Flüsse oder vielmehr Bäche, die von ihnen herunterströmen; und die fast beständige Klarheit der Luft, die den Gebäuden wie den Gebirgen ganz eigne Tinten leiht 8), eröffnet eine Aussicht, die kaum die Ferne beschränkt.

8) Man sehe hierüber die Bemerkungen von Chateaubriand Itinéraire à Jerusalem. I., p. 191.

„Denn ohne Zweifel, (sagt ein neuerer Reisender 9)), „ist hier das gesundeste, das reinste und mildeste „Clima von Griechenland; wie schon Euripides 1) „singt:

Sanft und mild ist uns're Luft; der Frost
Des Winters nie zu streng, noch drückend Phöbus
Stral;
Und ohne Reiz für uns der herrlichste Genuß,
Den Asiens Gefild' und Hellas Reichthum beut.

Wo aber die Berge sich öffnen, und mäßigen Ebnen Platz lassen, da bedecken unabsehbare Wälder von Oelbäumen auch noch jetzt den Boden. „Schöner sieht man sie nirgend; kaum lassen sich „die von Palermo oder auf der Riviera von Genua mit diesen unsterblichen vergleichen; die mit „immer verjüngter Kraft seit Jahrhunderten Zweige und Sprößlinge trieben 2).“ Einst beschatteten sie die heilige Straße, die Gegend des Ceramicus und die Gärten der Academie; und wenn die Göttin selbst, wie ihre Schüler, hier nicht mehr weilt, so hinterließ sie doch der Nachwelt das erste der Geschenke, das sie ihrem Lieblingsvolke machte.

Wer von Corinth und Megara her kommend über den Isthmus nach Attica zog, erreichte, etwa zwey Meilen von der zuletzt genannten Stadt, das heilige Eleusis. Ihre Heiligthümer allein hatten seine Einwohner sich vorbehalten, als sie sich Athen unterwarfen 3); und so wurden die geheimnißvollen Feste der Demeter hier fortdauernd in ihrem Tempel gefeyert. Von hier führte, in einer fast

9) Bartholdy Bruchstücke rc. S. 214.

1) Euripid. in Erechtheo. fr. I, v. 15, etc.

2) Bartholdy Bruchstücke rc. S. 220.

3) Pausan. I, p. 92.

gleichen Weite, der heilige Weg nach der Pallas-beschützten Stadt.

Athen lag in einer Ebne, die nach Südwesten hin bis zu dem Meer und zu den Häfen etwa eine Meile weit sich ausdehnte, nach der andern Seite aber von Bergen eingeschlossen war. Die Ebne selbst aber wurde von mehrern Felsenhügeln unterbrochen. Der größte und höchste von diesen trug die Burg oder Acropolis, nach ihrem Erbauer Cecrops genannt; zu deren Füßen, besonders nach der Seite des Meers hin, die Stadt sich ausbreitete. Der Gipfel jenes Felsenbergs enthielt eine Fläche, von etwa 800 Fuß in der Länge, und halb so viel in der Breite; die gleichsam von der Natur selber dazu bereitet schien, jene Meisterwerke der Baukunst zu tragen, welche weit in die Ferne den Glanz Athens verkündigten. Wenn man den einzigen Weg der zu ihr führte erstiegen hatte, so erreichte man die Propylaeen 4), mit ihren beiden Flügeln, dem Tempel des Siegs und einem andern mit den Mahlereyen des Polygnotus geschmückt. Jenes Prachtgebäude, das glänzendste Denkmal womit Pericles seine Staatsverwaltung verherrlichte, das Werk des Mnesicles, war zugleich mit den bewundernswürdigen Bildwerken des Phidias geziert 5). Sie bildeten den stolzen Eingang zu der Fläche der Burg, auf der die Tempel der Schutzgötter Athens standen. Zur Linken der Tempel der Pallas, der Städtebeschützerin, mit der vom Himmel gefallenen Bild-

4) Man vergleiche die Grundrisse und Abbildungen in Stuarts Antiquities of Athen.

5) Ein Theil dieser Meisterwerke ist nicht mehr! Bekanntlich hat Lord Elgin vor kurzem durch die Beraubung der Acropolis sich einen Nahmen gemacht, den kein andrer mit ihm wird theilen wollen. Den Raub verschlang das Meer. Die Zerstörungen dieses modernen Herostrats schildert Chateaubriand itiner. I, p. 202.

säule, und dem heiligen Oelbaum; und der des Neptuns. Aber zur Rechten, hoch über Alles Andre hervortragend, das Parthenon, der Stolz Athens; wo die colossalische Minerva des Phidias stand, nach dem Olympischen Jupiter das erste seiner Werke. Am Fuße der Burg aber war zur einen Seite das Odeum, und das Theater des Bacchus, wo an den Festen des Gottes die tragischen Wettstreite gefeyert, und jene ewigen Meisterwerke dargestellt wurden, deren uns erhaltene Ueberreste uns das Verlohrne nur doppelt bedauern machen; an der andern das Prytaneum, wo der Staat die ersten Magistrate und die verdienten Bürger durch eine freye Tafel ehrte. Ein mäßiges Thal, Coele, trennte von der Acropolis den Hügel, wo der Areopagus seine Sitzungen hielt; und diesen wiederum von dem der Pnyx, auf welchem das versammelte Volk über die Angelegenheiten der Republik zu entscheiden pflegte. Noch erblickt man hier, (unvergänglich, weil sie in den Felsen selber gehauen ist), die Tribune, auf der einst Pericles und Demosthenes sprachen; erst vor kurzem ward sie, mit den vier Stuffen die zu ihr führen, vom Schutte gereinigt 6).

Wer eine weitere Aufzählung der Tempel, der Hallen, und der zahllosen Kunstwerke sucht, welche die Stadt der Pallas schmückten, findet sie beym Pausanias. Wie viel, wo nicht das Meiste doch das Beste, war damals schon weggeschleppt, wie viel in den Kriegen zerstört und vernichtet worden; und dennoch, wenn man lieset was noch da war, legt man bei Athen (und bei wie mancher andern griechischen Stadt?) sich unwillkührlich die Frage vor: wo denn das Alles nur Platz gefunden habe? Die ganze Gegend von Athen, besonders der lange Weg der zum Piraeeus führte, war mit Monumen-

6) Chateaubriand Itineraire Vol. I. p. 184.

ten jeder Art, vorzüglich mit Grabmählern großer Dichter, Heerführer und Staatsmänner geschmückt, denen man selten nach dem Tode den öffentlichen Dank entzog, den man desto seltener im Leben ihnen zollte. Eine zwiefache Mauer, die nördliche und südliche genannt, schloß jenen Weg, fast eine Meile lang, zu beyden Seiten ein; und umfaßte die beiden Häfen des Piraeeus und Phalereus. Sie gehörte zu den größten Werken der Athenienser, wozu Themistocles die Idee gefaßt und sie ausgeführt hatte. Bey einer Höhe von 40 griechischen Ellen hatte sie, ganz aus Quadersteinen erbaut, die Breite, daß zwey Lastwagen sich ausweichen konnten. Der Piraeeus, zu dem sie führte, bildete (so wie auch Phalerae) mit seinen Plätzen, Tempeln, Märkten, und dem Handelsgewühl das sie belebte, eine eigne Stadt, vielleicht lebhafter als Athen selbst 7). Sein Hafen, mit Schiffsdocken und Magazinen reichlich versehen, war geräumig genug, in seinen drei Abtheilungen 400 Triremen zu fassen; während der Phalereus und Munychius jeder nur etwa 50 aufnehmen konnten 8). Alle drei waren von der Natur durch Buchten der Küste gebildet; allein der Piraeeus hatte außer seinem größern Umfang auch den Vorzug der größern Sicherheit.

Die Ebne von Athen war nach drei Seiten von Bergen umgeben, welche schon in mäßiger Entfernung von der Stadt sie begrenzten. Wer von der Acropolis und dem Parthenon herunter die Ge=

7) Der Piraeeus wird gleichwohl zuweilen mit zu Athen gerechnet; und so erklärt es sich, wie der Stadt ein Umfang von 200 Stadien oder 5 Meilen gegeben werden konnte. Dio Chrysost. Or. VI.

8) Die reichen Compilationen des Meursius über den Piraeeus, so wie über die Stadt Athen selbst, die Acropolis, den Ceramicus rc. (Gronov. Thes. Ant. Gr. Vol. IV. III.) enthalten fast alle Stellen der alten Schriftsteller darüber.

gend übersah, erblickte im Osten den zweigipflichten Hymettus, im Norden den Pentelicus mit seinen Marmorbrüchen; nach Nordwesten ragte über die niedern Berge noch in weiter Ferne der Cytheron hervor; im Südosten lag, fast am Ende der Landzunge, das silberreiche Laurium; nur gegen Südwesten schweifte der freye Blick ungehindert über die Häfen und den Saronischen Meerbusen, mit seinen Inseln Salamis und Aegina, bis zu der hohen Burg von Corinth 9). Von den Hauptorten der Cantons, (Δῆμοι), in welche Attica getheilt war, (man zählte ihrer über 170) erblickte man hier viele; und auch von denen welche die Berge verdeckten, bestimmte man doch leicht die Lage. Keiner derselben war bedeutend als Stadt; und doch waren wenige, die nicht ihre Merkwürdigkeiten, nicht ihre Götterbilder, Altäre und Tempel hatten; denn wo auch der Athener in seinem Lande wandelte, da mußte immer irgend etwas ihm verkünden, daß er in Attica sey. Von mehreren riefen schon die Namen große Erinnerungen zurück; und Keiner war von Athen so entfernt, daß es mehr als einer Tagereise bedurft hätte zu ihm zu gelangen. In etwa fünf Stunden mochte man bequem an der entgegengesetzten Küste Attica's das unvergeßliche Marathon und seine lange aber schmale Ebne 1) erreichen. Sunium am Südende der Halbinsel war sechs, die boeotische Grenze etwa fünf Meilen entfernt.

Diese letztere, so oft von Nebeln bedeckte Landschaft, welche Attica im Nordwesten begrenzte, zeigte fast in jeder Rücksicht eine verschiedne Natur. Boeotien war durch die Kette des Helicon, des Cytheron, des Parnassus, und nach der Meerseite hin des Ptoas eingeschlossen; die sämmtlich eine

9) Chateaubriand Itineraire etc. I. p. 226.
1) Chandler travels p. 163.

große Ebne umringten, den Haupttheil des Landes. Zahlreiche Flüsse, der bedeutendste unter ihnen der Cephissus 2), hatten hier, von den Höhen herunterkommend, vermuthlich lange stagnirt und Seen gebildet, von denen der Copais der größte ist. Wahrscheinlich hat er unterirdische Abflüsse; denn seine Gewässer, sonst durch künstliche Canäle verbreitet, haben sich, seitdem diese in den neuern Zeiten verfielen, dennoch so verringert, daß er zu einem Sumpfe ausgetrocknet ist 3). Eben diese Flüsse scheinen aber auch den Boden Boeotiens erst gebildet zu haben; der zu den fruchtbarsten Griechenlands gehörte. Auch war Boeotien vielleicht die am stärksten bewohnte Landschaft; denn keine andre hatte eine solche Anzahl bedeutender Städte aufzuzeigen. Die Nahmen fast aller werden häufig in der Geschichte genannt; denn das Schicksal wollte es, daß Griechenlands Loos fast immer in Boeotien entschieden werden mußte. Bei Plataeae ward seine Freiheit errungen; bei Chaeronea gieng sie verloren; bei Tanagra siegten die Spartaner; bei Leuctra ward Spartas Macht auf immer gebrochen. Als Haupt der Boeotischen Städte betrachtete sich das siebenthorige Theben; (mehr durch seinen Umfang als seine Gebäude ausgezeichnet;) ohne deshalb von allen dafür anerkannt zu werden. Die Anmaßung dieses Thebanischen Principats über Boeotien, ward entscheidend wichtig in einzelnen Zeitpuncten der griechischen Geschichte.

Der Cithaeron trennte Boeotien von Attica, der Parnassus von **Phocis**. Diese Landschaft von mäßigem Umfange, und sehr unregelmäßiger Gestalt, dehnt sich im Süden längs dem Corinthischen Meerbusen aus; und wird im Norden durch das Oeta Gebirge begrenzt. Hier finden sich die Päße,

2) Von dem Cephissus in Attica verschieden.

3) **Bartholdy** Bruchstücke 2c. S. 230.

der wichtigste bei der Stadt Elatea, (deshalb schnell bei seinem zweiten Einfall in Griechenland von Philipp besetzt,) welche die Wege nach Boeotien und Attica öffnen. Das verödete Gebirge des Parnassus, an welches einst der Ruhm von Phocis geknüpft war, bietet jetzt dem Wandrer nichts mehr als Erinnerungen dar. An seiner südlichen Seite, überschattet von dem doppelten Gipfel, lag Delphi; etwas über der Stadt der Tempel, das Orakel des Apollo. In zahlloser Menge prangten hier unter dem Schutze des Gottes einst die Meisterwerke der Kunst; die Kostbarkeiten und frommen Weihgeschenke der Völker, der Städte 4), und der Könige. Hier reiften, köstlicher als sie, in dem Rath der Amphictionen die ersten völkerrechtlichen Maximen der Hellenen. Hier strömten an den festlichen Tagen, wo die großen Spiele des Pythiers wiederkehrten, (nur von Olympias Glanze überstrahlt,) die Züge der Wallfahrtenden und die Schaaren der Schauer; hier, am Castalischen Quell, ertönten im feyerlichen Wettstreit die Lieder der Dichter; und, erhebender noch als sie, der Zuruf der Menge!

Alle jene Blüthen sind gefallen
Vor des Nordes winterlichem Wehn!

Auch nicht einmal die Ruinen hat die Zeit uns übrig gelassen! Nur ein zweifelhaftes Denkmal scheint noch den Platz zu bezeichnen, wo einst Oedipus seinen Vater Laius erschlug; und indem die letzte Spur alles Großen und Herrlichen verschwand,

4) Manche derselben hatten hier, so wie zu Olympia, eigne Schatzkammern. Noch in seinen Zeiten schlägt Plinius XXXIV., 17. die Zahl der Statuen zu Delphi, wie zu Olympia und Athen, auf 3000 an!

wird nur noch das Andenken eines Verbrechens bezeichnet 5).

Die Landschaft Phocis und der Parnaß trennen das doppelte Locris von einander. Die östliche Landschaft, von den beiden Stämmen bewohnt, die von der Stadt Opus und von dem Berge Knemis die Benennungen trugen 6), liegt längs dem Euripus, oder der langen Meerenge, welche die Insel Eubœa von Bœotien trennt; und würde kaum etwas der Erwähnung würdiges aufzuweisen haben, wenn nicht die unzertrennlichen Nahmen von Thermopylae und Leonidas sogleich jedes edle Gemüth bewegten!

Dreyhundert Sparter ziehn in langer Heldenreihe
Durchs Thor der Ewigkeit den andern hier voran!

(Bürger).

„Bei Thermopylae, sagt Herodot 7), erhebt sich an „der Westseite ein steiles und unzugängliches Gebirg, „das nach dem Oeta zieht; an der Ostseite der „Straße aber sind das Meer und Moräste. In „dem Paß giebt es warme Quellen, bei denen ein „Altar des Hercules steht. Wenn man von Trachin nach Hellas geht, so ist da der Weg nur ein „halbes Plethrum (50 Fuß) breit; doch ist hier „noch nicht die schmalste Stelle; sondern vor und „hinter den Thermopylen, wo nur Ein Wagen fahren kann.“ So wurde also Thermopylae der einzige Weg, der aus Thessalien nach Hellas ein Heer führen konnte, da über das Gebirg nur höchstens ein Fußsteig lief; und nicht bloß in dem Perserkriege, sondern auch in Philipp's Zeitalter ward

5) Bartholdy Bruchstücke S. 251.

6) Locri Opuntii und Epicnemidii.

7) Herod. VII, 176.

hermopylae als das Thor von Griechenland beachtet.

Das westliche Locris, am Corinthischen Meerbusen, von den Ozolis bewohnt, war, wenn gleich größer an Umfang, doch ärmer an Merkwürdigkeiten. Aber das Schicksal hat gewollt, daß sein Hafen Naupactus, während so viele der ruhmvollsten Städte ihre Wichtigkeit verloren, oder ganz verschwanden, die seinige behalten sollte. Er heißt jetzt Lepanto, und dieser Nahme ist vielleicht das einzige, das in dem neuen Griechenland sich verschöhnert hat.

Die westlichen Länder von Hellas, das rauhe Aetolien, und das waldbedeckte Acarnanien, wenn gleich an Umfange die größern, stehn doch an Ruhm so weit hinter den andern zurück, daß der Geschichtschreiber wenig mehr als sie nennen kann. Die Natur war hier nicht minder groß und freygebig; beyde lagen an dem größten Flusse von Hellas, dem Achelous, der sie trennte; beide waren von Hellenen bewohnt; beide einst durch Heroen verherrlicht; und dennoch blieben Aetoler und Acarnaner Barbaren, als die Athenienser die Lehrer der Nachwelt wurden. — Wie schwer ist es, die Geschichte der Bildung der Völker zu ergründen!

Die Bergkette des Oeta, welche weiter westlich den Namen des Othrys und zuletzt des Pindus annimmt, der, nach Norden sich hinaufziehend, mit den Macedonischen Gebirgen zusammenhängt, trennt das mittlere von dem nördlichen Griechenland. Thessalien, die größte aller griechischen Landschaften, wenn sich gleich ihr Umfang nicht genau angeben läßt, weil nach Norden die Grenze unbestimmt wird, bildet den östlichen, Epirus den westlichen Theil desselben. Kaum gab es eine griechische Landschaft, für welche die Natur so viel gethan zu haben schien, als Thes-

salien. Nach drey Seiten umgaben es die eben genannten Gebirge; nach Osten, an den Küsten des Aegeischen Meers, ragten noch über sie die Gipfel des Ossa, und des götterbewohnten Olympus hervor. Man könnte Thessalien mit Recht das Land des Peneus nennen; der, vom Pindus herunterkommend, es von Westen nach Osten durchfließt. Eine Menge Nebenflüsse eilen, von Norden und Süden her, diesem Hauptflusse zu; und zollen ihm den Tribut ihrer Gewässer. Er hatte, so berichten die Nachrichten der Alten 8), Jahrhunderte stagnirt, bis er, als ein Erdbeben den Olympus und Ossa trennte 9), durch das liebliche Tempe 1) seinen Ausgang zum Aegeischen Meere fand. So entstieg die Ebne Thessaliens den Fluthen; ein fetter Boden, lange durch sie gedüngt. Kein anders Land hatte eine solche innere Wasserverbindung; es hätte nur einiger Hülfe der Kunst bedurft, um sie allgemein zu machen. Sein fruchtbarer Boden war gleich geschickt zum Kornbau und zur Viehzucht; seine Küsten, besonders der Meerbusen von Pagasa 2), boten die besten Häfen der Schifffahrt dar; kaum schien die Natur einen Wunsch unbefriedigt gelassen zu haben. Auch war es in Thessalien, wo der Hellenische Stamm, der

8) Herod. VII. 6. Strab. IX. p. 296.

9) Zum Andenken davon ward in Thessalien das Fest der Pelorien gefeyert, das noch in einem christlichen Fest fortzuleben scheint. Bartholdy S. 137.

1) „Tempe macht gleichsam ein dreyfaches Thal, das am „Ein= und Ausgange weit geöffnet, aber sehr schmal in „der Mitte ist.“ So Hr. Bartholdy; der unter den neuern Reisenden uns die genaueste Nachricht von Tempe aus eigner Ansicht gegeben hat. Bruchstücke ꝛc. S. 112 ꝛc.

2) Pagasa selbst (nachmals Demetrias) Jolcos, und außerhalb Magnesia.

Sage gemäß, sich zuerst dem Ackerbau ergab; und von wo aus seine Zweige sich wieder über die südlichern Länder verbreiteten. Die Nahmen seiner Landschaften riefen fast jede auch eine Erinnerung aus der Urgeschichte und Heldenzeit der Nation zurück. So Pelasgiotis und Thessaliotis. In Estiaeotis erkannte der Dorische Stamm seine ältesten Wohnsitze; und wer hörte den Nahmen von Phthiotis, ohne sich an den Helden der Ilias, den großen Peliden, zu erinnern? Auch blieb Thessalien ein volk- und städtereiches Land. Larissa in der herrlichen Ebne gelegen, und Pherae, waren im Innern, Jolcos, von wo die Argonauten ausschifften, und Magnesia an den Küsten berühmt. Aber vielleicht war es der Reichthum ihres Landes selbst, der den Thessaliern verderblich ward. Sie schwelgten im sinnlichen Genuß; die Thessalischen Tafeln waren berühmt: nicht so die Werke des Geistes; und ungeachtet der götterreiche Olymp ihr Land begrenzte, so hat sich doch nichts Göttliches bey ihnen entwickelt. Ist es zu verwundern, wenn bey dieser groben Sinnlichkeit die Selbstsucht die Vaterlandsliebe erstickte; wenn weder Helden noch Dichter, von ihr begeistert, sich heben konnten? Anarchie und Tyranney folgten hier einander in gewöhnlichem Wechsel; und dadurch stets reif für die Unterjochung schmiegte sich Thessalien von selbst unter das Joch von den Persern, so wie nachmals von Philipp.

Jenseit des Peneus verlor sich schon der reine Stamm und die Sprache der Hellenen. Man fand hier andre Völkerschaften, wahrscheinlich Illyrischen Ursprungs; Perrhaeber, Athamanen und andre; die sich jedoch nach Strabo's Bericht bald den Thessaliern, bald den Macedoniern zuzählten 3). Nicht anders war es in dem westlich

3) Strabo VII. p. 222.

gelegenen Epirus. Zwar herrschte hier bey den Molossern ein griechisches Haus, das der Aeaciden, Nachkommen Achills; zwar vernahm man hier in dem heiligen Hayn von Dodona noch die Orakel des Hellenischen Zeus; aber die größere Zahl der Einwohner scheint nicht mehr Hellenischen Geschlechts gewesen zu seyn.

Dieß feste Land von Hellas war von einem Kranz von Inseln umgeben; die, allmählig von Hellenen besetzt, auch als Theile desselben betrachtet wurden. Sie ragten fast alle mit grün bekränzten Scheiteln über das Meer hervor; die Gipfel von Felsengebirgen, deren Fuß auf seinem Grunde ruht. So scheint es kaum zu bezweifeln, daß wir noch in ihnen die Ueberbleibsel einer früheren Welt sehn; als einst die Gewässer, welche das hohe Mittelasien und Nordafricas Sandwüsten bedeckten, sich verliefen; und das Mittelmeer und den Pontus, als zwey große Behälter, zurückließen. Gewöhnlich trug jedes dieser Eilande denselben Nahmen mit seiner Hauptstadt, deren Gebiet es ausmachte; die drey großen Inseln, Euboea, Creta und Cyprus ausgenommen, deren jede mehrere Städte enthielt. Fast jede hatte ihren Ruhm, und ihre Merkwürdigkeit. Das fruchtbare Corcyra 4) rühmte sich, wie noch jetzt, seines Hafens und seiner Schiffe. Das kleine Ithaca ward unsterblich mit Odysseus und Homer. Cythere im Süden, war der Wohnsitz der Paphischen Göttin. Aegina, wie unbedeutend es war, stritt lange mit Athen um die Herrschaft des Meers. Welcher Grieche hörte Salamis nennen, ohne daß ihn sein Gefühl über die Barbaren erhob? Das langgestreckte Euboea hatte seine Fruchtbarkeit; Thasos seine Goldgruben; Samothrace seine Mysterien. Und in jenem Labyrint der Cycladen und Spora-

4) Jetzt Corfu.

den, jetzt der Archipelagus genannt, welches Eyland hätte nicht den Dichtern Stoff zu einem Hymnus dargeboten 5)? Delos und Naxus hatten ihre Götter; Paros seinen Marmor; Melos sein Unglück 6)! Wenn so viele derselben jetzt verödet sind; wenn das reizende Cythere ein nackter Felsen, wenn Samos durch Sümpfe verpestet wird; wenn die Natur selber hier gealtert zu seyn scheint; wird man darum auf die frühern Zeiten zurückschließen wollen? Rauher und schärfer wehen allerdings jetzt die Etesischen Winde über die kahl gewordenen Gipfel der Berge; in den verödeten Ebnen stagniren die Bäche; aber der Wechsel der Jahrszeiten bringt auch noch jetzt wechselnde Anblicke hervor; und dem Reisenden, dem der Archipelagus jetzt traurig und verödet erscheint, würde er wenige Monathe später einen lachenden Anblick gewähren. „Im Frühlinge sind diese Inseln mit „grünen Rasen, mit Anemonen und Blumen von „allerley Farben; besäet. Im Monath August „aber, wenn die Nordwinde wehen, ist Alles ver„dorrt und aufgetrocknet; und erst im Herbst trei„ben die abgesengten Felder wieder Kräuter her„vor 7).

Diese Ansicht Griechenlands, wie entfernt sie auch von einer eigentlichen Beschreibung bleibt und bleiben sollte, führt uns doch von selbst auf einige Bemerkungen, die vielleicht schon im voraus etwas Licht auf die Geschichte der Nation werfen können.

Erstlich; Griechenland war in sich selbst

5) Ist es nöthig an die Hymnen des Callimachus zu erinnern?

6) Man sehe Thucydides V. 116.

7) Bartholdy Bruchstücke rc. S. 194. Man übersehe die ganze Schilderung dieses Reisenden vom Archipelagus nicht.

schon geographisch so getheilt und zerrissen, daß nicht wohl eine einheimische Alleinherrschaft entstehen konnte. Nicht leicht konnte Thessalien die südlichen Theile jenseits des Oeta, noch weniger Hellas den Peloponnes, oder der Peloponnes Hellas beherrschen. Die Natur selber hatte die Brustwehren aufgeführt, für die, welche frey seyn wollten, und frey zu seyn wußten. Wie leicht waren die Thermopylen, wie leicht der Isthmus zu vertheidigen? Was die Uebermacht eines auswärtigen Eroberers vermochte, wird hier nicht in Anschlag gebracht; und was vermochte selbst diese, so lange die Nation nicht selber ihre Fesseln sich schmiedete?

Ferner: Wenn gleich Griechenland von vielen Ländern an Fruchtbarkeit übertroffen ward, so ist es doch schwer, und wenigstens in Europa unmöglich, ein Land von gleich beschränktem Umfange zu finden, wo die Natur den verschiedenen Zweigen des Gewerbfleißes so mannigfaltig vorgearbeitet hätte. Griechenland war nicht bloß Ackerland, nicht bloß Weideland, nicht bloß Handelsland, — es war Alles zugleich; aber die verschiedenen Theile zeigten doch eine besondre Anlage zu diesem oder jenen. War das fruchtbare Messene für den Getraidebau geschickt; so war es Arcadien für die Heerden. Attica rühmte sich seines Oelbaues und seines Hymettischen Honigs; Thessalien seiner Rosse. Bergbau war sparsam, aber auf Laurium wie auf Thasus nicht unbekannt. Für Gewerbe und Handel paßten die Seestädte; und wie laden die zerrissenen Küsten und der Kranz von Inseln zur Schifffahrt ein? War es nicht diese Vielseitigkeit des geschäftigen Lebens, welche eine Vielseitigkeit der Ideen und Kenntnisse erzeugte? Ward sie nicht die Grundlage zu der weitern Ausbildung der Nation?

Endlich: Kein andres Land von Europa

hatte eine so günstige Lage zum steten Verkehr mit den ältesten gebildeten Völkern der westlichen Welt. Nach Klein-Asien, nach Phoenicien, führte ein Weg von Insel zu Insel. Nach Italien eine Ueberfahrt; und wie weit war es bis zu den Aegyptischen Küsten? Schon in den fabelhaften Zeiten fand man den Weg von den Thessalischen zu den Colchischen Ufern; wie viel früher und leichter nach jenen Ländern, wo keine symplegadische Klippen der kühnen Argo den Durchgang zu versperren drohten?

Zweyter Abschnitt.

Aeltester Zustand der Nation; und ihre Zweige.

Die Nation der Hellenen, wie sie sich selber von einem alten Heerführer nannte, (denn den Nahmen der Griechen erhielt sie von Fremden;) bewahrte in ihrer Mitte manche Sage über ihren frühesten Zustand auf, welche sie auf eine ziemlich gleiche Stuffe mit den wilden Völkerschaften setzen, die in den Wäldern von Nordamerica umherirren 1). Es hatte diesen zufolge eine Zeit gegeben, wo sie noch ohne Ackerbau, nur von den freywilligen Geschenken des Waldes lebte; ja wo selbst das Feuer dem Himmel entwandt werden mußte, um den Sterblichen zu dienen. Indeß breitete sie sich schon in jenen Zeiten allmählig über das Land aus, das sie nachmals inne hatte; und verdrängte die fremdartigen Völkerschaften, oder diese verschmolzen sich mit ihr. Viel erzählte die Sage von den Wanderungen der einzelnen Stämme, von den südlichen in die nördlichen, und von diesen wieder zurück in die südlichen Theile; allein ein eigentliches Nomadenleben, wie die Völker Mittelasiens, hatten doch die Griechen so wenig geführt, als es die Germanischen Nationen geführt haben. Der geringe Umfang, und die gebirgigte Beschaffenheit ihres Landes, die nur mäßigen Heerden die Weide darboten, konnten dieß nicht gestatten.

1) Aeschyl. Prom. vinct. v. 442 etc.

So viel wir aus den sehr unbestimmten Zeitangaben dieser fernen Periode schließen können, scheint es, daß besonders in dem vierzehnten und dreyzehnten Jahrhundert vor dem Anfang unsrer Zeitrechnung diese Verbreitung des Hellenischen Stammes über Hellas in solchem Maaße erfolgt sey, daß er durchgehends der herrschende Stamm wurde. Denn als solcher erscheint er bereits damals, vor dem Trojanischen Kriege. Das Volk der Pelasger, das mit ihm zu den Ureinwohnern des Landes gehörte, und, verschieden durch seine Sprache 2), auch als verschiedener Herkunft betrachtet werden muß, ward, wenn gleich früher das mächtigere, doch immer mehr beengt; und wanderte entweder nach Italien und andern Gegenden aus; oder wo es, wie in Arcadien und Attica sich noch behauptete, vermischte es sich doch allmählig mit den immer mächtiger werdenden Hellenen, bis es sich endlich ganz unter ihnen verlor. Bey dieser Verbreitung der Hellenen sonderten sich aber ihre einzelnen Hauptstämme mehr von einander ab; und diese Absonderung ward zugleich so bleibend und für die Folge so entscheidend wichtig, daß die innere Geschichte der Nation großentheils an ihr hängt. Von den vier Hauptzweigen des ganzen Stammes, den Jonern, Dorern, Aeolern und Achäern, ragten die beyden ersten, da die Aeoler sich meist mit den Dorern verschmolzen 3), und die Achäer, anfangs mächtig, nachher auf ein enges Gebiet beschränkt wurden, so sehr hervor, daß sie als die Hauptbestandtheile der Nation angesehen werden müssen. Es ist für die Kenntniß des Volks wich=

2) Herod. I. 57.

3) Schon Euripides, wo er in Jon v. 1581 etc. die Stämme der Hellenen und ihre Verbreitung schildert, übergeht die Aeoler mit Stillschweigen.

tig zu wissen, in welchen Theilen Griechenlands diese einzelnen Stämme ihre Wohnsitze hatten. Aber diese Wohnsitze blieben nicht immer dieselben; die Hauptbegebenheit, wodurch sie für die Folge bestimmt wurden, ereignete sich bald nach der Beendigung des Trojanischen Kriegs. Bis auf diese Zeiten herunter war der Stamm der Achäer so mächtig, daß Homer der, wie schon Thucydides bemerkt 4), noch keinen allgemeinen Nahmen für die ganze Nation hat, ihn gewöhnlich von den übrigen unterscheidet, die er zuweilen unter der Benennung der Panhellenen zu begreifen pflegt 5). Er hatte damals beynahe den ganzen Peloponnes, mit Ausnahme derjenigen Landschaft, die, nachmals von ihm besetzt und genannt, zu jener Zeit noch Jonien hieß, inne; und da die Gebiete des Agamemnons und Menelaus, der mächtigsten der griechischen Fürsten, beyde in jener Halbinsel lagen, wie konnte es anders seyn, als daß den Achäern der erste Platz gebührte? Aber bald nach diesem Kriege traf gerade diesen Stamm das Loos theils unterjocht, und in die härteste Dienstbarkeit versetzet 6), theils aus seinen Wohnsitzen verdrängt, und auf eine kleine Landschaft, seitdem von ihm Achaja genannt, beschränkt zu werden. Es war dieß eine Folge der Wanderung der Dorer, unter der Führung der Nachkommen des Hercules; welche zwar zunächst die Eroberung des Peloponneses zu ihrem Hauptziel hatte; wodurch jedoch die Wohn-

4) Thucyd. I. 3.

5) *Πανέλληνες καὶ Ἀχαιοὶ*, wie Il. II. 530. Die Hellenen sind ihm zwar noch vorzugsweise die Bewohner von Thessalien; aber in dem Ausdruck Panhellenen liegt doch auch schon der Beweis, daß dieser Nahme bereits damals anfieng einen allgemeinen Sinn zu bekommen.

6) Die Heloten der Spartaner waren großentheils aus den unterjochten Achäern hervorgegangen.

sitze der mehrsten Hellenischen Stämme verändert wurden. Seit dieser Zeit ward fast der ganze Peloponnes von den Dorern, und den sie begleitenden Aetolern, (ihren nahen Stammverwandten, sie hatten Elis inne,) besetzt; nur die Landschaft Achaja ward jetzt das Eigenthum der vertriebenen Achäer, aus der sie wiederum die Jonier verjagten. Aber auch ein großer Theil des übrigen Hellas war von Völkerschaften besetzt, die, wenn sie auch nicht ausdrücklich Dorer genannt wurden, doch durch ihre Dialecte ihre Dorische Abkunft verriethen; Boeotier, Locrier, Thessaler; selbst die Macedonischen Hellenen gehörten dazu; und wenn die Bewohner der westlichen Küstenländer und Inseln noch zuerst Aeoler heißen, so werden sie doch nachmals, (ihre Dialecte waren sich zu ähnlich) nicht mehr von den Dorern unterschieden. Wie verbreitete sich außerdem dieser mächtige Stamm nicht nach Osten und Westen hin durch seine Colonien? Mehrere der Inseln des Archipelagus waren von ihm besetzt; an der Küste Kleinasiens, noch mehr aber an den von Unteritalien und Sicilien, ja selbst von Africa in Cyrene, blühten seine Pflanzstädte auf. Der Jonische Stamm erhielt sich auf dem festen Lande von Griechenland, zwar so viel wir wissen, nur in Attica 7). Aber Attica allein wog auch an Ruhm und an Macht das übrige Griechenland auf. Die große Insel Euboea war meist, manche der kleinen Inseln

7) Die andern Joner, sagt Herodot, und selbst die Athener, legten den Nahmen ab; nur die in Klein-Asien behielten ihn förmlich bey. Herod. I., 143. Deshalb läßt sich seine Verbreitung nicht so genau bezeichnen; wie man denn überhaupt nicht darauf ausgehen muß, jedes griechische Völkchen auf seinen Ursprung zurückführen, und etwa gar einen allgemeinen Stammbaum von ihnen entwerfen zu wollen. Das hätten die Griechen selber nicht vermocht: aber die Hauptstämme blieben verschieden.

des Archipelagus waren ganz von ihm besetzt; aber an der Küste von Kleinasien verdunkelten seine Pflanzstädte die der übrigen; und an denen von Italien und Sicilien gaben sie ihnen wenig nach.

Von den frühesten Zeiten an blieben diese beyden Stämme fortdauernd durch hervorspringende Eigenthümlichkeiten von einander verschieden, welche selbst die allgemein werdende Bildung nicht verwischen konnte. Dem Dorischen Stamm war der Character des Ernstes aufgedrückt, der sich in seiner volltönenden Sprache, in seinen Gesängen, seinen Tänzen, der Einfachheit seiner Lebensart, und in seinen Verfassungen zeigte. Er hängt mit großer Festigkeit an der alten Sitte. Aus ihr gingen großentheils seine Einrichtungen des öffentlichen und des Privatlebens hervor, wie sie durch die Vorschriften seiner Gesetzgeber demnächst bestimmt wurden. Bei ihm galt der Vorzug der Geschlechter und des Alters. Die Regierungen der Dorischen Städte waren ursprünglich immer mehr oder weniger die Regierungen reicher und edler Geschlechter; und schon darin lag ein Grund der größern Festigkeit ihrer Verfassungen. Der gute Rath ward bei der Erfahrung des Alters gesucht; wo der Greis erschien, stand der Jüngling auf. Die Religion war bei den Dorern weniger Gegenstand des Luxus; aber sie blieb ihnen desto mehr Gegenstand des Bedürfnisses. Was hätte der Dorer wichtiges begonnen, ohne das Orakel vorher befragt zu haben? — Alles dieses gilt von den früheren Zeiten. War die Ehrfurcht vor der väterlichen Sitte einmal besiegt, so kannte der Dorer auch keine Grenze mehr; und Tarent konnte an Ueppigkeit, wie Syracus an innern Stürmen, alle übrigen Städte übertreffen. Seit der Einwanderung dieses Stammes in den Peloponnes, ward sowohl der größte Theil dieser

Halbinsel, als auch des benachbarten festen Landes von Hellas, von ihm besetzt.

Eine viel größere Beweglichkeit und Reizbarkeit zeichnete dagegen den Jonischen Stamm aus. Alte Sitte band ihn viel weniger als den Dorer. Er war leicht bereit sie zu verlassen; sobald sein Vergnügen dabey seine Rechnung fand. Er wollte genießen; und schien immer gleich empfänglich, für den verfeinerten Genuß des Geistes und der Sinnlichkeit. Er lebte in seinen Festen; ohne Gesang und Tanz war für ihn keine Freude. Seine weiche Sprache erinnert fast an die Dialecte der Südsee; aber auch bei ihm, so wie bei den dortigen Völkern, bestätigte sich die Bemerkung, daß eine weiche Sprache deshalb keineswegs den Mangel von kriegerischem Muth bezeichnet. In den Verfassungen seiner Staaten wurden erbliche Rechte entweder gar nicht zugelassen, oder doch nicht lange geduldet. Es waren Volksherrschaften, zwar durch manche Einrichtungen beschränkt; aber das Volk gab doch den Ton an. Auf Alles konnte man bei diesen Staaten eher als auf innere Ruhe zählen. Nichts aber war so groß, daß sie nicht glaubten erreichen zu können; und eben weil sie es glaubten, haben sie es nicht selten wirklich erreicht.

Diese Verschiedenheiten der Hauptstämme in ihren Anlagen mußten gleich im voraus bemerkt werden. Es giebt wenig Gegenstände in der Geschichte, die selber, und noch mehr deren Folgen, so wenig erläutert wären, als die Charactere der Völker, und ihrer Abtheilungen. Und doch sind sie es eben, welche gewissermaßen die Grundfäden des Gewebes der Völkergeschichte bilden. Woraus sie auch immer, ob aus der Abstammung, oder den frühsten Einrichtungen, oder aus beiden, hervorgehen mögen, so lehrt die Erfahrung, daß sie beynahe unvertilgbar sind. Durch das Ganze der

Hellenischen Geschichte läuft der Unterschied des Dorischen und Jonischen Stammes. Aus ihm ging, wenn auch zugleich durch andre Ursachen genährt, der tiefgewurzelte Groll von Sparta und Athen hervor; und wer weiß nicht, daß an die Geschichte dieser Hauptstaaten die des übrigen Griechenlands geknüpft werden sollte?

Die Verschiedenheit der Stämme und ihrer Anlagen ward und blieb zugleich eine Hauptursache der nachmaligen politischen Zerstückelung. Es gab schwerlich ein Land von ähnlichem Umfange, in dem eine solche Menge von Staaten neben einander bestanden hätte. Sie lebten, kleine und große, (in wie fern man das nur verhältnißmäßig Große so nennen kann,) jeder auf seine Weise; und eben darum blieb in Griechenland, gesichert vor der Starrsucht der großen Reiche, des innern Lebens so viel.

Aus dieser ältesten Geschichte der Nation, was können wir weiter als Bruchstücke erwarten? Wir überlassen es den Geschichtschreibern diese zu sammeln und einzeln zu würdigen. Aber die allgemeinen Hauptmomente müssen wir herausheben, welche den frühsten Gang ihrer Bildung bestimmten, wenn wir diese einigermaßen würdigen wollen. Was Religion, was älteste Poesie, was fremde Einwanderungen wirkten; wie durch dieß Alles das Heldenalter vorbereitet ward; dieß muß vorläufig erläutert werden, ehe wir dieß letztere schildern können.

Dritter Abschnitt.

Mittel der ersten Ausbildung.

Religion.

Ob von dem Irdischen oder dem Göttlichen die Bildung der Völker zuerst ausgehe, ist nicht leicht zu entscheiden. Daß die Bestimmung der häuslichen Verhältnisse, daß die Anwendung der Mittel zu einer regelmäßigen und leichtern Erhaltung unsers Lebens, Ackerbau und Landwirthschaft, gleichsam die erste Grundlage der Bildung der Völker ausmachen, steht nicht zu leugnen; aber schon sie können keine bedeutende Fortschritte machen, wenn das Göttliche ihnen nicht zu Hülfe kommt. Wo gedeihet Heiligkeit der Ehen, wo befestigt sich Heiligkeit des Eigenthums, ohne die Scheu vor den Göttern? So tief ist das Irdische und Himmlische in unsrer Natur in einander verflochten, daß nur durch eine fortschreitende Harmonie zwischen beyden wir uns über das Thier erheben. Aber so ordnete es auch weißlich der Urheber der Dinge, daß die Entwickelung des Göttlichen in uns, um unser Daseyn zu veredlen, nicht erst eines hohen Grades von Einsichten und Kenntnissen bedarf. Schwer, vielleicht unmöglich ist es, ein Volk zu finden, das keine Spuren von Religion zeigte; aber nie gab es oder kann es ein Volk geben, dessen Religiosität erst die Frucht einer höhern Philosophie wäre.

Die Grundlage aller Religion ist der Glaube an höhere Wesen, (wie verschieden man sich diese auch denken mag,) die Einfluß auf unsre Schicksale haben. Die natürliche Folge dieses Glaubens sind gewisse Gebräuche zu ihrer Verehrung; Anrufungen, Opfer, Geschenke. Alles dieses hängt so mit den menschlichen Empfindungen zusammen, daß es, von selbst aus dem Innern hervorgehend, unabhängig von allem Forschen und Wissen besteht. Und das ist Volksreligion. Aber wo der menschliche Geist nur erst etwas erwacht war, trennte sich doch von diesem einfachen Glauben etwas Höheres, (wenn gleich auf sehr verschiedene Weise,) das nur das Eigenthum eines engern Kreises von Priestern, von Eingeweihten, von Aufgeklärtern wurde. Wenn Volksreligion nur auf Glauben und unentwickelten Vorstellungen ruhte, so waren dagegen jenen höhern Kreisen gewisse Lehren eigen, mochten diese auch häufig in Bildern vorgetragen, und gleichfalls durch äußere Gebräuche versinnlicht werden. Beyde blieben gewöhnlich von einander getrennt; am schärfsten bey solchen Völkern, bey denen es eine eigne Priestercaste gab. Aber doch gab es zwischen beyden gewisse Berührungspuncte. Selbst eine Priestercaste, wie geheimnißvoll sie auch mit ihren Lehren war, mußte doch wenigstens durch einen äußern Cultus auf das Volk wirken. Je weniger aber der priesterliche Stand durch eine feste Grenzmauer von der Masse des Volks abgesondert ist; um desto mehr wird auch die Grenze zwischen Volksreligion und Priesterlehre sich verwischen. In wie fern also beyde von einander verschieden waren und blieben, muß der Gegenstand der gelehrten Forschung seyn; sie mit einander verwechselt zu haben, ist eine der reichsten Quellen der Irrthümer in Beziehung auf alte Religion geworden.

Es gab bey den Griechen keine Priestercaste; nicht einmal, wie wir weiter unten bemerken erden, einen scharf abgesonderten Priesterstand. ber dennoch gab es neben der Volksreligion bey nen eine Religion der Eingeweihten; und ihre ysterien reichen fast eben so weit hinauf als re Volksreligion. Auf beyde müssen wir erst nzeln einige Blicke werfen, ehe wir die Wirkun- n der Religion bey ihnen überhaupt beurtheilen onnen.

Auch die Volksreligion der Griechen beruhte uf dem Glauben an gewisse übermenschliche We- n; auf den Einfluß, den man diesen auf die chicksale der Sterblichen beylegte; auf der dar- uf gegründeten Scheu sie zu beleidigen; und der itte sie zu verehren. Nach dem Bericht schon s ältesten und zugleich glaubwürdigsten Zeugen, aren indeß überhaupt diese Gottheiten nicht Hel- nischen Ursprungs; und die gelehrten Forschungen, elche neuere Schriftsteller über die Herkunft von nzelnen derselben angestellt haben, setzen dieß ußer Zweifel 1). „Die Hellenen, sagt Herodot 2), haben ihre Gottheiten von den Pelasgern bekom- men; die Pelasger aber, welche vorher ihre Göt- ter verehrten, ohne ihnen besondere Nahmen zu geben, haben die Nahmen ihrer Gottheiten von den Aegyptern angenommen.“ Diese Nachricht s Geschichtschreibers hat Dunkelheiten, die sich cht völlig aufhellen lassen. Gesetzt auch gewisse ottheiten und die Art ihrer Verehrung sey aus egypten gekommen; wie konnten — frägt man it Recht — die Nahmen Aegyptischen Ursprungs yn, da die Aegyptischen Götternahmen, großen

1) Man sehe vor allen Creuzer Symbolik, B. II. S. 6 rc. und Böttiger Kunstmythologie Abschn. I. über eus; Abschn. II. über Juno.

2) Herod II, 50. 32.

Theils uns nicht unbekannt, ganz anders lauten als die der Griechen? Aus Herodot selber ist freylich klar, daß bereits in seinem Zeitalter es Sitte der Aegyptischen Priester war, ihre Gottheiten mit denen der Griechen zu vergleichen, und die Nahmen von diesen auf die der ihrigen zu übertragen. Und hieraus erklärt sich wenigstens so viel, wie der Geschichtschreiber, der in Aegypten stets von einem Zeus, einem Dionysos, einer Artemis u. a. hatte sprechen hören, die Sache sehr wahrscheinlich hatte finden können. Aber beantwortet ist die Frage damit noch keinesweges. Denn wenn auch bereits in Herodot's Zeitalter die Aegyptischen Priester griechische Götternahmen auf ihre Gottheiten übertrugen, wie läßt sich daraus erklären, wie die Griechen sie früher von ihnen entlehnt haben sollten? Zwey Umstände indeß, die aus Herodot's Worten sich von selbst ergeben, können hier wenigstens einiges Licht verbreiten. Herodot nämlich hat die Quelle seiner Nachrichten nicht verheimlicht. Ihm waren diese Versicherungen zu Dodona ertheilt; es war also Dodoneische Priestersage. Das Orakel zu Dodona selber aber leitete seinen Ursprung von Aegypten ab; dürfen wir uns wundern, wenn man dort auch die Gottheiten der Griechen von daher ableitete? Ferner: Aus Herodot erhellt, daß die Hellenen sie nicht unmittelbar von den Aegyptern erhalten, sondern erst durch die Pelasger — also erst aus der zweyten Hand — bekommen hatten. Wir werden unten weiter bemerken, daß dieß großentheils über Creta und Samothrace geschah. Konnten solche Umwege sie unverändert lassen? Werden nicht schon die Pelasger sie auf ihre Weise umgeformt haben, ehe sie sie den Hellenen überlieferten? Fragen dieser Art, lassen sich nicht mehr mit Sicherheit entscheiden; wie viele aber auch von Aegyptischen Gottheiten nach Griechenland

gekommen seyn mögen, so ist so viel gewiß, daß sie keinesweges alle daher kamen. Daß Poseidon, daß Here, daß Dionysos und andre nicht Aegyptischer Herkunft seyn, hat schon der Vater der Geschichte nicht vergessen anzumerken 3), und haben die scharfsinnigen Untersuchungen neuerer, so eben erwähnter, Forscher außer Zweifel gesetzt.

Wo aber auch das Vaterland der einzelnen Gottheiten der Hellenen ursprünglich war: so blieben sie doch in Griechenland nicht, was sie vorher gewesen waren. Man braucht nur einen Blick auf griechische Religion zu werfen, um sich zu überzeugen, daß die Gottheiten der Griechen ganz ihr Eigenthum wurden, wenn sie es auch ursprünglich nicht waren; daß heißt, die Vorstellungen, die sie sich von ihnen machten, waren ganz verschieden von den Vorstellungsarten der Völker, von denen sie sie angenommen haben mögen. Wo auch immer der Dienst des Zeus, der Here, des Poseidons und des Phoebus Apollon ursprünglich zu Hause war, — nur Hellas kannte den Olympischen Weltherrscher, die Königin des Himmels, den Erdumgürter, und den fernhin treffenden Stralengott. So auch bey den übrigen. Was der Hellene anrührte, ward zu Gold, wäre es auch vorher unedles Metall gewesen.

Wenn aber die Volksreligion der Griechen aus der Umbildung fremder Götter hervorging, worin bestand diese Umbildung, dieses Umstempeln zu ihrem Eigenthum? Was war das Characteristische der Griechischen Götterwelt? — Wer sieht nicht das Wichtige dieser Frage ein? Sie ist es nicht bloß für Geschichte der griechischen Religion, sie ist es für Geschichte der Religion überhaupt. Denn die Aufgabe ist eigentlich keine geringere, als den

3) Herod. II. 50.

wesentlichen Unterschied der Religionen des alten Orients und Occidents festzusetzen.

Diese characteristische Verschiedenheit spricht sich aber sehr bestimmt aus; und läßt sich unsers Erachtens auf einen einzigen Hauptpunct zurückführen.

Die Untersuchungen über die Gottheiten des Orients, wie verschieden auch die Deutungen der Einzelnen seyn mochten, führen doch immer zu dem Resultat, daß Gegenstände und Kräfte der Natur bey ihnen zum Grunde lagen. Es konnten dieß erstlich körperliche Gegenstände seyn, die Sonne, der Mond, die Gestirne, die Erde, der Strom der das Land bewässert; oder es konnten Kräfte der Natur seyn, eine erzeugende, erhaltende, zerstörende Kraft; oder, was das gewöhnlichste war, — man verband beydes mit einander; und Gegenstände der Natur wurden Gegenstände der Verehrung, in so fern sie Aeußerungen der erzeugenden oder zerstörenden Kraft waren. Man analysire die Gottheiten der Aegypter, der Inder, der Perser, der Phryger, der Phoenicier u. a.; auch selbst da, wo ihre Deutung unvollkommen bleibt, kann man doch nicht zweifeln, daß irgend eine Idee dieser Art dabey zum Grunde lag, und immer vorherrschend blieb. Sie hatten nur einen Sinn, in so fern man diese Idee daran knüpfte; und die heiligen Sagen oder Mythen von ihnen erscheinen uns eben deshalb sinnlos, weil wir so oft jenen Schlüssel dazu verloren haben. „Die Aegypter, erzählt Herodot 4), „hatten eine heilige Sage, daß Hercules vor dem „Ammon erschienen sey, und sein Gesicht sehen „wollte. Als Ammon es verweigerte, hielt Hercu„les mit Bitten an; da schlachtete Ammon einen „Widder, umhüllte sich mit dem Fell, setzte dessen „Kopf auf, und zeigte sich so dem Hercules. Seit=

4) Herod. II. 42.

„dem opfern die Thebäer weiter keinen Widder; „nur Einen schlachten sie jährlich am Ammonsfeste, „behängen das Bild des Gottes mit der Haut; und „zeigen zugleich dabey das Bild des Hercules.“ — Wer versteht dieß Mährchen und dieß Fest aus der bloßen Erzählung? Wenn wir aber hören, daß der Widder, das Aegyptische Jahr eröffnend, das Zeichen des anbrechenden Frühlings, daß Hercules die Frühlingssonne in ihrer vollen Kraft sey, so erklärt sich der Mythus wie das Fest, als Frühlingsfest, und symbolische Darstellung des anbrechenden Frühlings. In diesem, wie in allen andern ähnlichen Fällen, ward freylich der Gegenstand oder die Kraft der Natur in eine menschliche Gestalt gehüllt; weil der Trieb zur menschlichen Nachbildung unsrer Natur viel zu tief eingeprägt ist; ja weil er selbst aus den Beschränkungen derselben unmittelbar hervorgeht. Aber bey allen Göttern des Orients wo dieß geschah, blieb diese menschliche Gestalt nur Nebensache, nur das unentbehrliche Mittel zur Versinnlichung. Sie ward nie mehr als dieses. Und darin liegt der Grund, weshalb bey allen jenen Völkern man auch nicht das mindeste Bedenken trug, von dieser menschlichen Form abzuweichen, sie zu entstellen, sobald man der symbolischen Darstellung glaubte dadurch eine größere Deutlichkeit geben zu können; oder sobald noch vielleicht irgend ein anderer Zweck dadurch erreicht werden sollte. Aus dieser Quelle sind alle die abentheuerlichen Göttergestalten des Orients hervorgegangen. Der Inder trägt kein Bedenken, seinen Göttern zwanzig Arme zu geben; der Phrygier stellte seine Artemis mit eben so vielen Brüsten dar; der Aegypter setzte ihnen Thierköpfe auf. Wie verschieden auch diese Verunstaltungen sind, immer hatten sie darin ihren Grund: die menschliche Form blieb Nebensache; die

Hauptsache war ihnen deutlichere Bezeichnung (deutlicher auf ihre Weise) des Symbols.

Da die Griechen die meisten, wo nicht ihre sämmtlichen Gottheiten aus der Fremde, vor allen aus dem Orient erhielten, so war es natürlich, daß sie sie auch als Symbole jener natürlichen Gegenstände und Kräfte erhielten; und je weiter wir in der griechischen Theogonie zurückgehn, um desto deutlicher zeigen sich auch ihre Götter noch als solche Wesen. Wer im Hesiodus die frühern Göttersysteme nur mit einiger Aufmerksamkeit gelesen hat, kann dieß keinen Augenblick verkennen; und selbst bey den Homerischen Göttern, wer wird es leugnen? blickt jener Ursprung noch durch. Daß sein Zeus den Aether, seine Heere den Dunstkreis, sein Phoebus Apollo die Sonne bezeichnet habe, ist in einzelnen Erzählungen von ihm unverkennbar. Aber gewiß eben so unverkennbar ist es auch, daß diese alte Symbolik schon bey ihm gar nicht mehr die herrschende Vorstellungsart ist, daß vielmehr sein Zeus schon der Herrscher der Götter und Menschen, seine Here die Königin des Olymps sey.

Das Wesentliche der Griechischen Volksreligion lag also darin, daß sie sich von jenen symbolischen Vorstellungsarten immer mehr losmachte; aber sich nicht bloß davon losmachte, sondern auch etwas anders, etwas zugleich Menschlicheres und Höheres, an ihre Stelle setzte. Die Götter der Griechen wurden moralische Personen.

Wenn wir sie moralische Personen nennen, so soll damit keineswegs gesagt seyn, daß ihnen ein höherer moralischer Adel beygelegt ward, als der Menschheit eigen ist; (das Gegentheil ist bekannt genug;) sondern vielmehr, daß ihnen die ganze moralische Natur des Menschen, mit ihren Vorzügen und Mängeln, (nur mit den Nebenbegrif-

fen von höherer physischer Kraft, mehr aetherischem Körper, und höherer, wenn gleich keineswegs immer auch schönerer, Gestalt) beygelegt ward. Diese Vorstellungsarten aber wurden die herrschenden, wurden die Volksvorstellungen; und so befestigte sich jene unzerstörbare Scheidewand zwischen griechischen und nichtgriechischen Göttern. Jene wurden moralische Wesen; dieser Character ward bey ihnen herrschend; ja Alles; sie wären nichts geblieben als leere Nahmen, hätte man ihnen diesen genommen; bey den Barbaren blieben ihre Götter nur Personificationen gewisser Gegenstände und Kräfte der Natur; und eben deshalb unmoralische characterlose Wesen, wenn man ihnen auch menschliche Gestalt und gewisse Handlungen und Kräfte beylegte.

Haben wir hiermit den wesentlichen Unterschied der griechischen und nichtgriechischen Götter dargestellt; haben wir hierdurch gezeigt worin jenes Umstempeln der fremden Götter, welche die Griechen unter sich aufnahmen, bestand; — so frägt sich wie und durch wen jenes Umbilden geschah?

Durch Poesie und Kunst. Die Poesie war die Schöpferin; die Kunst befestigte die Vorstellungen, die jene hervorgerufen hatte, durch ihre Darstellungen. Und hier stehen wir auf dem entscheidenden Puncte, der der Standpunct für unsre weitere Untersuchung werden muß.

„Woher jeder der Götter stammt, ob sie alle „von jeher waren, (sagt der Vater der Geschichte 5)), und wie sie an Gestalt waren, das wuß„ten, wenn ich so sagen darf, noch bis gestern „und vorgestern die Griechen nicht. Hesiodus „und Homer, die ich nicht um mehr als 400 „Jahre älter halte als ich bin, diese sind es, „welche den Griechen ihre Theogonie dichteten;

5) Herod. II, 53.

„den Göttern ihre Zunahmen gaben; ihren Rang „und ihre Geschäfte abtheilten; und ihre Gestalten „bezeichneten. Die Dichter, welche älter seyn „sollen als diese Männer, haben, wie ich glaube, „später gelebt.“

Dieses merkwürdige Zeugniß verdient eine nähere Ansicht. Der Geschichtschreiber bemerkt bey demselben ausdrücklich, daß dieß seine eigne Meinung, nicht fremde Angabe, sey. Er konnte allerdings irren; aber er spricht nicht leicht so bestimmt, wo er nicht glaubt bestimmt sprechen zu können. Wir müssen also annehmen, daß seine Meinung das Resultat einer Untersuchung sey, wie man sie in seinem Zeitalter anstellen konnte; und können wir mehr als Er?

Er nennt Homer und Hesiod; und versteht natürlich darunter die Verfasser der Gedichte, welche bereits sein Zeitalter unter ihren Nahmen kannte; die beyden großen Epopeen Homers, und von Hesiod, wenigstens seine Theogonie. Sollten, wie eine neuere Meinung will, jene Gedichte die Werke mehrerer Verfasser seyn, die Sache würde dadurch nicht verändert. Man würde nur sagen müssen: die ältern Epiker aus der Homerischen und Hesiodischen Sängerschule sind es, welche die Hellenische Götterwelt gebildet haben; und diese Art sich auszudrücken würde vielleicht auf jeden Fall die richtigere seyn. Denn schwerlich mag man es bezweifeln, daß die Nachfolger jener Dichter das Ihrige dazu beygetragen haben.

Nach den Versicherungen Herodot's haben diese Dichter die Gestalten der Götter zuerst bezeichnet; d. i. sie haben ihnen nicht bloß überhaubt menschliche, sondern bestimmte menschliche Formen beygelegt. Sie haben ferner ihre Verwandtschaft, ihre Herkunft, ihre Verrichtungen abgesondert; sie haben also alle die persönlichen Verhältnisse der Ein=

zelnen bestimmt; und daher sehr natürlich auch ihnen ihre Zunahmen gegeben, die von diesem Allen entlehnt waren. Wenn wir aber dieß Alles zusammennehmen, heißt es weniger, als: diese Dichter waren die Urheber der Volksreligion, in so fern diese auf bestimmte Vorstellungen gegründet war, die man sich von den einzelnen Gottheiten machte?

Damit ist keineswegs gesagt, daß Homer es sich zum Zweck gemacht habe, Bildner der Volksreligion zu werden. Er benutzte nur dabey den bisherigen Volksglauben als Dichter. Aber eben der Dichtergeist, der in den Helden, deren Thaten er sang, nichts unbestimmt ließ, der ihre Personen und ihre Charactere uns vors Auge führt, that dieses auch bey den Göttern. Er erfand die Personen seiner Götterwelt so wenig als seiner Heldenwelt; aber er bildete die eine aus, wie die andere. Der Kreis seiner Götter beschränkt sich auf eine mäßige Zahl. Sie sind Bewohner des Olymps; wenn auch nicht Hausgenossen, doch Ortsgenossen; sie führen meistentheils, wenigstens dann, wenn der Dichter sie uns vorführt, ein gemeinschaftliches Leben. Hätte unter solchen Umständen nicht auch ein weniger großer Dichter das Bedürfniß gefühlt sie zu individualisiren? Wie vielmehr ein Homer? Daß er dieß aber in einem solchen Grade vermochte, — dieß war das Werk seines überlegenen Geistes.

Durch Homer wurden also die Volksvorstellungen von den Göttern zuerst bestimmt; und zwar auf immer bestimmt. Seine Gesänge lebten fortdauernd in dem Munde der Nation; und wie wäre es möglich gewesen, Bilder wieder zu verwischen, die mit solchen Zügen und Farben gemalt waren? Zwar wird neben ihm Hesiodus genannt. Aber was sind seine Namenverzeichnisse gegen die lebendigen Bilder des Maeoniden?

So wurden durch die epischen Dichter, das heißt hier beynahe ausschließend, durch Homer, die Götter der Griechen zu moralischen Wesen mit bestimmten Characteren erhoben. Als solche lebten sie in der Vorstellung des Volks; und wie viel auch der spätere Dichter von ihnen dichten mochte, er durfte es doch nicht wagen sie in andrer Gestalt, unter andern Characteren aufzuführen, als denen, welche dem Volksglauben gemäß waren. Welche, und wie vielfache Folgen, dieß für die Bildung des Volks haben mußte, fällt bald in die Augen.

Je menschlicher sich ein Volk seine Götter denkt, desto näher sind sie ihm; desto vertraulicher lebt es mit ihnen. Nach der ältesten Vorstellungsart der Griechen, wandelten die Götter oft unter ihnen, nahmen Theil an ihren Angelegenheiten, vergalten es ihnen wohl oder übel, je nachdem sie von ihnen empfangen, und vor allen, je nachdem sie mehr oder weniger durch Geschenke und Opfer von ihnen geehrt wurden. So geht aus diesen Vorstellungen der ganze äußre Cultus nicht bloß nach seinen Formen hervor, er erhält dadurch sein Leben, seine Bedeutung. Wie hätte dieser Cultus einen andern als einen heitern, freundlichen Character annehmen können? Die Götter genießen ähnlicher Freuden wie die Sterblichen; ihr Wohlleben ist von derselben Art wie das Wohlleben von diesen; die Gaben die man ihnen darbringt sind dieselben, welche den Sterblichen gefallen; es ist ein gemeinschaftlicher, ein gleicher Genuß. Wie konnten bey solchen Vorstellungsarten die Feste etwas anders als Freudenfeste werden? und wenn sich im Tanz und Gesang diese Freude äußert, wie mußten nicht beyde wesentliche Bestandtheile dieser Feste werden?

Eine andere Frage ist es: welchen Einfluß eine solche Religion auf die Moralität des Volks ha=

ben mußte? In den Göttern wurden nicht nur keine rein moralische Wesen dargestellt, sondern Wesen mit menschlichen Leidenschaften und Schwächen. Aber dafür ist auch den Griechen die Idee, ihre Götter als Vorbilder der Moralität aufzustellen, gänzlich fremd geblieben; und deshalb konnte auch wohl der Nachtheil, der aus solchen Göttern für die Moralität hervorging, wie sehr auch späterhin die Philosophen dagegen sprachen, nicht so groß seyn, als er vielleicht nach unsern Begriffen zuerst scheinen möchte. Da wo man es nicht zur Pflicht machte den Göttern ähnlich zu werden, konnte auch von den Fehlern und Vergehungen, die den Göttern beygelegt wurden, keine Entschuldigung für die Nachahmung hergenommen werden. Auch waren selbst in den Augen des großen Haufens diese Erzählungen wohl nicht mehr als Dichtererzählungen, um deren Wahrheit oder Grundlosigkeit er sich nicht weiter bekümmerte. Unabhängig von ihnen blieb die Scheu vor den Göttern, als höheren Wesen, welche im Allgemeinen das Gute wollen, die Verbrecher verabscheuen, oft auch strafen. Diese Strafe verfolgt sie schon in dieser Welt; denn Strafe jenseit des Grabes nahmen Dichtung und Volksglauben bey den Griechen lange Zeit nur in so fern an, als man gegen die Götter unmittelbar gefrevelt hatte 7). Aus jener Scheu vor den Göttern ward Moralität im Ganzen, ward aber auch besonders die Beobachtung gewisser Pflichten abgeleitet, die von großer practischer Wichtigkeit wurde, wie z. B. die Unverletzlichkeit der Flehenden (Supplices,) die unter dem besondern Schutz der Götter standen; die Heiligkeit des Eides, und dergleichen; deren Verletzung eben daher auch als unmit-

7) Man vergleiche meine Abhandlung über den Begriff der Griechen von Strafen und Belohnungen nach dem Tode in; Berlinische Monatschrift May 1785.

telbarer Frevel gegen die Gottheiten angesehen wurde. Allerdings ward also bey den Griechen die Volksreligion in einem gewissen Grade Stütze der Moralität; aber in einem solchen Grade wie bey uns konnte sie dieß nicht werden. Daß man ihre Wichtigkeit aber als Zügel für das Volk keineswegs verkannte, dieß beweisen wohl hinreichend die Aufsicht die der Staat über die Erhaltung der Volksreligion in den bessern Zeiten der Nation führte, und die Strafen mit denen ihre Verderber und die Gottesleugner vom Staat belegt wurden. Kann indeß der Einfluß, den die Volksreligion auf die moralische Bildung der Nation hatte, vielleicht verschieden gewürdigt werden, so ist der auf die ästhetische Bildung desto weniger zweifelhaft. Sie ging ganz von Volksreligion aus, und blieb auch fortdauernd unauflöslich daran geknüpft.

Mit der Umbildung der griechischen Götter zu handelnden moralischen Wesen eröffnete sich ein unermeßliches Feld für die Poesie. Indem die Götter menschlich wurden, wurden sie auch recht eigentliche Wesen für die Dichter. Auch die Dichtkunst der Neuern hat es versucht die Gottheit handelnd darzustellen; sie konnte es auch nur, indem sie sie möglichst vermenschlichte; aber man weiß mit welchem Erfolge! Umsonst versuchte sie es uns über die Kluft zu täuschen, welche zwischen unsern höhern Begriffen von der Gottheit und dem Bilde liegt, das sie uns entwerfen mußte. Wie ganz anders war dieses bey der griechischen Volksreligion! Der Dichter konnte nicht bloß, sondern mußte die Götter dem Volksglauben gemäß aufführen, wenn er seine Wirkung nicht verfehlen wollte. Die großen Züge der menschlichen Natur waren in ihnen ausgedrückt; sie standen einmal als eben so viele bestimmte Urbilder da. Was der Dichter von ihnen erzählte, mochte ihm überlassen bleiben; aber diese

Charactere selbst durfte er nicht ändern; mochte er ihre eignen Thaten, die Göttergeschichten, besingen, oder mochte er sie als Theilnehmer an den Thaten der Sterblichen einführen. Sie selber, wenn gleich unsterblich, hatten und behielten doch immer den menschlichen Character; sie interessirten als solche; mit ihren Schwächen und Fehlern blieben sie doch dem Menschen näher, als hätte man in ihnen Ideale moralischer Vollkommenheit aufgestellt.

So ward und blieb griechische Volksreligion durch und durch poetisch. Bedarf es eines weitläuftigen Beweises, daß sie eben dadurch, als die unerschöpfliche Quelle für die griechische Kunst, auch dieser ihren Character gab?

Nur Eine Bemerkung mag hier darüber Platz finden. Bey den Völkern des Orients erhob sich die bildende Kunst nicht nur nicht zu Idealen, sondern sie ward verbildet. Jene Mißgestalten ihrer Götter, die wir schon oben erwähnten, geben die Beweise davon. Bey den Griechen war die Kunst davor gesichert. Seitdem ihre Götter nicht mehr bloß physische, seitdem sie menschlich-moralische Wesen geworden waren, war dieß unmöglich. Einen Zeus, eine Here mit zehn Armen zu bilden, konnte dem griechischen Künstler nicht einfallen; er würde, gegen die Vorstellungen der Volksreligion verstoßend, sein eignes Werk zerstört haben. Er mußte also der reinen menschlichen Gestalt getreu bleiben. Wie nahe war er hier nicht dem Schritt, der ihn auf eine höhere Stuffe hob: seine Darstellungen zu Idealen zu erheben? Er hätte diesen Schritt vermuthlich durch sich selbst gethan; aber er war um so leichter und natürlicher, da die Dichter ihm vorgearbeitet hatten. In Homer fand Phidias das Ideal zu seinem Olympischen Jupiter; und ist nicht das erhabenste Gebilde menschlicher Gestalt, das uns die Zeit übrig gelassen

hat, ist nicht der Vaticanische Apoll aus eben dieser Quelle geschöpft?

Neben dieser Volksreligion gab es aber in Griechenland eine Religion der Eingeweihten, die in den Mysterien sich erhielt. Wie man auch immer über diese Institute denken, welchen Begriff man von ihnen sich bilden mag, so wird es doch von Niemand bezweifelt, daß sie in die Classe der religiösen Institute gehörten. Sie mußten also auch nothwendig in einem gewissen Verhältniß zu der Volksreligion stehn; die Bestimmung von diesem aber wird sich nur dann mit einiger Wahrscheinlichkeit nachweisen lassen, wenn wir auf ihren Ursprung zurückgehn.

Wir müssen aber diese Untersuchung mit einer allgemeinen Bemerkung beginnen. Alle Mysterien der Griechen, so viel wir ihrer kennen, waren aus der Fremde eingeführt; und von den meisten derselben können wir ihre Herkunft nachweisen. Ceres war schon lange auf der Erde umhergeschweift, als sie, in Eleusis aufgenommen, hier ihr Heiligthum errichtete 8). Ihr geheimer Dienst in den Thesmophorien war nach Herodot's Bericht 9) durch Danaus aus Aegypten nach dem Peloponnes gebracht. Mochten die Orphischen und Bacchischen Sacra Thracischen oder Aegyptischen Ursprungs seyn, — sie waren gewiß aus der Fremde gekommen. Die der Cureten und Dactylen waren auf Creta zu Hause.

Daß diese Institute in Griechenland mit dem Fortgange der Zeit viele und große Veränderungen erlitten, daß sie gewöhnlich ausarteten, (richtiger sagte man vielleicht, daß die Griechen sie sich anarteten,) ist oft gesagt. Wie hätten sie un-

8) Isocrat. Paneg. O. p. 46. ed. Steph. und viele andre Stellen in Meursii Eleusin. cap. I.

9) Herod. IV, 172.

ter den Griechen bleiben können, was sie unter ganz andern Nationen gewesen waren? Hier ist zunächst nur die Frage: was sie in ihrem Ursprunge waren; wie sie bey den Griechen Eingang fanden und sich erhielten? Und in welchem Verhältniß sie zu der Volksreligion standen?

Sollte aber die Antwort darauf nicht schon in dem liegen, was oben von jenem Umstempeln und sich Aneignen der fremden Götter bey den Hellenen gesagt worden ist? Sie erhielten sie, wo nicht alle doch gewiß die meisten, als symbolisch-physische Wesen; ihre Dichter bildeten sie um in moralische Wesen, als solche erscheinen sie in ihrer Volksreligion.

Der symbolisch-physische Sinn würde also verlohren gegangen seyn, hätte es kein Mittel zu seiner Aufbewahrung gegeben. Und dieß, scheint es, waren die Mysterien. Ihr Hauptzweck also war: Erhaltung der Kenntnisse von dem was die, in der Volksreligion umgeformten Götter, eigentlich waren; welche Kräfte und Gegenstände der Natur sie darstellten; wie diese, wie das Weltall geworden war; also Cosmogonien, wie sie z. B. die Orphische Lehre enthielt. Aber diese Kenntnisse, wenn sie auch durch Lehre erhalten wurden, wurden es doch nicht weniger durch symbolische Darstellungen und Gebräuche; welche, wenigstens zum Theil, in Darstellungen der heiligen Sagen oder Mythen bestanden, deren wir bereits oben erwähnten. „In dem Heiligthum zu „Sais, sagt Herodot, geschehen des Nachts die „Vorstellungen von den Begebenheiten der Göttin, „welche die Aegypter Mysterien nennen; wovon „ich aber das Weitere verschweige. Von dort „aber sind diese Mysterien nach Griechenland ge-

„bracht 2).“ Wenn wir übrigens hierin eine Hauptbestimmung der Mysterien finden, so soll wiederum nicht damit gesagt seyn, daß sie die einzige blieb. Denn wer sieht nicht leicht ein, wie vieles nun weiter hieran geknüpft werden konnte? Wie mit dem Fortgange der Zeit eine immer größere Mannigfaltigkeit der Vorstellungen in den Mysterien entstehn; wie vielleicht der ursprüngliche Sinn allmählich sich gänzlich verlieren, und ein andrer ihm untergeschoben werden mochte 3)?

Sehr leicht also erklären sich auch die Stellen, welche aussagen, daß die Vorzüge des ge=

2) Herod. l. c.

3) Von welchem Umfange die Untersuchung über die Mysterien sey, und wie wenig doch am Ende ausgemacht wird, zeigt das sehr schätzbare Werk von St. Croix, besonders in der deutschen Uebersetzung: Versuch über die alten Mysterien übersezt von Lenz 1790, auf welches ich mich in Betreff der Beweisstellen beziehe. Es ist nicht die Sache des politischen Historikers diese Untersuchung weiter zu verfolgen; er überläßt dieß billig dem Forscher der Geschichte der Religionen. Indeß mögen hier noch zwey Bemerkungen stehn: Erstlich: Homer und Hesiod sprechen nicht von Mysterien. Waren sie also auch älter als sie, (welches sehr wohl seyn kann;) so erscheinen sie doch noch nicht so wichtig. Erklärt sich dieß nicht von selbst, so bald man in der Absonderung der poetischen Volksreligion, wie diese Dichter sie bildeten, von der ältern physisch=orientalischen Religion die eigentliche Bestimmung der Mysterien findet? Zweytens: Diodor V. p. 343. ed. Wechel. bemerkt die von Creta nach Griechenland gebrachten Mysterien wären in Creta öffentlicher Cultus gewesen. Sie wurden also erst in Griechenland Mysterien. Läßt sich dieses wiederum natürlicher erklären, als durch die Abweichung der durch die Dichter gebildeten Volksreligion von jener ältern?

bildeten Lebens vor dem rohen hier dargestellt, daß Aufschlüsse über ein künftiges Leben nach dem Tode, und den dortigen Zustand hier ertheilt worden seyn; wie beydes namentlich von den Eleusinischen Mysterien behauptet wird. Denn was war dieses Anders, als Erklärung der heiligen Sagen, welche von der Göttin als der Lehrerin des Ackerbaus, von der Entführung ihrer Tochter in die Unterwelt u. s. w. erzählt wurden? Eben so wenig werden wir uns wundern, wenn wir bey andern von diesen Sacris eine bis zur heiligen Wuth getriebne Schwärmerey erblicken; recht eigentlich die Tochter des Orients, welche die Hellenen bereitwillig aufnahmen. Denn sie selber, (und diese Bemerkung sollte man nie aus den Augen lassen,) waren sie nicht halbe Orientaler? Wohnten sie nicht grade auf der Grenzscheide zwischen Orient und Occident? Bey weiterer Verbreitung nach Westen verloren jene Institute auch bald ihren Charakter. Was wurden nicht schon die Bacchischen Sacra in Rom? Was wären sie vollends diesseit der Alpen geworden? Aber nur den Weinstock konnte man dahin verpflanzen; nie den Dienst des Gottes, dem er heilig war. Der kalte Boden und die rauhen Wälder des Nordens paßten eben so wenig für die Feyer der Bacchanalien, als der Charakter ihrer Bewohner.

Die geheime Lehre, welche sich in den Mysterien erhielt, mochte allerdings zuletzt in bloße Formeln und in todtes Ritual ausarten. Dennoch haben die Mysterien sehr auf den Geist der Nation, nicht bloß der Eingeweihten, sondern auch der großen Masse, gewirkt und vielleicht auf die letztern noch mehr als auf die erstern. Die Scheu vor dem Heiligen wurde dadurch erhalten; und dieß bestimmte zugleich ihre politische Wichtigkeit. Sie leisteten dieß mehr,

als neuere geheime Gesellschaften es leisten konnten. Hatten gleich die Mysterien ihre Geheimnisse, so war doch gar nicht bey ihnen Alles geheim. Sie waren, wie die Eleusinien, mit öffentlichen Festen, Processionen und Wallfahrten verbunden; an welchen zwar nur die Eingeweihten Antheil nahmen, wobey es aber Niemanden verwehrt war, Zuschauer zu seyn. Aber indem der große Haufe diesem zusehen durfte, blieb ihm zugleich der Glaube, daß es noch etwas Höheres ihm Unbekanntes, gebe, wozu nur der Eingeweihte den Zugang sich öffne; und dieß Höhere selbst, wenn auch sein Werth nicht allein in dem Geheimniß bestand, konnte doch an Werth gewiß dadurch nicht verlieren.

So kamen also Volksreligion und geheime Lehre, wenn sie auch immer geschieden blieben, doch darin überein, das beyde zum Zügel für das Volk dienten. Der Zustand, wie die Wirkungen der Religion bey einem Volke, sind aber immer sehr eng an die Verhältnisse derjenigen Personen geknüpft, die vorzugsweise zu dem Dienst der Götter bestimmt sind, der Priester. Die sie betreffenden Einrichtungen bey den Griechen verdienen aber um so mehr einige Erörterung, da manche geringfügige Gegenstände des griechischen Alterthums mit einem fast übertriebenen Aufwande von Fleiß und Gelehrsamkeit behandelt worden sind; eine Untersuchung über die priesterlichen Einrichtungen bey dieser Nation, die auch nur einigermaßen ihrer Wichtigkeit entspräche, aber noch bisher mangelt. Der Reichthum des Stoffs erschwert sie freylich um so mehr, da sich wenig Allgemeines darüber sagen läßt; und auch die Zeit manche Veränderungen herbeyführte.

Wenn wir bis in die Heldenzeiten zurückgehn, so lehrt zwar Homer, daß es Priester gab, welche

nur diesem Beruf sich gewidmet zu haben scheinen. Man errinnert sich leicht an einen Calchas, an einen Chryses, und andre. Aber selbst in jenen Zeiten erscheinen solche Priester sehr einzeln; und es scheint nicht, daß ihr Einfluß auf die übrigen Classen des Volks sehr groß und bedeutend gewesen sey. Die heiligen Gebräuche zur Verehrung der Götter werden gar nicht bloß von ihnen besorgt, selbst bey der öffentlichen Feyer bedarf man ihrer nicht einmal. Die Anführer und Häupter selber bringen die Opfer 4); verrichten die Gebete; beobachten die Zeichen, aus denen man auf den Erfolg der Unternehmungen zurückschließt. Mit Einem Wort: die Könige und Heerführer sind selber zugleich Priester.

Die Spuren dieser ältesten Einrichtungen hatten sich unter den Griechen auch noch in viel späteren Zeiten erhalten. Der zweyte Archon in Athen, der Vorsteher des öffentlichen Cultus, heißt der König, weil er die Sacra zu besorgen hatte, welche einst die Könige zu verwalten hatten. Er hatte seine Beysitzer; und seine Gattin mußte, da sie auch geheime Sacra zu begehn hatte, von unbescholtenem Wandel seyn. Er ward aber, so wie die andern Archonten, jedes Jahr neu bestellt; und zwar durchs Loos 5). Die Priester und Priesterinnen für die einzelnen Gottheiten wurden größtentheils gewählt. Aber die Priesterinnen konnten verheirathet seyn; und die Priester erscheinen durch ihre Würde keinesweges von der Theilnahme an bürgerlichen Aemtern und Geschäften

4) Statt aller andern Stellen sehe man nur die Beschreibung des Opfers, das Nestor der Pallas bringt. Od. III. 430 etc.

5) Man sehe die classische Stelle bey Demosthenes in Neaer. Op. II. p. 1370. ed. Reisk.

ausgeschlossen. Es gab einzelne Priesterämter, die in gewissen Familien erblich waren. Aber ihrer scheinen wenig gewesen zu seyn. In Athen kennt man die der Eumolpiden, die des Vorrechts genoß, daß der Hierophant, oder erste Vorsteher der Eleusinischen Sacra, so wie die drey übrigen 6), aus ihr genommen wurden. Aber man gelangte zu der Stelle des Hierophanten erst im Alter; und auch diese Aemter wurden vermuthlich nicht auf immer vergeben; sondern wechselten 7). In wie fern dieß bey andern Priesterämtern auch der Fall war, wird uns von den einzelnen selten gesagt. In Delphi, dem ersten der Hellenischen Orakel, ward die Pythia aus den Frauen der Stadt gewählt 8); und mußte sich des Umgangs mit Männern enthalten. Bey den heftigen Anstrengungen, welche mit der Ertheilung der Orakel verbunden waren, ist es kaum wahrscheinlich, daß sie ihre Stelle auf lange Zeit bekleiden konnte. Für den äußern Dienst des Tempels waren hier, wie anderwärts, Leute bestellt, die, wie Jon beym Euripides, dem Gotte oder dem Tempel eigen, wohl selbst darin erzogen waren. Den Dienst im Innern des Heiligthums hatten aber angesehne Bürger aus Delphi, die durchs Loos bestimmt wurden 9). In Dodona,

6) Der Daduchos oder Fackelträger; der Hieroceryx, oder heilige Herold; und der Epibomios, der auf dem Altar diente.

7) Beyspiele hat St. Croix gesammlet in: Versuch über die alten Mysterien S. 130 rc. der deutschen Uebersetzung.

8) Euripid. Jon, v. 1320.

9) Man sehe hier die classische Stelle in Euripid. Jon, 414: Ich, sagt hier Jon zu den Fremden, indem er von seinem Tempeldienst spricht:

„Ich sorge für das Aeußre nur, das drinnen
„Liegt denen ob, die nah am Dreyfuß sitzen;
„Der Delpher Ersten, die das Loos erkohr."

wo wie in Delphi und andern Tempeln die Orakel auch durch Priesterinnen gegeben wurden, scheint das Heiligthum dem Stamm der Selli gehört zu haben, die schon Homer kennt 1); über deren Verhältnisse wir aber nicht genauer unterrichtet sind.

Wie sehr es den griechischen Ideen angemessen war, das Priesterstellen nur auf einige Zeit von ihren Inhabern bekleidet wurden, geht am besten aus den Einrichtungen hervor, die Plato in seinen Büchern über die Gesetze in Rücksicht ihrer will 2). „Die Wahl der Priester, sagt er, soll „dem Gotte überlassen werden, indem sie durchs „Loos geschieht; diejenigen, welche es trifft, sol„len einer Prüfung unterworfen seyn. Jedes Prie„sterthum soll aber nur Ein Jahr, und nicht län„ger, von demselben bekleidet werden; derjenige „aber, der es erhält, soll nicht unter 60 Jahren „seyn. Dieselben Einrichtungen sollen auch bey „den Priesterinnen statt finden.“

Aus diesem Allen ergiebt sich, das zwar die priesterlichen Einrichtungen bey den Griechen nicht allenthalben dieselben waren; aber auch daß in der Regel die Priesterthümer nur auf gewisse Zeit bekleidet, und als Ehrenstellen angesehen wurden, über deren Besitz häufig, so wie bey den Magistraten, das Loos mit hinzugefügter Prüfung entschied; und die einem ähnlichen Wechsel wie diese unterworfen waren. Diejenigen, welche sie bekleideten, wurden also aus der Classe der thätigen Statsbürger genommen, und traten nachmals wieder in dieselbe zurück; ja auch selbst während sie Priester waren, wurden sie dadurch den Geschäften des bürgerlichen Lebens keinesweges entzogen 3).

1) Il. XV. 235.

2) Plat. de leg. l. VI. Op. VIII. p. 266. Bip.

3) Nicht einmal dem Kriegsdienst. Der Daduchos Callias

Nicht einmal die Festigkeit erhielt hier das Priesterwesen wie bey den Römern; wo die Priester zwar auch dem bürgerlichen Leben nicht entzogen wurden; aber wo sie doch, wie die Pontifices und Augures, geschlossene Collegien bildeten; deren Mitglieder ihre Stellen auf Lebenszeit behielten. Wenn also die Priesterschaft weder bey den Hellenen überhaupt, noch in den einzelnen Staaten ein geschlossenes Corps bildete, wie hätte sich ein eigenthümlicher Geist in ihr erzeugen, wie hätte etwas dem Pfaffenthum ähnliches entstehn oder herrschend werden können? Allerdings wurde Religion und öffentlicher Cultus in einem solchen Grade als heilig und unverletzlich betrachtet, daß der Staat sich ihrer annahm; ja! daß daraus eine Undultsamkeit hervorging, welche selbst bis zur Ungerechtigkeit und Grausamkeit führte. Aber wir finden nie, daß in solchen Fällen Priester besonders thätig sich bewiesen hätten. Es war das Volk, welches sich beleidigt glaubte; oder eine Parthey im Volke, oder einzelne Volksführer, welche ihre besondern Absichten hatten 4).

Da die Priester nie bey den Griechen eine eigne und abgesonderte Classe der Gesellschaft bildeten, so folgte auch von selbst, daß es hier nicht wie bey den Aegyptern eine eigne Priesterlehre geben konnte. Nicht diese kann man also der Volksreligion hier gegenüberstellen; was dieser ge-

focht in der Schlacht bey Marathon in seinem priesterlichen Ornat. Plutarch in Aristid. Op. II. p. 491. ed. Reisk.

4) Man lese vor allen die Rede des Andocides über die entweihten Mysterien, bey der bekannten Anklage des Alcibiades und seiner Freunde. Wüßte man es nicht, daß eine politische Parthey hier thätig war, so würde der Vorgang kaum begreiflich scheinen. Er giebt aber doch immer einen auffallenden Beweis, wie leicht das Athenienische Volk aufzuhetzen war, wenn man seine Heiligthümer angriff.

genüberſteht, ſind die Myſterien; aber die in dieſe Eingeweihten waren eben ſo wenig ſämmtlich Prieſter, als es das Amt eines Prieſters nothwendig mit ſich brachte in die Myſterien eingeweiht zu ſeyn. Der Zutritt zu dieſen ſtand allen denjenigen offen, welche nach ihren Verhältniſſen und Betragen desſelben nicht unwürdig befunden wurden.

Dieſe Einrichtungen führten zu großen Folgen! Es gab hier alſo keine einzelne Claſſe der Nation, die ein ausſchließendes Eigenthum auf gewiſſe Zweige der wiſſenſchaftlichen und der geiſtigen Ausbildung ſich angemaaßt; die durch eine nur ihr verſtändliche Schrift ſich in dieſem ausſchließenden Beſitz erhalten hätte. Das vielmehr, was Gemeingut, und zwar das edelſte Gemeingut der Menſchheit iſt und bleiben ſoll, war und blieb dieſes bey den Griechen. Darin lag die Möglichkeit einer freyen Entwickelung des philoſophiſchen Geiſtes. Die älteſte Philoſophie der Griechen, wie ſie in der Joniſchen Schule aufkeimte, mochte vielleicht in ihrem Urſprunge in einer engen Verbindung mit der Religion ſtehn, ſelbſt gewiſſermaßen daraus hervorgehn; (wer mag den engen Zuſammenhang zwiſchen den Philoſophemen über die Elemente der Dinge, und den älteſten Vorſtellungen von den Gottheiten als Kräften oder Gegenſtänden der Natur verkennen?) aber die Religion konnte ihr nicht fortdauernd Feſſeln anlegen. Sie hinderte nicht, daß der Geiſt des freien Unterſuchens erwachte, und fortdauernd an Lebendigkeit gewann; und eben deshalb konnten nachmals alle diejenigen Wiſſenſchaften eine feſte und eigenthümliche Geſtalt bei den Griechen annehmen, welche dieſen vorausſetzten. Daß alle wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe an Religion geknüpft bleiben, iſt das Eigenthümliche der geiſtigen Bildung des Orients; in-

dem sie bei den Griechen sich davon trennten, erhielten ihre Wissenschaften ihre Selbstständigkeit, und damit den Occidentalischen Character; den sie wiederum den Völkern mittheilten, deren Lehrer sie wurden.

Indem die Priester nie bey den Griechen eine scharf abgesonderte Classe oder gar Caste bildeten, konnte die Religion hier auch nicht in dem Umfange Staatsreligion werden, wie sie es bey andern Völkern geworden ist. Sie hat, wie die weitern Untersuchungen es lehren werden, der Politik gedient; aber sie ist nicht ihre Sclavin geworden. Die trockne prosaische Religion der Römer mochte sich dazu gebrauchen oder mißbrauchen lassen; die der Griechen war dazu viel zu poetisch. Schien jene nur um des Staats willen da zu seyn; so schien die griechische, auch wo der Staat sie nutzte, sich ihm nur freywillig zu leihen. War dort die Volksreligion durch die Patricier in die Fesseln eines Systems geschlagen, so behielt sie hier ihren freyen Character.

Einwanderer.

Wenn gleich der Hellenische Stamm der herrschende in Griechenland ward, so blieb er doch keinesweges unvermischt. Die Vorzüge des Landes luden zu Einwanderungen ein; und seine Lage erleichterte dieselben. Von Norden her, oder von der Landseite, waren mehrere Völkerschaften in verschiedenen Zeiten in dieses Land eingewandert, Thracischen, Carischen und Illyrischen, Ursprungs 5). Sie mögen, in so fern sie im Lande blieben, sich unter den Hellenen allmählig verlohren haben; aber, selber Barbaren, konnten sie zu der Milderung der

5) Ihre Nahmen hat Strabo großentheils verzeichnet, l. VII. p. 222. Casaub.

Sitten der Nation schwerlich viel beytragen; wiewohl dennoch Thracische Dichter nicht ohne Einfluß darauf blieben. Anders aber war es mit den Einwanderungen die zur See geschahen. Griechenland war hier, wie bereits oben 6) bemerkt, in einer mäßigen Entfernung von den gebildetesten Völkern der westlichen Welt umgeben, die zugleich mehr oder weniger Schifffahrt treibende und Colonien stiftende Völker waren. Von den Phoeniciern ist dieses bereits ausführlich gezeigt; von den Klein-Asiaten ist es eben so wenig einem Zweifel unterworfen; und Spuren Aegyptischer Niederlassungen fanden sich nicht weniger in Europa, als in Asien.

Hätten sich auch gar keine Nachrichten von Einwanderungen dieser Völker in Griechenland erhalten, so würden sie also doch schon an und für sich sehr wahrscheinlich seyn. Aber es fehlt so wenig an Nachrichten dieser Art, daß sie vielmehr sich fast bestimmter erhalten haben, als nach der Entfernung der Zeit, und dem Zustand der Nation, es zu erwarten stand. Das Andenken davon hatte sich nicht verlieren können, weil ihre Folgen zu bleibend waren; und mochten auch, wie bey Begebenheiten, die so lange nur durch die Sage fortgepflanzt wurden, Verschiedenheiten sowohl als Ausschmückungen der Erzählungen statt finden, so wird doch die Critic gegen ihre Wahrheit im Ganzen schwerlich gegründete Einreden zu machen haben. Als die erste unter jenen Einwanderungen über das Meer her wird die von Cecrops und seiner Colonie aus Sais in Unterägypten nach Attica erwähnt 7); so wie um 50 Jahre später die des Danaus aus Chemmis in Oberägypten nach Argos im Peloponnes. Sie geschahen in denjenigen Zeiten, in welchen nach der

6) Oben S. 40.

7) Man setzt sie um 1550 v. Chr.

wahrscheinlichsten Zeitrechnung die großen Umkehrungen der Dinge in Aegypten durch die Vertreibung der Arabischen Nomaden, und die Wiederherstellung der Freyheit und Unabhängigkeit des Reichs erfolgten; Zeiten, in denen Auswanderungen wenigstens nicht unwahrscheinlich sind. Die Colonie, welche nach Herodots Bericht Cadmus aus Phoenicien, und mit ihr die Buchstabenschrift, nach Griechenland brachte 8), bedarf keines weitern Beweises, wenn man die Verbreitung dieses Volks durch Pflanzörter kennt; nur das könnte befremdend scheinen, daß wir nur von Einer solchen Niederlassung in Griechenland hören; dem gewöhnlichen Gange der Dinge gemäß, steht weit eher ein fortdauerndes Einwandern zu erwarten, wie es auf den Inseln geschah, die großentheils ganz phoenicisch wurden. Endlich darf die Ansiedelung des Pelops aus Lydien in der Halbinsel nicht vergessen werden, welche nach ihm den Nahmen trug 9). Auch sie ward durch kriegerische Zeitläufte veranlaßt. Tantalus, der Vater des Pelops, vertrieben aus Lydien durch Ilus König von Troja, suchte und fand mit seinen Schätzen eine Zuflucht in Argos.

Indeß ist es eine sehr verschieden beantwortete Frage: welche Folgen die Einwanderungen jener fremden Colonisten für die Cultur der Griechen gehabt haben? und man ist weit eher geneigt gewesen ihr diesen abzusprechen, als ihn einzuräumen. Von den Ansiedelungen gebildeter Völker neben Barbaren sofort einen Schluß auf die Bildung der letztern zu machen, ist allerdings eine mißliche Sache, wenn nicht sehr klare Beweise es bestätigen. Seit länger als zwey Jahrhunderten sind Nordamericas Urbewohner die unmittelbaren Nachbaren gebildeter Europäer; und wie wenig haben sie bisher

8) Herod. V. 58.

9) Strab. p. 222.

von ihnen angenommen? Wenn man dieß auch bey den Griechen bezweifelte, lag der Hauptgrund darin, weil ihre ganze Bildung sich zu auffallend von der jener Völker des Orients unterschied; als daß sie ihr etwas zu verdanken zu haben schien.

Gleichwohl bestätigen jenen Einfluß die eignen Zeugnisse der Griechen zu laut. Cecrops wird ausdrücklich als derjenige genannt, der die häusliche Verbindung unter den Bewohnern von Attica durch Einführung regelmäßiger Ehen gründete; der die Burg von Athen erbaute, die auch nachmals seinen Nahmen trug. Eben so war es mit der Burg die Cadmus in Theben anlegte; und wollte man auch die Nachricht Herodots, daß durch ihn die Schrift zu den Hellenen gebracht sey, nur so verstehen, daß sie sie überhaupt den Phoeniciern verdankten, (was schwerlich im Ganzen bezweifelt werden kann;) würde nicht die Sache dieselbe bleiben? Wenn ferner Pelops nicht nur mit seinen Schätzen nach Argos wanderte, wenn selbst die ganze Halbinsel von ihm den Nahmen trug, läßt sich dieß anders erklären, als daß seine Einwanderung höchst folgereich für sie wurde?

Aber noch mehr! Diese fremden Ankömmlinge heißen nicht nur selber Fürsten; sondern ihre Geschlechter werden auch die herrschenden Geschlechter in Griechenland. Aus dem Hause des Cecrops gieng, wenn auch nur durch weibliche Abstammung, die Reihe der ältesten Könige von Attica, ein Pandion, Aegeus, Theseus hervor. Aus dem Geschlecht des Danaus sproßten auf gleiche Weise Perseus und sein Heldenstamm. Wer Cadmus nennt, erinnert auch zugleich an seine Nachkommen, die Lieblinge der Tragischen Dichter, Laius, Oedipus, Eteocles und Polynices; die Herrscher von Theben. Alle

aber überstralte die Nachkommenschaft des Pelops, das Haus der Atriden, an Ruhm, wie es sie an unerhörtem Unglück übertraf! An diesen Geschlechtern der Ankömmlinge hängt also vorzugsweise die Sagengeschichte der Nation; sie waren nicht nur die ältesten Herrscher; sondern das Andenken von ihnen lebte noch fort im Munde des Volks von Geschlecht zu Geschlecht; bis die Tragischen Dichter ihnen auf immer die Unsterblichkeit gaben. Konnte eine solche fortdauernde Stamm-Herrschaft ohne Einfluß auf die Nation bleiben? Heißt nicht dieses behaupten dem widersprechen, was der natürliche Gang der Dinge mit sich bringt?

Wenn diese Einwanderungen durch politische Ursachen bewirkt zu seyn scheinen, so wurden es andre durch die Religion. Die neuere Zeit bezwang die Wildheit der Barbaren durch Missionen; aber wenn gleich das Alterthum diese in der Form nicht kannte, und nicht kennen konnte, so lehrten doch schon die frühern Theile der gegenwärtigen Untersuchungen, daß es darum nicht weniger an Heiligthümer und Orakel politische und merkantilische Zwecke knüpfte. Auch Griechenland erhielt seine Priestercolonien; d. i. Anlagen von Heiligthümern durch Fremde, die einen ihnen eignen Cultus mitbrachten. Wie sehr solche Stiftungen ganz in dem Geiste auch der alten Hellenischen Welt waren, davon liefert der Homerische Hymnus auf Apollon einen merkwürdigen Beweis. Als der Pythier sein Orakel zu Delphi gründet, erblickt er auf dem Meer ein Cretensisches Handelsschiff; er führt dieß nach Crissa, und bestellt die Fremdlinge zu Dienern des neugegründeten Heiligthums; bey dem sie sich ansiedlen und bleiben 1). Was heißt diese Erzählung, (deren historische Wahrheit wir übrigens nicht behaupten), von der Dichtersprache

1) Homer. Hymn. in Apoll. 390. etc.

entkleidet anders, als eine Cretensische Colonie gründete den Tempel und das Orakel zu Delphi? So kann also auch Herodot's Nachricht, von dem Aegyptischen Ursprung des Orakels zu Dodona, nichts Befremdendes mehr haben 2); wenn gleich dasselbe einer andern Veranlassung, nämlich dem phoenicischen Sclavenhandel, durch den zwey heilige Weiber, das eine nach Ammonium in Lybien, das andere nach Dodona geriethen, seinen Ursprung verdankte. Wüßten wir genauer, wer die Selli waren, (man hält sie für einen Zweig der Pelasger;) die nach Homer 3) die Inhaber des Orakels und die Diener des Gottes heißen; so würden wir über die Geschichte desselben wahrscheinlich etwas mehr sagen können, als uns jetzt möglich ist. Sein Aegyptischer Ursprung war aber, nicht bloß nach Dodoneischer, sondern auch Aegyptischer Priestersage, anerkannt. Freylich konnten solche Niederlassungen in Griechenland nicht das werden, was sie, wie im zweiten Theile dieser Untersuchungen gezeigt ist, in Africa wurden. Weder die Beschaffenheit des Landes, noch der Geist des Volks gestatteten dieß, bey dem zwar auch die Volksreligion nicht ohne politische Beziehungen blieb; das doch aber nicht, wie die Aegypter den Staat ganz auf Religion gründend, einen Tempel zum Mittelpunct desselben machte. Aber als Orakel dauerten sie fort; deren der Grieche sowohl im öffentlichen als auch im Privatleben bedurfte.

Aehnliche Priesterinstitute entstanden sehr früh auf verschiednen der Inseln, welche Griechenland umgaben, und wurden von da nach Hellas selber verpflanzt; vor allen auf Creta und Samothrace. Die erste diese Inseln nimmt in mehr wie Einer Rücksicht einen bedeutenden Platz in der ältesten Geschichte der griechischen Cultur ein; aber

2) Herod. II. 54. 3) Il. XVI. 234.

die Cultur, welche auf Creta aufkeimte, scheint mehr frühe Blüthen als spätere Früchte getragen zu haben. Was wir von Creta Rühmliches wissen, fällt schon in die Vorhomerischen und Homerischen Zeiten 4). Jene Reinigung des Meers von den Seeräubern; jene Beherrschung der Inseln und eines Theils der Küstenländer, selbst Atticas; jene Gesetzgebung des Minos, des Vertrauten des Zeus — dieß Alles fällt in ein so hohes Alterthum, daß weniger der Gewißheit, als nur der Vermuthung hier Platz gelassen ist. Aber auch bey Homer erscheint Creta noch in einem so glänzenden Zustande, daß kaum eine Landschaft des Continents damit verglichen werden kann 5). Schon die Lage dieser großen Insel macht es freylich sehr begreiflich, wie sie dem festen Lande von Hellas in der Cultur vorangehn konnte. Lag sie nicht fast in der Mitte zwischen Aegypten, Phoenicien und Griechenland? War sie aber, wie man uns berichtet, das Vaterland des Erzes und des Eisens, und wurden zugleich diese Metalle hier zuerst bearbeitet 6), so klärt dieses allein schon das zweifelhafte Dunkel auf, welches die älteste Sage hier umhüllt. Bedarf es mehr um die Einwanderungen zu erklären, die von mehreren Seiten her durch Pelasger, Aegypter, Phoenicier und Hellenen u. a. 7) dahin geschahen? Mußte die Verarbeitung dieser Metalle nicht zu mehreren Erfindungen führen? Mußte der damit

4) Man sehe die reiche Compilation von Meursius; Creta, Cyprus, Rhodus, 1675.

5) Creta ist ein Land in der Mitte des dunkeln Meeres
Anmuthvoll und fruchtbar und ringsumwogt; und darin sind
Viel und unzählbare Menschen die neunzig Städte bewohnen 2c. Od. XIX, 172 etc.

6) Die Hauptstelle bey Diodor. V. p. 333. Wechel.

7) Sie werden chronologisch aufgezählt bey Diodor V, p 346.

getriebene Handel nicht die Vertilgung der Seeräuber nothwendig machen? War es nicht sehr natürlich, wenn an diese, den Göttern zugeschriebenen, Erfindungen, auch mancherley frommer Aberglaube geknüpft ward, der heilige Gebräuche und Mysterien erzeugte, wie sie den Cureten und Idaischen Dactylen beygelegt werden 8)? Die Menge von Erz, und die Bearbeitung desselben, welche in dem Heldenalter sich zeigt, giebt einen Beweis, wie wichtig, und wie alt auch schon diese Kunst gewesen seyn muß. Daß diese Erfindung aber Cretensischen Ursprungs sey, ward, wie Strabo berichtet, einmüthig versichert 9); wie groß auch sonst die Verschiedenheiten der Sagen über das alte Creta war; Sagen, die wahrscheinlich schon manchem Dichter Stoff dargeboten hatten, ehe sie von den Cretensischen Geschichtschreibern, auf welche sich Diodor beruft, niedergeschrieben wurden.

Daß diese Erfindung und Bearbeitung des Erzes in unmittelbarer Verbindung mit den religiösen Instituten auf jener Insel stand, sagt uns das Alterthum ausdrücklich, wenn es jener Cureten und Dactylen am Ida-Gebirge erwähnt, und die Bearbeitung des Erzes und Eisens, die Verfertigung der Waffen, und jene Waffentänze ihnen beylegt, welches Alles von da nach Phrygien und den Inseln Lemnos und Samothrace verpflanzt wurde, von wo es über Thracien seinen Weg nach Griechenland fand 1). Es giebt keinen andern Zweig der griechischen Religionsgeschichte, der mehr und tiefer mit andern verschlungen wäre, als der der Cretensischen Religionsinstitute; wozu selbst zufällige

8) Diod. p. 333. Man denke an den Aberglauben unsrer Bergleute.

9) Strabo X, p. 326.

1) Man sehe Strabo und Diod. l. c. etc.

Ursachen 2) vieles beitrugen. Die Critic hat hier das Ihrige gethan 3); aber das Gewirre der Nachrichten von den Cureten, Dactylen und Corybanten ganz zu entwickeln, vermochte schon Strabo nicht mehr. Aber, daß dieses ganze Gewebe aus Aegyptischen, Phoenicischen, Pelasgischen und Phrygischen Fäden gewebt ist, kann so wenig geleugnet werden, als die Einwanderungen dieser und andrer Völker daselbst. Wird ein neuer Theseus in dieses Labyrinth sich wagen, so wünschen wir, daß die Geschichte der Erfindung und Bearbeitung der unedlen Metalle, und ihrer Verbreitung, wovon die Künste des Kriegs und des Friedens in gleichem Maaße abhangen, ihm der Faden der Ariadne werden möge; nicht um daran Alles zu knüpfen, und eine einseitige Hypothese aufzustellen; sondern nur den Weg uns deutlicher zu zeigen, auf dem die Griechen bis zu dem Ziele gelangten, an welchem wir sie in dem folgenden Abschnitte erblicken werden.

2) Wie z. B. daß es mehrere Berge des Namens Ida gab.

3) Man sehe darüber besonders Creuzer's Symbolik B. II, S. 277 ꝛc. und Heyne in Commentat. S. G. Vol. VIII.

Vierter Abschnitt.

Das Heldenalter; der Trojanische Krieg.

Wie lückenhaft und unvollkommen auch die Darstellung der Fortschritte der griechischen Nation bey ihrer ersten Entwickelung seyn mag, so sind diese Fortschritte selbst doch nicht zweifelhaft. In der Periode, die wir nach dem eignen Geist der Nation am passendsten mit dem Nahmen des Heldenalters bezeichnen, (etwa vom dreyzehnten bis eilften Jahrhundert vor dem Anfange unsrer Zeitrechnung;) erblicken wir sie bereits auf einer beträchtlich höhern Stuffe der Bildung, als auf der sie, ihren eignen Berichten zufolge, gestanden hatte. Der Dichter, der sie auf dieser Stuffe uns schildert, verleugnet zwar den Character des Dichters nicht; allein Homer galt demungeachtet schon im Alterthum für historische Quelle, und zwar, bis auf einen gewissen Punct, mit vollem Recht. Er strebt nach Wahrheit in seinen Angaben und Schilderungen, so weit ein Dichter darnach streben kann; ja in manchem, auch in der Unterscheidung der frühern und spätern Zeiten oder Zeitalter, fast mehr als ihm als Dichter oblag. Für die Darstellung des Heldenalters ist er die reinste Quelle; und da diese Quelle so überreichlich strömt, warum sollte man neben ihr noch andre gebrauchen?

Wenn wir die Homerischen Griechen mit denen der spätern Zeiten vergleichen, so fällt eine allgemeine Verschiedenheit in die Augen, auf die wir hier sogleich aufmerksam machen müssen. Seine Griechen, zu welchem Stamm sie auch gehören mögen, sind sich unter einander an Bildung gleich; sie stehen sämmtlich auf derselben Stuffe. In keiner Rücksicht unterscheidet sich bey ihm der Thessalier von dem Peloponneser, der Aetoler von dem Boeotier und Athener; die Verschiedenheiten die sich finden, sind bloß persönlich; oder gehen höchstens aus dem größern oder kleinern Umfange von einzelnen Staaten hervor. Die Ursachen, welche nachmals den Bewohnern des östlichen Hellas einen so bedeutenden Vorsprung vor denen des westlichen gaben, müssen also damals noch nicht gewirkt haben. Es mußten vielmehr allgemein wirkende Ursachen gewesen seyn, welche jene ersten Fortschritte erzeugt hatten; und wir dürfen um so weniger fürchten geirrt zu haben, wenn wir der Religion darunter den ersten Platz einräumen.

Aber auf das Aufleben und die Entwickelung des heroischen Geistes, der es eigentlich ist, welcher dieses Zeitalter characterisirt, wirkte doch Religion nicht ein. Wenn in den spätern Jahrhunderten der Mittelzeit, welche das christliche Heldenalter umfaßten, Religiosität einen Hauptzug des Rittercharacters ausmachte, so bleibt diese Erscheinung dem griechischen Alterthum fremd. Auch die griechischen Helden bewahren zwar nicht nur den Glauben an die Götter; sie stehen selbst mit ihnen in unmittelbarer Verbindung; sie werden von ihnen bald verfolgt, bald beschützt; aber sie kämpfen nicht, wie einst die christlichen Ritter, f ü r ihre Götter. Diese Idee bleibt ihnen unbekannt, und mußte ihnen unbekannt bleiben; weil ihre Vorstellungen von den Göttern sie nicht zuließen. Und hieraus geht

Eine große Verschiedenheit zwischen dem griechischen und christlichen Heldencharacter hervor. Eine zweyte, auf die wir bald zurückkommen, aus dem verschiedenen Verhältniß gegen das andre Geschlecht. Dafür aber ist ein andrer Hauptzug beyden gemein; der Hang zu außerordentlichen, zu kühnen Unternehmungen; nicht bloß zu Hause sondern in fernen Ländern; in Ländern jenseit des Meers, von denen großentheils nur die Sage dunkle Nachrichten verbreitet hatte. Dieser Hang wurde freylich schon durch die Wanderungen der Hellenischen Stämme in den frühsten Zeiten geweckt. Aber die Thaten der ältesten Heroen der Griechen, eines Meleager, Tydeus, und andrer, vor Hercules und Jason, waren einheimische Thaten; selbst die dem Hercules außerhalb Griechenland beygelegten, sind wahrscheinlich erst spätere Dichtung, als man ihn an dem Argonautenzuge Antheil nehmen ließ; und der griechische Hercules mit dem phönicischen verwechselt ward. Erst mit Jason und dem Argonautenzuge heben die auswärtigen Abentheuer an; die bald eine allgemeine Vereinigung der Nation zu einem Kriege jenseit des Meers zur Folge haben sollten.

So weit wir bey so ungewissen Zeitbestimmungen zu urtheilen im Stande sind, scheint dieser Geist der Abentheuer also erst in dem Jahrhundert erwacht zu seyn, welches dem Trojanischen Kriege zunächst vorhergieng. Nach den möglichen chronologischen Combinationen müssen wir in dieses Zeitalter den Zug der Argonauten, die Unternehmung des Theseus gegen Creta setzen; denen die Herrschaft des Meers, welche Minos von dieser Insel aus gründete, nicht lange vorangieng. Der allgemeine Zustand Griechenlands in dieser Periode gewährt auch einige Aufschlüsse, weshalb es gerade damals im Vaterlande zu eng zu werden anfieng; und ein neuer Schauplatz zu Unternehmungen aus=

wärts gesucht werden mußte. Die griechische Welt zunächst vor dem Trojanischen Kriege erscheint in Rücksicht auf das Innere meist in einem Zustande der Ruhe. Die kleinen Gebiete, in welche Griechenland getheilt war, hatten, scheint es, bereits ihre geschlossenen Grenzen. Wir hören von keinen Streitigkeiten darüber unter den Fürsten; Homer vermag die einzelnen Besitzungen mit großer Bestimmtheit aufzuzählen. Der Krieg der Sieben gegen Theben hatte in einem Familienzwist seinen Grund; und die Ansprüche der vertriebenen Heracliden sollten erst später geltend gemacht werden. Es war also, wenn auch mit einigen Unterbrechungen, doch im Ganzen ein Zeitalter des innern Friedens. In einem solchen konnte es wenig Gelegenheit zu Heldenthaten im Vaterlande geben; was war natürlicher, als daß der einmal geweckte kriegerische Geist sie im Auslande, in der Ferne, suchte?

Dieß konnte aber nach der Lage des Landes kaum anders als zur See geschehen. In den nördlichen Ländern, ohnehin besetzt mit kriegerischen Völkern, war nichts was zu Unternehmungen einladen konnte. Von den Ländern jenseit des Meers dagegen kamen viele Sagen zu den Griechen; wären sie auch nur durch die Phoenicier zu ihnen gebracht. Die Länder und Völker, welche die Hauptziele der Schifffahrten von diesen waren, die Cimmerier im Norden, die Lotophagen und die Gärten der Hesperiden an Libyens Küste; Sicilien mit seinen Wundern, den Cyclopen und der Scylla und Charybdis; so wie das ferne Spanien mit dem mächtigen Geryon und den Hercules-Säulen, schimmern auch schon in der ältesten griechischen Mythologie. Daß durch diese Sagen der Geist der Abentheuer vorzüglich geweckt; daß auf diesem Wege der Zug

der Argonauten veranlaßt wurde, — mag man es bezweifeln?

Daß aber diese frühern Schifffahrten, durch welche schon an und für sich so viele Thätigkeit geweckt, so viele Kräfte aufgeregt wurden, es vorzüglich waren, welche den Ideenkreis der Nation erweiterten, geht schon aus jenen alten Mythen hervor, die unbestreitbar eine Frucht von diesen, und den dadurch vermehrten Verbindungen mit dem Auslande waren. Die Homerische Erdkunde, wie beschränkt sie auch war, dehnt sich dennoch nicht nur bedeutend über die Grenzen des väterlichen Landes aus, sondern das Streben offenbart sich auch bereits darin, die Erde bis zu ihren äußersten Grenzen zu umfassen. Man spricht von dem Oceanfluß, der sie umgürtet; man bezeichnet die Gegenden, wo die Thore der Sonne sind, ihres Aufgangs wie ihres Niedergangs; man kennt selbst den Eingang zur Unterwelt. Aber eben das zweifelhafte Dunkel, worin dieß Alles gehüllt blieb, war es nicht für den einmal erwachten Geist der Abentheuer ein beständiger Sporn zu neuen Thaten?

Der innere politische Zustand von Hellas im Heldenalter, kam in Einer Rücksicht mit dem der spätern Zeiten überein; so wie er sich in einer andern wesentlich davon unterschied. Er kam überein in der Zerstückelung der Gebiete; er unterschied sich dagegen in der Verfassung der Staaten.

Die Zerstückelung der Gebiete, hervorgegangen aus der Verschiedenheit der Stämme, war in jenen Zeiten eben so groß oder noch größer, als sie es in den spätern war. Die Landschaft Thessalien allein umfaßte bey Homer nicht weniger als zehn kleine Staaten, von denen jeder seinen Fürsten oder Oberhaupt hatte. In dem mittlern Griechenland hatten die Boeotier fünf Oberhäup-

ker 1), die Minyer, (ihre Hauptstadt war Orchomenus,) die Locrer 2), die Athener, die Phocenser, jede ihren eignen Beherrscher. In dem Peloponnes werden die Reiche von Argos, von Mycenae, von Sparta, von Pylus, das der Elier, unter vier Häuptlinge getheilt, und Arcadien von einander unterschieden. Auch viele der Inseln hatten ihre eignen Fürsten. An der Westseite umfaßte die Herrschaft des Odysseus außer Ithaca auch zugleich die Inseln Zacynthus, Cephallene und das gegenüberliegende Epirus. Das blühende Creta ward von Idomeneus beherrscht; Salamis von Aiax; Euboea, von den Abanten bewohnt, Rhodus, Cos hatten ihre eignen Oberhäupter; Aegina und vermuthlich andre der kleinen gehorchten den benachbarten Fürsten.

Von den frühesten Zeiten her war also diese politische Zerstückelung Griechenland eigenthümlich; so wie sie auch nachmals immer es geblieben ist. Mit Recht frägt man, wie sie sich so bleibend befestigen konnte? Wie es kam, daß bey den frühern innern Kriegen, und besonders bey dem nachmahligen Uebergewicht des Dorischen Stammes nicht die Herrschaft eines Einzelnen gegründet wurde? Wenn eine Hauptursache davon in der schon oben geschilderten natürlichen Zerstückelung des Landes lag, so scheint eine zweyte, nicht weniger wichtige, in der inneren Zerstückelung der einzelnen Stämme zu liegen. Da wo sich auch die Stammgenossen zusammen niedergelassen hatten, war doch Alles wieder in Ortschaften getrennt. Nach diesen werden in Homer die Schaaren der Krieger unterschieden. Allenthalben, besonders in dem Verzeichniß der Schiffe, findet man die Beweise da-

1) Il. II. catalog. nav. 1. etc. wo man auch die Beweisstellen für die folgenden Angaben findet.

2) Die Opuntii und Epicnemidii. Die Ozolae kennt Homer nicht.

von. Standen auch diese Ortschaften unter einem gemeinschaftlichen Oberhaupte, so scheint doch nur ein lockres Band sie zusammengehalten zu haben. So tief lag schon in diesen frühern Zeiten der Keim der Theilung, der bey weiterer Entwickelung den ganzen nachfolgenden politischen Zustand von Griechenland zur Reife bringen sollte.

Aber bey dieser Zerstückelung waren darum doch die damaligen Formen der Verfassung ganz von den spätern verschieden. Durchgehends Herrschaft von Fürsten oder Königen; nirgends Republiken; und doch sollte Republicanismus späterhin den politischen Character der Griechenwelt eigentlich bestimmen; Allerdings waren diese Monarchischen Verfassungen, (wenn man sie so nennen will) mehr Umrisse von Verfassungen, als daß sie in sich irgend ausgebildet gewesen wären. Sie waren hervorgegangen aus dem ältesten Zustande der Nation, wo entweder in den einzelnen Stämmen herrschende Geschlechter entstanden waren; oder auch die Führer der einwandernden Colonien die Herrschaft über die Einheimischen sich zu verschaffen, und ihren Nachkommen zu erhalten gewußt hatten. Die Geschlechter eines Peleus, Cadmus, Pelops u. a. sind bereits oben erwähnt. Sein Geschlecht zu einem der alten Heroen, oder zu den Göttern selbst hinaufführen zu können, blieb für die Herrscher noch in den spätern Zeiten eine der größten Empfelungen; wovon selbst Alexander die Bestätigung aus dem Tempel des Ammon sich holte. Aber wie viel auch an Abstammung hieng, so wird man doch selbst bey jenen alten Geschlechtern die Wahrnehmung bestätigt finden, daß sie nur in so weit sich auf ihrer Höhe erhielten, als nicht bloß der Stammvater ein Heros war, sondern auch viele ihm ähnliche Heroen aus seinen Nachkommen hervorgiengen. Dadurch glänzen die

Häuser des Pelops und Cadmus vor allen andern hervor. Aber selbst von den Nachkommen des Hercules, haben nur gewisse Zweige sich im Andenken der Nation erhalten, während andere der Vergessenheit übergeben wurden. Bey aller Achtung für die Vorzüge der Geburt, gab doch der Grieche nie Alles auf die Geburt; und wenn gleich auch in den spätern Zeiten des Republicanismus edle Geschlechter von andern sich absonderten, so war doch ihr Vorzug selten bloß an die Geburt geknüpft; und nie ward die Scheidewand zwischen ihnen und dem übrigen Volke so stark, wie sie es etwa zwischen Patriciern und Plebejern in Rom in der Frühern Periode ward. Wie in so vielem andern, zeigt sich auch hierin der richtige Sinn der Griechen. Die Achtung der großen Geschlechter lebte fort in dem Andenken an ihre Thaten; aber bloß von dem Ruhm ihrer Ahnen zu zehren blieb den Nachkommen nicht lange vergönnt.

In den Verfassungen der Heldenzeit hatte sich Alles bloß nach dem Bedürfniß, und nach den Umständen, gebildet. Wenn die Achtung für die herrschenden Geschlechter diesen die Herrschaft erhielt; so war es doch deshalb keine streng erbliche Herrschaft. Die Fürsten waren nicht viel mehr als die ersten unter ihres gleichen; die übrigen wurden auch wohl neben ihnen Fürsten genannt 3). Der Sohn gieng in der Nachfolge, in der Regel, den andern vor; es kam aber darauf an, in wie fern er sich persönlich der Nachfolge würdig machen konnte 4). Sein erstes Geschäft war, der Führer im Kriege zu seyn; wie konnte

3) Wie Od. VIII, 41. die σκηπτοῦχοι βασιλῆες auf Ithaca.

4) Man sehe wie in dieser Rücksicht die Verhältnisse Telemachs geschildert werden. Odyss. I, 392 etc.

er dieß, wenn er nicht durch eignen Muth und Kräfte hervorragte? Die Vorrechte im Frieden waren nicht groß. Er berief die Versammlung des Volks zusammen; an der, wo nicht allein, doch vorzugsweise die Aeltern und Vornehmern Theil nahmen 5). Hier hatte der König seinen eignen Sitz; das Zeichen seiner Würde war der Scepter oder Stab. Er hatte den Vortrag an die Versammlung, der stehend gemacht ward. Bey allen erheblichen Vorfällen mußte er das Volk befragen. Außerdem saß er zu Recht 6); aber nicht immer; denn die Rechtspflege war auch oft einer Versammlung von Aeltesten überlassen 7). Man wußte nichts von eigentlichen Abgaben, die dem König wären entrichtet worden. Sein Vorzug war ein Stück Land, und ein größerer Theil der Beute. Sonst lebte er von seinen eignen Besitzungen und dem Ertrage seiner Felder und Heerden. Die Erhaltung seines Ansehens erforderte eine fast unbegrenzte Gastfreundschaft. Sein Haus war der Sammelplatz der Angesehenen, die fast täglich mit ihm tafeln; Fremde abzuweisen, die um Aufnahme baten, oder auch nur ihrer bedürftig sich zeigten, wäre etwas Unerhörtes gewesen 8).

Griechenland erscheint in diesen Zeiten bereits als ein stark bevölkertes, und gut angebautes Land. Welche Menge von Städten nennt nicht bereits der Dichter? Auch dürfen wir uns unter diesen nicht durchgehends offene Oerter mit zerstreut

5) Man vergleiche die Beschreibung der Versammlung der Phaeaker. Odyss. VIII.

6) Aristot. Polit. III. 14. *Στρατηγὸς γὰρ ἦν καὶ δικαστὴς ὁ βασιλεὺς, καὶ τῶν προς θεοὺς κύριος.*

7) Man sehe z. B. die Vorstellung auf dem Schild des Achills Il. XVIII, 504.

8) Wie fährt z. B. Menelaus den Eteoneus an, der die Fremden anders wohin zu schicken vorschlägt! Odyss. IV, 31.

liegenden Wohnungen denken. Ihre Beynahmen bezeichnen nicht selten das Gegentheil. Sie sind zum Theil mit Mauern umgeben; haben Thore; regelmäßige Gassen 9). Die Häuser stehen jedoch einzeln; vorn mit einem Hofe; hinten mit einem Garten 1). So war es wenigstens bey den Häusern der Angesehenen. Andre scheinen ohne Vorhof an der Straße zu stehn. In der Mitte der Stadt ist der öffentliche Platz, oder der Markt; der gewöhnliche Versammlungsort der Einwohner, sowohl bey feyerlichen Gelegenheiten, Berathschlagungen, Gerichten, als auch außerdem. Er ist mit steinernen Sitzen umgeben, auf welchen die Angesehenen bey jenen Gelegenheiten ihre Plätze nehmen 2). Von Steinpflaster in den Gassen findet sich keine Spur.

Die verschiedenen Zweige der Landwirthschaft waren schon sehr ausgebildet. Das Eigenthum der Ländereyen war allgemein; deren Grenzen durch Messungen bestimmt, und oft durch Steine bezeichnet wurden 3). Wie die verschiedenen Geschäfte des Ackerbaus, das Pflügen, mit Stieren oder Mauleseln, das Säen, Schneiden, Binden, das Austreten auf der Tenne durch Ochsen geschah, — Alles dieses beschreibt uns der Dichter. Nicht weniger den Weinbau, den Gartenbau; die verschiedenen Arten der Viehzucht 4). Man darf

9) Z. B. Athen mit den breiten Straßen, (ἐυρυάγυια) Od. VII, 80. Gortys mit den festen Mauern (τειχιόεσσα) u. a.

1) So die Wohnungen des Menelaus Od. II.; und des Alcinous Od. VII. — Andre an der Straße Il. XVIII 496.

2) Die Stadt der Phaeaker Od. VII. giebt von diesem Allen die Beweise.

3) Il. XII, 421. XXI, 405.

4) Ich brauche nur an die Vorstellungen auf dem Schild des Achills zu erinnern. Il. XVIII. 540 etc.

zweifeln, ob selbst in den blühendsten Zeiten Griechenlands die Cultur des Bodens viel größere Fortschritte gemacht hatte.

Die Wohnungen der Helden waren groß und geräumig, und zugleich dem Clima angemessen. Um den geräumigen Vorhof herum lief eine Gallerie, um welche sich die Kammern zum schlafen befanden. Aus dem Vorhof kam man sofort in den Saal, in welchem der gewöhnliche Aufenthalt war 5). An den Wänden herum standen bewegliche Sitze (*θρόνοι*). Alles glänzte von Erz. Zur Seite war der Behälter wo die Waffen aufbewahrt wurden. Im Hintergrunde war der Heerd, und der Sitz für die Frau, wenn sie sich unten zeigte. Mehrere Stuffen führten hier zu einer höhern Gallerie, neben welcher die Gemächer für die Frauen waren, wo sie mit häuslichen Arbeiten, vor Allem mit Weben, sich beschäftigten. Zu dem Hause gehörten noch mehrere Nebengebäude, wo gemahlen und gebacken ward; der gewöhnliche Aufenthalt der Sclaven und der Sclavinnen; so wie außerdem die Ställe für die Pferde 6). Die für das Vieh scheinen auf dem Felde gewesen zu seyn.

Auffallend ist die Menge von Metall, edlem und unedlem, womit die Wohnungen verziert und woraus die Geräthschaften verfertigt waren 7). Die Wände glänzten davon; die Sitze waren daraus gemacht; in goldenen Becken auf silbernen Schüsseln wird das Waschwasser dargereicht; Sitze, Waffen, Geräthschaften sind damit geschmückt.

5) Die schon erwähnten Wohnungen des Menelaus und Alcinous geben von dieser Bauart die klarste Ansicht; wenn auch die Beschreibung der Wohnung des Ulysses stückweise genauer ist.

6) So bey Menelaus Od. IV, 40.

7) Vor allen in der Wohnung des Menelaus.

Wollte man auch annehmen, daß vieles was golden heißt, nur vergoldet gewesen sey, so bleibt es doch immer eine Frage, woher dieser Reichthum an edlen Metallen? Ueber das Silber giebt uns Homer einen Wink, wenn er seine Quelle in Alybe setzt im Lande der Halizonen 8). Das Gold kam wahrscheinlich meist aus Lydien, wo der Reichthum an diesem Metall, auch in spätern Zeiten so groß war, daß die Griechen das meiste was sie davon gebrauchten von daher erhielten. Bey diesem Reichthum an Metall, welches auch (da man noch kein geprägtes Geld kannte 9)) häufig, wenn gleich gar nicht allein, als Tauschmittel im Handel gebraucht ward, scheint auch die Bearbeitung desselben ein Hauptgegestand des Kunstfleißes gewesen zu seyn. Sowohl die Verfertigung der Waffen als der Geräthschaften giebt die Beweise davon. Wir brauchen nur an den Schild Achills, an die fackeltragenden Statuen im Hause des Alcinous 1), an die Figuren aus Schmelzwerk am Schlosse des Mantels des Odysseus 2) u. a. zu erinnern. Aber schwer ist es zu sagen, in wie fern diese Arbeiten von Griechen selbst gemacht, oder aus der Fremde eingetauscht wurden. Wenn sie uns der Dichter gewöhnlich als Werke des Hephaestus schildert, so ist wenigstens klar, daß Arbeiten dieser Art etwas seltenes und zum Theil aus der Fremde waren 3). Die Bearbeitung des

8) Il. II, Catalog. v. 364. Ohne Zweifel in den Caucasischen Gebirgen; wenn auch die Halizoner nicht die Chalyber seyn sollten.

9) Wahrscheinlich lag darin ein Hauptgrund, daß des Verarbeiteten so viel war.

1) Od. VII, 100.

2) Odyss. XIX, 225 etc.

3) Wie z. B. der silberne Crater, den Menelaus vom König von Sidon erhalten hatte. Od. IX, 615.

Goldes war auch nachmals in Vorderasien, besonders Lydien zu Hause; die des Erzes und Eisens scheint unter den Hellenen zuerst, wie schon oben bemerkt, auf Creta vervollkommnet zu seyn.

Auf diese Metallarbeiten scheinen sich aber auch die Anfänge der bildenden Kunst noch beschränkt zu haben. Keine Spuren von Mahlerey kommen vor; so wie auch keine aus Marmor verfertigte Bildsäulen. Aber auch jene Metallarbeiten setzten doch schon Uebung in der Zeichnung voraus; um so mehr da wir nicht bloß von den Figuren, sondern auch von dem Ausdruck in ihren Stellungen und Bewegungen hören 4);

Die Weberkunst, das Hauptgeschäft der Weiber, war bereits sehr vervollkommnet. Die Zeuge waren aus Wolle und Leinen; in wie fern auch Baumwolle damals bereits in Griechenland verarbeitet ward, ist schwer zu bestimmen 5). Doch wurden die aus der Ferne, aus Aegypten und Sidon, gekommenen Gewänder für die schönsten gehalten 6). Die Kleidung war anständig, und doch frey. Das

4) Man sehe außer dem Schild des Achills besonders die Stelle Od. XIX, 228 etc.

5) Man vergleiche vor allen die Beschreibung von der Kleidung des Ulysses Od. XIX, 225 etc. Der Mantel (χλαινα) rauh anzufühlen, war wohl ohne Zweifel Wolle; aber das Untergewand (χιτων) kann man wohl weder für Wolle noch Leinen halten:

Unter dem Mantel bemerkt' ich den wunderköstlichen Leibrock;
Zart und weich, wie die Schale um eine getrocknete Zwiebel,
War das feine Geweb', und glänzend; weiß wie die Sonne.

6) Wie z. B. Il. VI, 290.

weibliche Geschlecht gieng keinesweges mit verdecktem Gesicht, aber in lange Gewänder gehüllt. Beyde Geschlechter trugen ein eng anschließendes Untergewand; über welches alsdann das weite Obergewand geworfen ward 7).

Die innern Verhältnisse der Familien waren einfach; aber nicht ohne diejenigen Eigenheiten, welche eine natürliche Folge der eingeführten Sclaverey sind. Keine eigentliche Vielweiberey; aber die Heiligkeit der Ehe ward durch den Umgang des Mannes mit Sclavinnen nicht verletzt. Die edlen Charactere einer Andromache, einer Penelope, stellen, jeder auf seine Weise, auch Ideale hoher Liebe der Gattinnen dar. Schwerer wird es uns nach unsern Gefühlen, die entführte und zurückgebrachte Helena zu fassen; und doch, wenn wir die Helena, die Geliebte des Paris in der Ilias 8), mit der Helena der Gattin des Menelaus in der Odyssee 9) vergleichen, — wie viel Wahrheit, wie viel innerer Zusammenhang des Characters, der sich verirren, aber nie den ursprünglichen Adel ganz verleugnen konnte! Es ist die Frau, die, in der Blüthe der Jugend das Opfer der Sinnlichkeit, (und dieß nie ohne Regungen der Reue,) nachmals zur Vernunft zurückkehrte; noch ehe das Alter sie dazu zwang. Auch nach der Rückkehr von Troja blühte sie noch in hoher Schöne 1); (wem kann es einfallen, hier die Jahre zählen zu wollen?) Aber dennoch nehmen wir bereits damals bey den Griechen dasselbe Verhältniß beyder Geschlechter wahr, das auch nachmals bey ihnen dauerte. Die Frau ist Hausfrau, nicht mehr! Selbst die hohe Andromache, nach je-

7) Man findet die Stellen gesammelt in **Feithii Ant. Homer.** III, cap. 7.

8) Im dritten Buche.

9) Odyss. IV. und XV.

1) Odyss. IV, 121.

nem Abschiede der Thränen entlocken wird, so lange es noch Augen giebt die weinen und Herzen die fühlen können, wird in das Weibergemach zurückgeschickt, den Arbeiten der Dienerinnen vorzustehen 2). Dennoch erblicken wir hier die Liebe in der Ehe veredelt. Sonst aber bezieht sie sich, bey den Sterblichen wie bey den Unsterblichen, nur auf den sinnlichen Genuß; in den edlen und unverdorbenen jungfräulichen Characteren, wie bey der lieblichen Nausicaa, nur gepaart mit der Verschämtheit, welche die Jungfräulichkeit begleitet. Aber keine Spur jenes höhern Schwungs der Gefühle, jener romantischen Liebe, wie man sie sehr wenig passend nennt, hervorgehend aus jener höhern Achtung des weiblichen Geschlechts. Sie blieb, mit dieser, das Eigenthum der Germanischen Völker, und bildete bey diesen jenen Hauptzug des Rittercharacters, die Galanterie, — die wir bey den Griechen vergeblich suchen. Dennoch aber steht der Grieche auch hier in der Mitte zwischen Orient und Occident. Blieb es ihm fremd, dem Weibe als einem höheren Wesen zu huldigen, so sperrte er sie doch nicht, wie der Asiate, schaarenweise in seine Harems ein.

Die Fortschritte, welche das gesellige Leben bereits damals unter den Griechen gemacht hatte, zeigen neben dem Verhältnisse der Weiber sich in nichts mehr, als in dem Ton der Unterredung zwischen den Männern. Auch im gewöhnlichen Gespräche behält dieser eine feyerliche Würde; die Art wie man sich begrüßt, und sich anredet, ist an gewisse Formen gebunden; die Beywörter, mit denen die Helden sich ehren, sind schon so in die Sprache des Umgangs aufgenommen, daß selbst da, wo man sich Vorwürfe macht, sie nicht selten dennoch ge-

2) Il. VI, 490.

braucht werden. Man wende nicht ein, daß dieß nur epische Sprache sey. Der Dichter hätte sich ihrer nicht bedienen können, wäre nicht das Vorbild davon, wäre nicht der Sinn dafür wirklich vorhanden gewesen. Wenn der Ton des Umgangs den Maaßstab der geselligen, und in einem gewissen Grade selbst der moralischen, Bildung eines Volks giebt, so hatten sich die Griechen im Heldenalter gewiß schon weit über die frühere Rohheit erhoben.

Von einem Zeitalter wie das damalige kann man nicht das Bild entwerfen, ohne zugleich von dem Krieg und der Kriegskunst zu sprechen. Das Heldenalter der Griechen, von dieser Seite angesehn, zeigt ein Gemisch von Rohheit; und doch zugleich von Edelmuth, und von einem Anfange von Völkerrecht. Auch der erschlagne Feind ist freylich noch nicht vor der Mißhandlung gesichert; aber er wird nicht immer mißhandelt 3). Der Besiegte bietet Lösegeld; und von dem Sieger hängt es ab, es anzunehmen oder zu verwerfen. Die Waffen, zum Angriff wie zur Vertheidigung, sind von Eisen oder Erz. Keiner der Helden führte mehr, wie einst Hercules, statt Speer und Schild, eine Keule und Löwenhaut. Die Kriegskunst, in wie fern sie in der Stellung, und in der Errichtung eines verschanzten Lagers bestand, scheint erst vor Troja sich gebildet zu haben 4). Sonst entschied Alles, neben dem persönlichen Muth, und der Stärke, die mehr oder minder vollständige Rüstung. Wo der große Haufe meist unbedeckt ist, und nur einzelne geharnischt und völlig gerüstet sind; gilt einer dieser letztern mehr, als eine Schaar der übrigen. Nur die Anführer aber waren dieß; in voller Rüstung, ste=

3) Ein Beyspiel Il. VI. 417.

4) Man sehe über diesen Gegenstand, über den wir glauben kurz seyn zu können, die Excurse von Heyne zum VI. VII. und VIII. Buch der Ilias.

hend auf ihren Streitwagen, (man gebrauchte noch keine Reuterey;) fochten sie unter sich in den Zwischenräumen zwischen den Heeren. Waren sie Sieger, so ging der Schrecken vor ihnen her; und leicht mochte es ihnen dann werden die Glieder zu durchbrechen. Aber wozu die weitere Beschreibung von Heeren, die jeder lieber in dem Dichter liest?

Wie einst die Kreuzzüge die Frucht des sich umformenden Zustandes der Gesellschaft im Occident waren; so der Trojanische Krieg in Griechenland. Der Hang zu Abentheuern in fernen Ländern hatte vorher erwachen müssen; Seezüge, wie der der Argonauten, hatten gelingen müssen; Verbindungen der Helden wie bey diesem, und dem Zuge gegen Theben, hatten vorhergehn müssen; ehe eine solche Unternehmung ausführbar war. Nun ging sie aber auch so natürlich aus dem ganzen Zustande der Dinge hervor, daß sie auch ohne eine Helena, wenn auch vielleicht auf ein andres Ziel gerichtet, hätte erfolgen müssen.

Wie ferner einst die Kreuzzüge von Seiten der Theilnehmer eine meist freywillige Unternehmung waren, so auch der Zug gegen Troja: und daraus geht dort so wie hier fast die ganze innere Einrichtung hervor. Freywillig waren die Heerführer den Atriden gefolgt; sie konnten also auch das Heer wieder verlassen wann sie wollten. Agamemnon war nicht mehr als der erste unter den ersten. Schwerer ist es, das Verhältniß zwischen den Anführern und ihren Völkern zu bestimmen; und derjenige würde vielleicht am sichersten irren, der hier alles genau bestimmen wollte. Allerdings fand eine Anführung statt; und ein Gehorchen. Die Schaaren folgen ihren Führern, und verlassen den Kampf wenn jene ihn verlassen. Aber auch in diesem Verhältniß scheint doch viel freywilliges zu seyn; eine so strenge Disciplin, wie unter den neuern Heeren,

erlaubte der ganze Geist des Zeitalters nicht. Man mußte ein Thersites seyn, um eine solche Behandlung zu erfahren wie sie Thersites zu Theil ward.

Allerdings war es diese Unternehmung, mit vereinter Kraft begonnen und glücklich ausgeführt, die den Nationalgeist der Hellenen entzündete. Auf Asiens Fluren hatten sich zum erstenmal die Stämme sämmtlich gesehen, und als Brüder begrüßt. Gemeinschaftlich hatten sie gekämpft und gesiegt. Aber etwas Höheres war erforderlich, wenn jene aufgeloderte Flamme nicht wieder ersterben sollte. Die Muse mußte sie mit nie verhallenden Worten dem Gedächtniß einprägen. Indem sie, wie wir bald sehen werden, auf immer das Andenken jener Thaten erhielt, konnte auch die schönste Frucht derselben nie wieder verloren gehn.

Fünfter Abschnitt.

Die Zeiten nach dem Heldenalter. Wanderungen. Entstehung der Republicanischen Staatsformen und ihr Character.

Wie einst die Ritterzeit im westlichen Europa begann und endigte, ohne daß man den Einen oder den Anderen Zeitpunkt genau durch eine Jahrzahl bestimmen könnte, so auch das Heldenalter bey den Griechen. Eine solche Erscheinung ist die Frucht tief liegender und lange wirkender Ursachen, die weder plötzlich reift, noch plötzlich verdorrt. Es hörte mit dem Zuge gegen Troja nicht sofort auf; aber mit Recht mag man diesen Zeitpunct doch den seiner Blüthe nennen 1). Das griechische Heldenalter war sehr eng an die damalige Verfassung geknüpft; die Stammfürsten waren die ersten unter den Helden. Als die Stammverfassung sich änderte, wie hätte die alte Heldenwelt fortdauern können? Auch ward keine neue Unternehmung begonnen, die mit solchem Glanze ausgeführt und beendigt wäre. Wenn es also auch noch ähnliche Heldencharactere als im Zeitalter des Achills und Agamemnons gab, so eröffnete sich doch für sie keine ähnliche Laufbahn des Ruhms; sie wurden nicht wie die Artriden und

1) Schon Hesiodus beschränkt sein viertes Zeitalter, das der Helden, auf die Zeiten zunächst vor und während des Trojanischen Zuges. Op., et Dies 156. &c.

ihre Genossen von den Dichtern erhoben; und wenn ihre Nahmen auch die Mitwelt pries, so lebten sie doch nicht wie jene für die Nachwelt.

In dem Zeitalter nach dem Trojanischen Kriege ereigneten sich mehrere Begebenheiten, welche eine gänzliche Veränderung sowohl in dem häuslichen als besonders dem öffentlichen Leben der Griechen zwar keinesweges auf einmal erzeugen, aber doch vorbereiten und herbeyführen mußten. Das Resultat dieser Veränderungen war die Entstehung und allgemeine Verbreitung republicanischer Staatsformen unter dieser Nation; wodurch demnächst die ganze Art ihres öffentlichen Lebens als Volk für die ganze Zukunft bestimmt werden sollte.

Wie diese große Veränderung vorbereitet ward, läßt sich zwar wohl im Ganzen zeigen; wer sich aber erinnert, daß diese Begebenheiten in Zeiten fallen, wo Griechenland noch keine Geschichtschreiber hatte; wo die Sage die Quelle blieb; wird auch leicht im voraus auf eine vollständige und ununterbrochen fortlaufende historische Entwickelung Verzicht leisten; man wird einsehen, daß wir schwerlich viel mehr davon wissen können, als Thucydides wußte.

Mit dem Trojanischen Kriege, sagt dieser große Geschichtschreiber, hörte noch das Wandern der Stämme keinesweges auf 2). Die Dauer des Kriegs erzeugte viele Neuerungen; in manchen Städten entstanden Unruhen; welche die vertriebenen Partheyen bewogen neue Städte zu gründen. Im sechzigsten Jahre nach Trojas Fall nahmen die aus Arne in Thessalien vertriebenen Boeoter ihr Land ein; im achzigsten eroberten die Dorier, geführt von den Heracliden, den Peloponnes. Welche fast allgemeine Umwälzung diese letztere Begebenheit verursachte, ist bereits oben be-

2) Thucyd. I, 12.

merkt. Ein neuer Stamm, bisher der schwächere, breitete sich aus, und wurde der mächtigere. Aber noch größere Veränderungen standen bevor; der Stamm der Hellenen sollte sich im Aufgang und Niedergang gleich weit über die Grenzen seines bisherigen Vaterlandes verbreiten. „Als erst nach langer Zeit, fährt Thucydides fort, Griechenland, einigermaßen beruhigt, eine festere Gestalt annahm, sandte es Pflanzstädte aus; Athen nach Jonien in Vorderasien, und einen großen Theil der Inseln des Archipelagus; die Peloponneser vorzüglich nach Italien und Sicilien; welche sämmtliche Niederlassungen erst nach den Trojanischen Zeiten gestiftet wurden."

Durch den Trojanischen Krieg, — wie konnte es anders seyn? — war der Gesichtskreis der Nation erweitert worden. Sie hatte die Küsten Asiens, jene von der Natur gesegneten Länder, kennen gelernt; und das Andenken davon erstarb nicht wieder. Als die neuen innern Stürme erfolgten, als durch sie fast alle Hellenischen Stämme aus ihren Wohnsitzen geworfen wurden, — ist es zu verwundern, daß bey diesen Wanderungen Asiens Küsten sie lockten? Seit Trojas Macht fiel, hatte keine neue Herrschaft sich dort gebildet; kein einheimisches Volk daselbst war mächtig genug den Fremden Ansiedelungen zu verwehren. So wurde in dem Lauf von nicht mehr als Einem Jahrhundert 3) die West-Küste Vorderasiens von einer Kette griechischer Städte besetzt, die sich von dem Hellespont bis zu Ciliciens Grenzen zog. In der Nähe des gefallenen Troja, an den Mysischen Küsten, in der fruchtbarsten Gegend welche die damalige Zeit kannte 4), und auf dem gegenüberliegenden Lesbos, ließen sich, geführt von den Nachkommen des ge-

3) Seit ungefähr 1130 v. Chr. 4) Herod. I. 149.

fallenen Hauses der Atriden, Aeoler nieder; die auf dem festen Lande zwölf Städte, und auf Lesbos Mitylene erbauten, das jetzt der ganzen Insel den Namen giebt. Smyrna, die einzige von allen die einen Theil ihres Glanzes behalten hat, und Cyme ragten vor den übrigen auf dem festen Lande hervor. An Aeolis stieß im Süden sofort Jonien, von den zwölf Jonischen Städten so genannt, welche von den, aus ihrem Vaterlande getriebenen, Joniern, so wie auf den gegenüberliegenden Inseln Chios und Samos, angelegt waren. Wenn Aeolis sich der größern Fruchtbarkeit rühmte, so war dagegen der Jonische Himmel als der mildeste und lieblichste selbst unter den Griechen berühmt 5). Unter ihnen wuchsen Miletus, Ephesus, Phocaea zu den blühendsten Handelsstädten empor; wieder die Mütter zahlreicher Töchter, von den Ufern des schwarzen Meers und des Maeotischen Sees bis zu den Gallischen und Iberischen Küsten verbreitet. Aber auch den Dorern selbst war der eroberte Peloponnes zu eng geworden; auch von ihnen zogen Schaaren nach Asien; Cos, und das reiche Rhodus, wie die Städte Halicarnassus und Cnidus, wurden von ihnen bevölkert. So wurde, indem sich nicht weniger eine Reihe griechischer Pflanzstädte längst der Macedonischen und Thracischen Küste bis nach Byzanz hinaufzog, das Aegeische Meer mit griechischen Colonien gleichsam umkränzt; und seine Inseln damit bedeckt. Aber das kaum ausgeleerte Mutterland scheint sich eben so schnell wieder angefüllt zu haben; und als der Osten keinen Raum mehr darbot, steuerten die Auswanderer nach Westen. Zwar etwas später, aber mit nicht geringerm Erfolge, wurden nun die Küsten Unteritaliens, das bald den Nahmen Großgriechenland

5) Herod. I. 142.

trug, und Siciliens von Dorern, Achäern und Ioniern besetzt 6). Um den Meerbusen von Tarent erhoben sich, außer dieser Stadt, bald Croton und Sybaris zu einer Volksmenge und einem Reichthum, der ans Fabelhafte grenzt; während jene Kette sich über Rhegium und Paestum bis Cumae und Neapolis verlängerte. In noch dichterer Reihe folgten sich diese Pflanzstädte an den Sicilischen Ufern; von Messana, und dem Alle überstralenden Syracus, bis zu dem stolzen Agrigent. Ja selbst in dem jetzt verödeten Barca an Libyens Küsten gedieh Cyrene mit seinen Töchtern; und hat gezeigt, daß Griechen auch in Africa Griechen blieben.

Das Aufblühen und die andern mannigfaltigen Folgen dieser Pflanzstädte zu entwickeln, bleibt einem spätern Abschnitt überlassen. Aber indem auf diese Weise die Welt der Griechen, und mit ihr der Gesichtskreis der Griechen, sich erweiterte — konnte der politische Zustand der alte bleiben? Es liegt in der Natur der Colonien, daß in ihnen die Frucht der Freyheit reift. Jenseit des Meers kann nicht Alles bleiben, kann nicht Alles wieder werden, wie es im Vaterlande war. Mit der Auswanderung wurden die alten Bande, die an den Boden, die an die alten Verhältnisse knüpften, gelöset; der Geist fühlt sich freyer in dem neuen Vaterlande; die Anstrengung erfordert neue Kräfte; der Erfolg belebt sie. Wo jeder der Arbeit seiner Hände lebt, entsteht Gleichheit, wenn sie auch im Vaterlande nicht war. Jeder Tag bringt hier neue Erfahrung; und das Bedürfniß der gemeinschaftlichen Vertheidigung macht sich fühlbarer in Ländern, wo die neuen Ankömmlinge schon alte Einwohner finden, die sich ihrer zu entledigen wünschen. Dürfen wir uns

6) Besonders zwischen 800 und 700 v. Chr. Aber einzelne Pflanzstädte entstanden auch schon früher.

wundern, wenn die Herrschaft der Stifter, auch wo sie anfangs bestand, der Freyheit wich?

Aber auch in dem Mutterlande zeigten sich ähnliche Erscheinungen. Hätten auch hier keine innere Stürme getobt, so würde der Untergang so mancher Herrscherhäuser durch den Trojanischen Krieg und seine nächsten Folgen schon von selbst sie bewirkt haben. Wie hätte bey so großen Umkehrungen, bey den großentheils veränderten Wohnsitzen der Stämme, die alte Ordnung der Dinge wiederkehren können? Das Heldenalter, und mit ihm die Herrschaft der Stammfürsten, schwand dahin; auch wo noch Heroen auftreten, wie in den Messenischen Kriegen, sind sie, wie Aristomenes, mehr Abentheurer, als daß sie den hohen Homerischen Gestalten glichen. Dagegen dauerte die Verbindung und der Verkehr mit den Pflanzstädten nach allen Seiten fort; denn nie wurde nach griechischer Sitte Mutter- und Tochterstadt sich fremd; und bald hatten die erstern von den letztern zu lernen.

So mußte also wohl eine andre Ordnung der Dinge sich bilden. Die alten Herrscherhäuser erloschen entweder von selbst; oder verloren doch ihre Gewalt. Aber dieß geschah nicht etwa in allen oder den meisten griechischen Staaten auf einmal; sondern sehr allmählig; und wer hier von einer allgemeinen politischen Revolution, nach dem neuern Ausdrucke, sprechen wollte, würde ganz falsche Vorstellungen veranlassen. So viel wir nach den unvollständigen Nachrichten, welche aus der Geschichte der einzelnen Staaten übrig geblieben sind, urtheilen können, scheint es mehr wie Ein Jahrhundert gedauert zu haben, bis jene Veränderung allgemein ward. Nicht von allen können wir den Zeitpunct genau bestimmen; in den meisten geschah es zwischen 900 bis 700 vor Chri-

sto, in andern schon in den beyden nächsten Jahrhunderten nach der Dorischen Wanderung. Ja in mehreren derselben, wir brauchen nur an Athen zu erinnern, geschah es stuffenweise. Als hier nach Codrus Tode die königliche Würde aufhörte 7), folgten lebenslängliche Archonten aus seinem Geschlecht; die wenig von den Königen verschieden gewesen zu seyn scheinen; auf diese erst wiederum zehnjährige Archonten 8); und auch diese bestanden 70 Jahre, bis die jährliche Erwählung eines Archonten-Collegii der Volksverfassung das Siegel aufdrückte.

Die Frucht jener Veränderungen war das Entstehen freyer Stadtverfassungen; die damals, so wie immer, nur bey dem Aufblühen der Städte gedeihen konnten. Die Art und Weise, wie dieß geschah, hat uns Thucydides vortrefflich geschildert. „In diesen Zeiten, sagt er 9), ward „kein bedeutender Landkrieg geführt; wodurch einzelne Städte ein großes Uebergewicht erhalten „hätten; die Kriege, die etwa entstanden, wurden „nur mit den nächsten Nachbarn geführt." Mochte also auch die Ruhe durch einzelne solcher Vorfälle gestört werden, so konnten diese doch den Wachsthum der Städte nicht aufhalten. „Seitdem aber die Colonien jenseit des Meers gestiftet waren, fingen mehrere der Städte an sich auf Schifffahrt und Handel zu legen; und die fortdauernde Verbindung mit ihnen gewährte wechselseitige Vortheile 1). Nun wurden, fährt Thucydides fort, die Städte mächtiger und reicher an Gelde; aber dann warfen auch in den meisten derselben sich eigenmächtige Herren auf; die nur

7) Im Jahr 1068 v. Chr.

8) Im Jahr 752 v. Chr.

9) Thucyd. I, 15.

1) Thucyd. I, 13.

ihre Gewalt zu befestigen, und ihre Häuser zu bereichern suchten; aber nichts großes thaten; bis gegen die Zeiten der Perserkriege diese durch die Spartaner, (die bey allen jenen Stürmen doch nie unter Tyrannen geriethen,) und die Athenienser gestürzt wurden 2)."

Der wesentliche Character der neuen politischen Gestalt, welche Griechenland annahm, bestand also darin, daß die Freystaaten, die hier sich bildeten, nichts anders als Städte mit ihrem Gebiet, und die Verfassungen daher Stadtverfassungen waren. Nie darf man diesen Gesichtspunct wieder aus den Augen verlieren. Nicht die Landschaften, in welche Griechenland getheilt ward, bildeten als solche eben so viele Staaten; dieselbe Landschaft enthielt auch mehrere Staaten, so bald es in ihr mehrere von einander unabhängige Städte gab; so wie allerdings auch eine ganze Landschaft das Gebiet Einer Stadt seyn konnte, wie Attica von Athen, Laconien von Sparta, u. a. und in einem solchen Falle natürlich auch nur Einen Staat ausmachte. Wohl aber konnte es geschehen, das die Städte Einer Landschaft, zumal wenn ihre Bewohner sich als Stammverwandte begrüßten, Verbindungen unter sich schlossen, zur gemeinschaftlichen Sicherheit; wie es die zwölf Achäischen Städte gethan hatten. Aber diese bezogen sich nur auf die äußern Verhältnisse; sie wurden dadurch ein Städtebund; aber nicht Ein Staat; denn jede einzelne Stadt hatte ihre innere Verfassung für sich, und verwaltete ihre Angelegenheiten für sich. Es mochte auch wohl geschehen, daß wenn Eine solcher Städte mächtig ward, sie sich eine Vorsteherschaft, einen Principat

2) Man erinnere sich an die Geschichte der Italienischen Städte gegen das Ende des Mittelalters, wenn man ein Gegenstück zu der Erzählung des Thucydides verlangt.

über die andern anmaßte; wie Theben über die Boeotischen Städte. Aber wie weit auch eine solche Vorsteherschaft vielleicht führen konnte, so sollte doch nach griechischem Sinn nicht nur jeder Stadt ihre innere Freyheit bleiben; sondern es sollte eigentlich ein freywilliges Anschließen seyn; wenn gleich allerdings die Ansprüche einer vorherrschenden Stadt auch zu Zwangsmitteln führten. Als Theben schon die Vorsteherschaft in Boeotien sich angemaßt hatte, wollte Plateae dennoch nie sie anerkennen. Die Folgen davon sind aus der Geschichte bekannt.

An Städte und Stadtverfassungen ward also das ganze politische Leben der Nation geknüpft; und nur derjenige, der den Geist von diesen richtig aufgefaßt hat, wird griechische Geschichte richtig beurtheilen können. Die Kräfte solcher Staaten scheinen freylich sehr beschränkt zu seyn; aber die Weltgeschichte ist reich an Beyspielen, wie weit über alle Erwartung sie dennoch sich heben können. In ihnen wohnt Gemeinsinn, hervorgehend aus dem Gefühl von Bürgerglück; und was dieser vermag lehrt keine Tabelle unsrer Alles berechnenden Statistiker.

Sechster Abschnitt.

Homer. Die Epiker.

Als das Heldenalter sank, traten erst seine Sänger auf. Nicht als hätte es nicht gleichzeitige gehabt; aber der Ruhm von diesen ward durch ihre Nachfolger überstralt. Wer kennte noch jetzt die Nahmen eines Demodocus und Phemius, hätte nicht der Maeonide sie verewigt?

Für kein Volk ist die Epische Dichtkunst das geworden, was sie für die Greichen ward, die Quelle ihrer ganzen Bildung für Poesie und Kunst. Dieß ward sie durch die Homerischen Gesänge. Wie unermeßlich aber auch das Genie des Jonischen Barden seyn mochte, so bedurfte es doch eines Zusammenflusses günstiger Umstände, um seine Erscheinung vorzubereiten und möglich zu machen.

Der Heldengesang war an und für sich eine Frucht des Heldenalters; so gut wie die Ritterpoesie des Ritteralters. Das Gemählde, welches uns Homer von den Heldenzeiten entwirft, läßt daran keinen Zweifel. Der Gesang ist es, der die Feste der Helden verherrlicht, wie er auch einst die Feste der Ritter verherrlichte. Je prächtiger aber nachmals der Strom ward, zu dem er anschwoll; um desto mehr verdient er es, daß wir ihn, so viel wir können, bis zu seinem Ursprung verfolgen.

Schon vor dem Heldenalter hören wir zwar die Nahmen einzelner Dichter, eines Orpheus, eines Linus, und weniger andrer. Waren aber ihre Hymnen bloße Anrufungen und Lobpreisungen der Götter, wie wir aus dem, was wir von ihnen hören, schließen müssen 1), so scheint doch kaum eine Aehnlichkeit zwischen ihnen und der nachmaligen Heldenpoesie bestanden zu haben; wenn gleich allerdings, seitdem man die Thaten der Götter zu Gegenständen der Hymnen machte, ein Uebergang nicht nur möglich war, sondern wirklich statt fand 2). Jene hatte, nach dem was wir von ihr wissen, stets den erzählenden Character; mochten nun diese Erzählungen Geschichten der Götter oder der Helden darstellen 3);

„Thaten der Männer und Götter, so viel im Gesange
berühmt sind."

In den Gesängen des Demodocus und Phemius wird der Stoff bald aus den einen bald aus den andern hergenommen; von der Liebe des Ares und der goldenen Aphrodite 4); wie aus den Abentheuern vor Troja. Diese letztern wenigstens, konnten nicht über das Heldenalter hinaufgehen, wenn man auch die andern für schon älter halten will. In diesem Zeitalter aber entstand jene Classe der Sänger, welche die Thaten der Helden feyerten. Sie bildeten allerdings eine eigene Classe in der

1) Bekanntlich sind dieß unsre jetzigen Orphischen Hymnen. Auch die ältern, wenn es deren gab, waren nichts anders. Man sehe Pausanias IX. p. 770. und den, gewiß sehr alten, durch Stobaeus erhaltenen, Hymnus. Joh. Stob. Eclog. I, p. 40. meiner Ausgabe.

2) Die Beweise geben die, dem Homer beygelegten Hymnen.

3) Odyss. I, 338.

4) Odyss. VIII, 266 etc.

Gesellschaft; aber sie standen auf gleicher Stuffe mit den Helden; und werden als zu ihnen gehörend betrachtet 5). Ihr Gesang war die Gabe der Götter; die Muse, oder auch Zeus ist es, der jeden begeistert, und ihm eingiebt was er singen soll 6). Diese, stets wiederkehrende, Vorstellung müßte es schon wahrscheinlich machen, daß ihr Gesang häufig aus dem Stegereif war. Wenigstens scheint dieß in einzelnen Fällen keinem Zweifel unterworfen. Odysseus giebt dem Demodocus den Gegenstand auf 7), den er singen soll; und dieser hebt, indem die Begeisterung über ihn kommt, sofort an; ganz nach Art der neuern Improvisatoren. Keinesweges ist indeß damit gesagt, daß stets und allein improvisirt ward. Gewisse Gesänge wurden natürlich Lieblingsgesänge, und lebten fort im Munde der Dichter; während unzählige andre, die Kinder des Augenblicks, sogleich nach ihrer Entstehung auch wieder auf immer verhallten. Aber ein Reichthum an Liedern war erforderlich; die Sänger mußten wechseln; und der Reiz der Neuheit behauptete schon damals seine Rechte 8):

„Denn es ehrt den Gesang das lauteste Lob der Menschen,
„Welche der neueste stets den Hörenden ringsum ertönet."

Nie ward gesungen ohne Begleitung eines Instruments. Der Sänger hat seine Cither; auf der er mit einem Vorspiel anhebt 9), um sich in Begei-

5) Od. VIII, 483. Auch Demodocus selber, wird hier Heros genannt.

6) Od. VIII, 73. I, 348.

7) Od. VIII, 492 etc. Eine Hauptstelle!

8) Od. I, 352.

9) ἀναβάλλεσθαι. Od. VIII, 266. und oft.

sterung zu versetzen; und mit der er fortdauernd den angefangenen Gesang unterstützt. Seine Stimme hielt sich wahrscheinlich in der Mitte zwischen eigentlichem Gesang und Recitation; man horchte nicht auf die Melodie, sondern auf seine Worte; er mußte also Allen verständlich bleiben. Es ist schwer in Ländern, wo man nichts Gleiches findet, sich von solchen Erscheinungen eine Vorstellung zu machen; aber wer je Gelegenheit hatte, jenseits der Alpen begeisterte Improvisatoren zu hören, wird auch die Bilder eines Demodocus und Phemius sich leicht vor die Augen rufen können.

Wie unvollkommen nun aber auch, nach dem was der Dichter sagt, unsre Idee von dem ältesten Heldengesange bleiben mag, so scheint doch Folgendes klar daraus hervorzugehn: Zuerst: die Sänger selber waren zugleich die Dichter; sie sangen ihre eignen Werke; keine Spur, daß sie fremde gesungen hätten. Ferner: diese Gesänge strömten entweder neu hervor aus ihrer Begeisterung; oder ruhten nur in ihrem Gedächtniß. Im ersten Fall waren sie also völlige Improvisatoren; und im letzten — sobald man sich nur in ein Zeitalter versetzt, in welchem noch nicht einmal die Idee da gewesen zu seyn scheint Gesänge durch Schrift (gesetzt man hätte diese auch gekannt,) zu bewahren — blieben sie doch nicht immer nothwendig halbe Improvisatoren? Allerdings blieb die Epische Poesie der Griechen nicht beym Improvisiren stehn. Aber daß sie ganz daraus hervorgegangen sey, kommt uns sehr wahrscheinlich vor. Endlich: Wenn gleich der Gesang zuweilen von darstellendem Tanze begleitet wird; so wird doch nie dem Sänger selber eine darstellende Gesticulation beygelegt. Für diese sind eigne Tänzer. Der Epische Gesang und der darstellende Tanz können also freylich verei-

nigt werden; sie sind aber gar nicht nothwendig vereinigt; und wahrscheinlich fand diese Vereinigung nur bey Göttergeschichten statt 1). Uebrigens war sie sehr natürlich. Für den mimischen Tanz bedarf es noch jetzt unter dem südlichen Himmel keiner eigentlichen Melodie, wie bey uns; sondern nur eines markirten Tactes. So bald der Sänger diesen nur durch seine Lyra angab, hatten die Tänzer, so wie er selbst, was sie brauchten.

Dieser Heldengesang, so tief in das gesellige Leben verflochten, daß er in den Hallen der Fürsten bey keinem frohen Mahle fehlen durfte, hatte sich ohne Zweifel über ganz Hellas verbreitet. Wir hören ihn ertönen auf der Insel der Phaeaker, wie in den Wohnungen des Odysseus und Menelaus. Zwar führt uns der Dichter nicht eigentliche Wettkämpfe des Gesanges vor; allein wie groß die Nacheiferung war, wie einzelne glaubten schon den Gipfel erreicht zu haben, lehrt die Erzählung von Thamyris, dem Thracier, der mit den Musen selber wettstreiten wollte, und für seine Vermessenheit zugleich des Lichts der Augen, und der Kunst des Gesanges beraubt wurde 2).

Mit den Colonien wanderte der Heldengesang nach Asiens Küsten. Wenn man bedenkt, daß jene Ansiedelungen noch während des Heldenalters geschahen; daß zum Theil die Söhne und Enkel der Fürsten, in deren Hallen er einst in Argos und Mycenae erklungen war, die Führer jener Züge waren 3); wird man dieß schwerlich bezweifeln, viel weniger unwahrscheinlich finden können.

Aber daß hier dieser Gesang sich eigentlich erst in seiner ganzen Herrlichkeit entfalten, zu der

1) Wie bey der Liebesgeschichte des Ares und der Aphrodite. Od. VIII.

2) Il. Cat. Nav. 102.

3) Wie Orest und seine Nachkommen.

Höhe, zu dem Umfange sich erheben sollte wozu er sich erhob, — dieß war mehr als man erwarten mochte.

Gleichwohl geschah es. Homer erschien. In ein zweifelhaftes Dunkel verliert sich die Geschichte des Dichters wie seiner Werke; wie die Geschichte mehrerer der ersten Genien der Menschheit, eben weil sie aus dem Dunkel hervortreten. Segnend und befruchtend wie der Nil fließt der prächtige Strom seines Gesangs durch viele Länder und Völker; verborgen gleich den Quellen des Nils werden auch seine Quellen bleiben!

Es kann nicht der Zweck dieser Versuche seyn, aufs neue in Untersuchungen hinein zu gehn, die wahrscheinlich bis zu dem Punct getrieben worden sind, bis zu welchem, bey unsern jetzigen Hülfsmitteln, Critic und Gelehrsamkeit sie treiben konnten 4). Der Verwurf der Leichtgläubigkeit kann wenigstens die neuern Forscher nicht treffen; denn nichts was bezweifelt werden konnte, selbst nicht das Daseyn eines Homers, ist dem Zweifel entgangen. Als man einmal das morsche Gebäude des alten Glaubens an zu prüfen fing, konnte natürlich keiner der Pfeiler, auf denen es ruhte, der Untersuchung entgehn. Das allgemeine Resultat derselben war, daß das ganze Gebäude freylich weit mehr auf dem Grunde der Sage als der zuverlässigen Gedichte ruhe; wie weit aber dieses Fundament der Sage haltbar sey oder nicht? darüber werden schwerlich je die Stimmen sich vereinigen können.

Die Hauptsache scheint: nicht mehr zu fordern, als der Natur der Dinge nach gegeben werden kann. Wenn die Zeiten der Sage in dem Gebiet der Geschichte die Regionen der Dämmerung sind, wollen wir volles Licht in ihnen erwar-

4) Brauche ich hier erst an die Heynischen Excurse zum letzten Buch der Ilias; und an die Wolfischen Prolegomenen zu erinnern?

ten? Die Schöpfungen des Genies bleiben immer halbe Wunder, weil ihr Werden sich großentheils dem Blick entzieht. Hätten wir auch alle historische Belege, wir würden es doch nie ganz erklären können, wie die Ilias und Odyssee entstanden; denn ihre Entstehung bleibt immer in ihren wesentlichsten Theilen das Geheimniß des Dichters. Aber wie unter den damaligen Zeitumständen ein Epiker entstehen, wie er sich heben, wie er das für die Nation und für die Nachwelt werden konnte was er ward, läßt sich doch bis auf einen gewissen Grad zeigen; und damit muß die Forschung sich begnügen.

Das Zeitalter Homers fällt nach aller Wahrscheinlichkeit in die Zeiten des jugendlichen Aufblühens der Jonischen Colonien 5). Ihr späterer Zustand zeigt, daß dieß muß Statt gefunden haben; wenn uns gleich die Geschichte das Genauere darüber nicht aufbewahrt hat. Daß äußre Verhältnisse durch die Formen des geselligen Lebens, dessen Begleiterin der Gesang war, unter solchen Umständen, in einem von der Natur aufs herrlichste begünstigten Lande, den Sängern viele äußre Vortheile darbieten konnten, läßt sich begreifen. Aber dem Epischen Genie boten die Zeitumstände auch noch andre viel größere dar.

Der Schimmer der Sage war noch nicht verblichen. Durch den Zug gegen Troja, und durch die frühern Sänger, war vielmehr die Sage dazu gereift, daß sie den herrlichsten Stoff zu Nationalgedichten darbot. Wenn in frühern Zeiten

5) Man setzt das Zeitalter Homers bekanntlich etwa ein Jahrhundert nach der Stiftung jener Colonien, um 950 v. Ch. Und wenn es gegründet ist, daß durch Lycurg, dessen Gesetzgebung um 880 fällt, seine Gesänge in Sparta eingeführt wurden, kann er auch nicht viel jünger seyn. Die weitern Untersuchungen darüber, müssen wir Andern überlassen.

die Helden der einzelnen Stämme auch nur für diese hatten wichtig seyn können; so waren bey einer gemeinschaftlich ausgeführten Unternehmung die Helden von Troja auch wahre Helden der Nation geworden. Ihre Thaten, ihre Leiden erregten allgemeine Theilnahme. Nun nehme man hinzu, daß diese Thaten, diese Begebenheiten schon durch so viele der frühern Sänger waren behandelt worden; daß durch sie die ganze Geschichte jenen poetischen Character bereits erhalten hatte, der sie auszeichnet! Es bedarf immer der Zeit, die Sage für die Epopoe reifen zu machen. Die Gesänge eines Phemius und Demodocus, wenn sie auch ihren Stoff aus jenem Kriege hernahmen, blieben erste Versuche, und verhallten, wie die ältern Lieder verhallt sind, welche die Thaten der Kreuzfahrer schilderten. Erst drey Jahrhunderte nach dem Verlust des heiligen Landes trat der Sänger auf, der Gottfrieds Heldenruhm würdig feyerte; Achill und Hector waren vielleicht schon länger gefallen, als der Maeonide sie der Unsterblichkeit übergab.

Neben dem Stoff hatte sich in diesem Zeitraum nicht weniger die Sprache gebildet. Allerdings war in ihr in den Worten wie in ihren Verbindungen noch nicht Alles in feste grammatische Formen geschnürt; aber sie war auch nichts weniger als ungelenkig und spröde. Schon seit Jahrhunderten von Dichtern gebildet, war sie zur Dichtersprache geworden. Fast schien es leichter in ihr in gebundener als in ungebundener Rede zu sprechen; und wie einfach waren nicht auch die Formen des sechsfüßigen Verses, in denen der Heldengesang sich hielt 6)? Ungesucht lieh sie sich also dem Dichter;

6) Wie viel leichter mußte nicht in ihr das Improvisiren seyn, als in der ottava rime; deren Fesseln dennoch der Italiänische Sänger mit der größten Leichtigkeit trägt?

und nie gab es wohl eine Sprache, in der die Begeisterung leichter und freyer sich hätte ergießen können.

Wenn unter solchen Umständen, unter einem für Poesie und Gesang so empfänglichen Volke wie die Jonier es immer blieben, ein hohes Dichtergenie auftrat, so begreift sich im Ganzen so viel, wie das Zeitalter ihm günstig war; wenn auch die hohen Schöpfungen seines Genius noch immer wunderbar bleiben. Zwey Dinge sind es, welche den neuern Zeiten am befremdendsten, und unerklärlichsten scheinen; theils wie ein Dichter die Idee eines solchen Ganzen, als die Ilias und die Odyssee darbieten, zuerst habe fassen; theils wie er ohne Hülfe der Schrift sie habe ausführen, wie Werke von diesem Umfange liefern, und wie diese sich haben erhalten können?

Was das Erste betrifft, so hat die Critic zu zeigen gesucht, und gezeigt, daß diese Gedichte, besonders die Ilias, kein so geschloßnes Ganzes bilden, als man sonst glaubte; daß vielmehr ganze Stücke seyn hineingeschoben oder angehangen worden; und schwerlich wird sich jetzt noch ein Forscher überreden lassen, daß beyde Gedichte, so wie wir sie jetzt haben, unmittelbar aus den Händen des Dichters hervorgegangen seyn. Aber wenn auch mehr oder weniger eingeschoben seyn sollte, so bleibt doch in jedem Eine Haupthandlung, die, wenn auch unterbrochen durch Episoden, doch aber schwerlich sich nachher hereinbringen ließ, und die nicht erlaubt, jedes dieser Gedichte als eine bloße Zusammenfügung zerstreuter Rhapsodien zu betrachten. Es ist allerdings ein Riesenschritt, die Epopoee zu der Einheit der Haupthandlung zu erheben; aber die Idee geht doch aus der Natur der Erzählung hervor; es bedurfte dazu nicht erst einer Theorie, die jenem Zeitalter fremd war; das Genie konnte aus eigner

Kraft diesen Schritt thun 7). That Herodot nicht etwas Aehnliches für die Geschichte?

Noch schwerer fällt es uns zu begreifen, wie Werke dieses Umfangs ohne Hülfe der Schrift konnten entworfen, ausgeführt, und erhalten werden, bis die Schrift sie erst, wahrscheinlich nach langer Zeit, von dem Untergange rettete. Wir wollen hier nicht wiederholen, was schon von andern gesagt ist; daß eine Classe von Sängern, die sich ausschließend diesem Geschäfte widmet, auch weit mehr in ihrem Gedächtnisse wird aufbewahren können; daß die Gedichte stückweise gesungen wurden, und also auch nur so im Gedächtniß aufbewahrt zu werden brauchten; ja daß auch noch in spätern Zeiten, als schon die Homerischen Gesänge der Schrift anvertraut waren, dennoch die damali-

7) Ein noch scheinbarerer Einwurf ist der: daß selbst, wenn man auch die Möglichkeit der Erfindung und Ausführung so großer Gedichte einräumen wollte, sie doch zwecklos gewesen wären, da ihr Umfang zu groß sey, als daß sie ganz hätten auf einmal abgesungen werden können. — Aber auch darauf, scheint es, läßt sich antworten. Freylich konnte eine Ilias oder Odyssee nicht bey einem Gastmale abgesungen werden. Aber gab es nicht öffentliche Feste und Zusammenkünfte, die mehrere Tage dauerten? Las nicht Herodot die 9 Bücher seiner Geschichte in einer Reihe von Tagen zu Olympia vor? Konnten nicht die, nach Wegnahme aller Einschiebsel vielleicht um vieles kleinere, Ilias und Odyssee auch in mehreren Tagen abgesungen werden? Konnten solche größere Gedichte, (wenn man uns einmal erlauben will zu träumen) nicht vielleicht gerade für solche Gelegenheiten berechnet seyn? Wie sehr die Griechen an unterbrochne, aber wieder fortgesetzte, geistige Genüsse gewöhnt waren, zeigen auch späterhin ihre dramatischen Tetralogien. — Eben das ist das Eigenthümliche eines Volks, das bey seinen Vergnügungen etwas mehr als Spielerey, das etwas Großes und Schönes will.

gen Rhapsoden, wie wir aus Platos Jon schließen müssen, sie so im Gedächtniß hatten, daß sie, was man wollte, sofort daraus recitirten. Aber vergönnt sey es uns an eine, erst seit den neuern Homerischen Untersuchungen bekannt gewordene, Erfahrung zu erinnern, wie Gedichte von gleichem, oder noch viel größerm, Umfange als die Ilias und Odyssee, in dem Gedächtniß und in dem Munde eines Volks leben können. Die Dschangariade unter den Kalmycken soll an Umfang eben so sehr die Homerischen Epopoeen übertreffen, als sie an Werth unter ihnen steht 8); und dennoch lebt sie nur in dem Gedächtniß des Volks fort, das doch nicht unbekannt mit Schrift ist. Aber die Gesänge einer Nation sind wahrscheinlich gewöhnlich das Letzte was sie niederschreibt, eben weil sie sie im Gedächtniß hat.

Wie man aber auch über die Entstehungsart dieser Gedichte denken, ob man sie Einem, ob Mehrern zuschreiben mag, so zweifelt doch nicht leicht jemand, daß sie im Ganzen Einem Zeitraum angehören, den wir im weitern Sinn den Homerischen nennen. Das Große ist, daß wir sie haben. Ihre Wirkung auf die Nation, auf die Nachwelt bleibt immer dieselbe, welche Hypothese man auch über ihre Entstehung und Bildung an-

8) Man sehe darüber V. Bergmann Nomadische Streifereyen unter den Kalmycken. B. 2, S. 213 ꝛc. Der Kalmückische Homer lebte erst im verflossenen Jahrhundert. Er soll 360 Gesänge gesungen haben, (welches übertrieben seyn mag). Von den Sängern (Dschangartschi) weiß der einzelne nicht leicht über 20 auswendig. In dem 4ten Theil hat Hr. B. einen davon in der Uebersetzung mitgetheilt; der ungefähr einer Rhapsodie des Homers an Umfang gleich kommt. Es ist also etwas sehr gewöhnliches, daß die Kalmückischen Sänger ein Gedicht, an Länge der Ilias oder Odyssee gleich, im Gedächtniß haben.

nehmen mag. Und diese Gegenstände sind es auf die wir zu sehen haben.

Durch Homer ward die griechische Nation was sie geworden ist. Kein Dichter hat, als Dichter, je in einem gleichen Grade auf sein Volk gewirkt. Propheten, Gesetzgeber und Weise, bildeten den Character anderer Nationen; den der Hellenen sollte zunächst ein Dichter bilden! Darin liegt das Eigenthümliche dieses Volks, das selbst bey seiner Ausartung nicht zu vertilgen war. Als später auch unter ihm Gesetzgeber und Weise aufstanden, war sein Werk schon gethan; und auch diese huldigten dem überlegenen Genius. Er hatte seiner Nation den Spiegel aufgestellt, in dem sie die Welt der Götter und Helden, wie der schwachen Sterblichen, erblicken; immer gleich wahr und rein erblikken sollte! Auf die ersten Gefühle der menschlichen Natur sind seine Lieder gebaut! Auf die Liebe des Sohns, der Gattin, des Vaterlandes, auf die Alles überwiegende Liebe zum Ruhm! Aus einer Brust, die rein menschlich fühlte, flossen seine Gesänge; darum strömen sie und werden sie strömen in jede Brust die menschlich fühlt. Unsterblicher! wenn es dir vergönnt ist aus einem andern Elysium, als du hier es ahntest, auf dein Geschlecht hienieden herabzublicken; wenn du die Völker von Asiens Gefilden bis zu den Hercynischen Wäldern zu dem Quell wallfahrten siehst, den dein Wunderstab hervorströmen hieß; wenn es dir vergönnt ist die ganze Saat des Großen, des Edlen, des Herrlichen zu überschauen, das Deine Lieder hervorriefen; — Unsterblicher! wo auch dein hoher Schatten jetzt weilt, — bedarf er mehr zu seiner Seligkeit?

Wo die Schrift bekannt ist, wo sie zum Niederschreiben der Gedichte benutzt wird, wo eine poetische Litteratur sich bildet, da verliert auch die Muse ihre Jugendkraft. Wohl mögen auch hier

noch Meisterwerke entstehen; aber die volle Wirkung äußert Poesie nur so lange, als sie als unzertrennlich von Gesang und Recitation betrachtet wird. Weit gefehlt also, daß die Homerischen Gedichte weniger gewirkt hätten, weil sie lange Zeit nicht geschrieben werden, so lag gerade darin die Ursache ihrer Kraft. So gingen sie in das Gedächtniß und in den Geist des Volks über! Kennten wir in den Ionischen Städten die Formen des geselligen Lebens genauer, mit welchen hier nothwendig die Poesie in der engsten Verbindung stand; so würden wir auch hier ihre Wirkungen bestimmter urtheilen können. Die Natur der Dinge scheint es aber zu lehren, daß sie auch hier, wie in dem Mutterlande, bey Festen, bey Zusammenkünften, (mochten sie öffentlich oder häuslich seyn) abgesungen wurden. Diese Sitte war so tief der Nation eingedrückt, daß sie selbst auch da fortdauerte, als man diese Gedichte schon lange geschrieben besaß, und sie lesen konnte; ja! daß sie auch da eigentlich durch die Declamation ihre volle Wirkung äußerten. Man erinnere sich nur an das, was Ion der Rhapsode dem Socrates sagt 9): „Ich sehe die Zuhörer bald weinen, „bald auffahren; und gleichsam wie betäubt." Konnten noch in diesem Zeitalter die Rhapsoden, wo das wahre Göttliche ihrer Kunst schon verflogen war, seitdem sie nur für Geld sangen, solche Wirkungen hervorbringen, wie groß müssen diese nicht in ihren bessern Zeiten gewesen seyn?

Seit den Homerischen Zeiten, und großentheils durch ihn, mußten in dem Verhältnisse dieser Sängerclasse wohl unausbleiblich Veränderungen vorgehn; und die Spuren davon haben sich erhalten. Wenn sie ursprünglich nur ihre eignen Dichtungen sangen, so ward es jetzt Sitte fremde, die sie im Gedächtnisse aufbewahrten, zu singen. In dem griechischen

9) Plat. Op. IV, p. 190.

Asien, auf Chios besonders, wo Homer gewohnt haben soll 1), bildete sich eine eigne Sängerschule, die unter dem Nahmen der Homeriden schon dem frühern Alterthum bekannt ist. Ob diese zuerst aus Verwandten des Dichters bestanden haben, ist eine sehr gleichgültige Frage; es ward nachher der Nahme für diejenigen Rhapsoden, welche die Homerischen, oder dem Homer beygelegten, Gedichte absangen. Sie unterscheiden sich also von den frühern Rhapsoden dadurch, daß sie nicht ihre eignen, sondern die Werke eines Andern sangen; und dieß scheint die erste Veränderung, welche durch Homer, wenn gleich absichtlos, herbeygeführt ward, gewesen zu seyn. Aber auch in dem, immer mehr sich entwickelnden städtischen Leben, lag, scheint es, ein Hauptgrund zu einer Veränderung der Rhapsoden, welche für sie nicht sehr vortheilhaft seyn konnte. In diesen Städten waren wohl Häuser der Reichen, waren wohl öffentliche Hallen 2), in denen sie sin-

1) Nach der bekannten, schon von Thucydides III. 104. citirten, Stelle aus dem Hymnus auf Apollo:

> Ein erblindeter Mann; er wohnt auf der steinigten Chios;
> Dessen Gesänge forthin vorherrschen unter den Menschen.

Wenn dieser Hymnus auch nicht Homerisch ist, (wofür er in Thucydides Zeitalter ungezweifelt galt;) so mußte er doch aus einem solchen Zeitalter seyn, das dem Homerischen sich nähert. Die Nachricht, daß Homer auf Chios gewohnt habe, mag allerdings auf der Sage beruhen. Aber es ist doch eine sehr alte Sage: und eine Nachricht die durchaus nichts Unwahrscheinliches hat, das uns bewegen könnte sie in Zweifel zu ziehn.

2) Die λεσχαι. Fast unwillkührlich erinnert man sich an die ähnlichen Erscheinungen, welche die sinkende Ritterpoesie, in dem Zeitalter der gewöhnlich so genannten Meistersänger, darbietet. Ob auch vielleicht diese Verhältnisse

gen konnten; aber nicht mehr die Wohnungen der Helden und der Könige. Wie wenig Glauben man auch den Erzählungen beylegen mag, die in dem, dem Herodot beygelegten, Leben Homers und einigen andern Schriften vorkommen; so ist es doch auffallend, daß alle das Loos des Dichters bey seinen Lebzeiten keineswegs glänzend schildern. Aber seine Gesänge lebten nicht nur fort, und breiteten sich, wahrscheinlich schon im ersten Jahrhundert nach dem Dichter, durch Lycurg im Peloponnes aus; sondern auch andre Epische Sänger gingen nun aus jener Schule hervor, deren Werke sämmtlich der Strom der Zeiten verschlungen hat 3). Nur von wenigen hat uns ein glückliches Ungefähr ihren Inhalt, und nur im Allgemeinen, erhalten 4); woraus wir al-

des städtischen Lebens auf die, schärfer von der übrigen Gesellschaft sich absondernde, Schule oder Zunft der Rhapsoden gleichen Einfluß hatten?

3) Die sogenannten Cyclischen Dichter, die entweder den ganzen mythischen, oder doch den Trojanischen Sagen-Cyclus behandelten. Man sehe darüber Excurs. I. ad Aeneid. L. II. ed. Heynii.

4) In der Chrestomatie des Proclus, in Bibl. d. alten Litt. und Kunst St. I. Inedita p. 1. &c. Es sind dieß 1. das Cyprische Gedicht, vermuthlich von Stasinus aus Cypern. Er enthielt in 11 Büchern die frühern Begebenheiten des Trojanischen Kriegs vor der Handlung der Ilias. 2. Die Aethiopis des Arktinus von Milet; enthaltend in 5 Büchern den Zug und Untergang des Memnon. 3. Die kleine Ilias des Lesches von Mitylene; umfassend in 4 Büchern den Waffenstreit des Ulyß und Aiax bis zur Bereitung des Trojanischen Pferdes. 4. Die Zerstörung Trojas (Ἰλιου περσις) von Arktinus in zwey Büchern. 5. Die Rückkehr der Helden (νόστοι) des Augias in 5 Büchern. 6. Die Telegonie, oder Schicksale des Ulyß seit seiner Rückkehr, von Eugammon in zwey Büchern. — Schon der angegebne Inhalt zeiget, daß

lein schon im Stande sind zu schließen, daß sie auch im Alterthum mit Recht mehr den Litteratoren bekannt blieben, als wahre Nationaldichter wurden. Aber die Werke von diesen, und so vielen andern, von denen wir bloß die Nahmen kennen, geben doch einen Beweis, wie Epische Poesie sich allgemein unter der Nation verbreitete! Seitdem durch Homer die Epische Sprache einmal ausgebildet war, blieb diese auch für immer dieser Gattung der Poesie eigen; und wenn man selbst die so viel spätern Dichter, einen Quintus, einen Nonnus lieset, würde man sich leicht, wären nicht andre Zeugnisse da, um Jahrhunderte zurück versetzt glauben. Diese Herrschaft der Homerischen Sprache für diese Gattung der Poesie hat wichtige Folgen gehabt! Bey aller Fortbildung, bey aller Veränderung der Sprache, ward dadurch verhindert, daß das Alte nicht veralten konnte; daß es sich neben den neuern Formen erhielt. Welch ein Gewinn für die Sprache und für die Nation! Mit der Sprache Homer's lebte aber auch in einem gewissen Grade unter den Epikern Homers Geist fort. Die Sprache macht freylich noch nicht den Dichter; aber wie viel hängt doch nicht an der Sprache? Wenn wir auch in jenen spätesten Dichtern noch immer Nachklänge Homer's vernehmen, ist es nicht zugleich auch sein Geist der uns anspricht?

Allein um vieles wichtiger noch, als sein Einfluß auf die Sprache, war sein Einfluß auf den Geist seiner Nation. Mit nie erlöschenden Zügen

keines derselben in Rücksicht auf den Plan einen Vergleich mit den Homerischen Epopeen aushalten kann. Aber auch diese Gedichte müssen nebst so vielen andern lange bloß durch den Gesang erhalten seyn; denn auch ihre Verfasser, wenn gleich etwas jünger als Homer, lebten doch in Zeiten wo, nach Allem was wir wissen, noch wenig oder gar nicht geschrieben würde.

hatte er die Heldenwelt dargestellt. Durch ihn blieb sie auch der Nachwelt gegenwärtig; und eben deshalb war hier den bildenden Künstlern wie den tragischen Dichtern die Welt für ihre Darstellungen gegeben. Hätten sie sie aus ihr hernehmen können, wären ihre Zeitgenossen in derselben Fremdlinge gewesen? Wir berühren diese Gegenstände nur, um noch etwas über den Punct zu sagen, der zunächst innerhalb unsers Gesichtskreises liegt; über den Einfluß den Homer und die Epiker auf die politische Bildung ihres Volks gehabt haben.

Es ist, wenn man die ärmlichen Bruchstücke, welche über die Verbreitung und Erhaltung der Homerischen Gesänge uns aufbehalten sind, vergleicht, eine auffallende Erscheinung, daß es in Hellas selber gerade die Gesetzgeber und Herrscher waren, welche sich um die eine und um die andere am verdientesten machten. Lycurg war es, wie man uns berichtet, der die Homerischen Gesänge zuerst im Peloponnes durch Rhapsoden bekannt machte; Solon hielt den Gegenstand für so wichtig, daß er in seiner Gesetzgebung eine bestimmte Einrichtung darüber traf; der zur Folge wahrscheinlich die Rhapsodien nicht wie bisher einzeln ohne Ordnung, sondern nach ihrer natürlichen Folge, von mehreren sich ablösenden Rhapsoden, vorgetragen werden sollten. So ward dadurch dem Unternehmen des Pisistratus vorgearbeitet; der die Homerischen Gesänge, wie das Alterthum berichtet, nicht blos ordnete, sondern sich auch das unsterbliche Verdienst um die Nachwelt erwarb, sie ihr durch Hülfe der Schrift zu erhalten 5).

Daß diese Sorgfalt jener Männer nicht etwa in einer bloßen Liebhaberey ihren Grund hatte; daß sie vielmehr mit ihrer Politic in Verbindung stand, würde, wenn es sonst noch eines Beweises bedürf-

5) Die Sammlung und Würdigung der Beweisstellen für diese Angaben s. in den Wolfischen Prolegomenen, p. CXXXIX &c.

te, schon daraus hervorgehn, daß Solon in seinen Gesetzen darauf Rücksicht nahm. Wollten wir gleichwohl nach der engen Ansicht unsrer Zeiten die Sache beurtheilen, so könnte es befremdend scheinen, wie die Gründer oder die Befestiger der Mehr- und selbst der Volksherrschaft die Verbreitung der Gesänge eines Barden befördern konnten, der, ihren Grundsätzen gerade entgegen, sein politisches Glaubensbekenntniß gänzlich unverhohlen ablegte 6):

Nichts ersprießliches ist Vielherrschaft; Einer sey Herrscher,
Einer König!

und in dessen Werken, wie wir bereits oben bemerkten, der Republicanismus überhaupt keine Stütze findet. Aber ihre Blicke waren nicht so beschränkt! Nicht das wollten sie durch den Dichter erreichen, daß gerade ihre Einrichtungen und Gesetze unmittelbar durch ihn bestätigt werden sollten. Aber sie wollten ihr Volk für das Edle und Große begeistern. Poesie und Gesang, in unzertrennlicher Verbindung, waren dazu in ihren Augen die ersten Mittel. Durch sie ward vorzugsweise auf die geistige Bildung des Volks gewirkt. So bald diese innerhalb ihres Gesichtskreises lag, (wie sie, wenn gleich nicht immer auf gleiche Weise, innerhalb des Gesichtskreises der griechischen Gesezgeber zu liegen pflegte;) von welcher Wichtigkeit mußte dann in ihren Augen der Barde seyn, dessen Gesänge vor allen von der Classe der Rhapsoden gesungen, durch welche die meisten Nationalfeste und Zusammenkünfte verherrlicht wurden? Dem Blicke eines Solon, (er selber einer der ersten moralischen Dichter!) konnte es wohl nicht entgehn, welche Summe von Lebensweisheit und Erfahrung in jenen Gesängen lag, mit denen die Jugend beginnt, und zu denen das Alter zurückkehrt. Auch die Besorgniß stieg bey ihnen

6) Il. II. 204.

nicht auf, daß die Göttergeschichten die Moralität verderben möchten; die nachmals Platon bewog, die Dichter aus seiner Republic zu verbannen; ihn, der doch ohne Homer nicht Platon geworden wäre! Denn, wie wir schon einmal bemerkten, nicht als Ideale zur Nachahmung wurden die Götter aufgestellt. Aber indem sich ihr Volk mit jenem unendlichen Schatze der Lebensweisheit bereicherte, sollte es zugleich, fortdauernd in jener Heldenwelt lebend, seinen Sinn für das Große und Edle lebendig erhalten. Die Folgen, welche daraus hervorgingen, der Gewinn, den die Nation durch die Erhebung des kriegerischen Muths, durch die Erhaltung des Gefühls für Freyheit und Unabhängigkeit, als Nation daraus zog, läßt sich allerdings keiner Berechnung unterwerfen. Aber darin hatten unstreitig jene Gesetzgeber Recht: ein Volk, dessen Bildung auf die Ilias und Odyssee gegründet ist, läßt sich nicht so leicht zu einem Sclavenvolke machen!

Siebenter Abschnitt.

Mittel zur Erhaltung der Nationalität.

Bey aller innern Trennung, bey aller Verbreitung über das Ausland, blieb es doch den Griechen eigen, sich als Eine Nation zu betrachten. Der Character des Hellenen verlor sich nicht, wo er auch lebte; der Bürger von Massilien und Byzanz behielt ihn eben so gut wie der von Sparta und Athen. Der Nahme Barbar, wenn auch gleichbedeutend mit Nichtgrieche, drückt doch zugleich einen Nebenbegriff aus, der aufs tiefste in das Wesen des griechischen Characters verwebt war; den, daß es sich an Bildung über die andern Völker erhaben fühlte. Es war nicht der plumpe Nationalstolz derer, die die Fremden verachten weil sie Fremde sind; auch wo er ungerecht wurde, ging er doch von einem gerechten Ursprung aus.

Aber diese höhere Bildung würde schon deshalb an und für sich kein Band der Nationalität haben bleiben können, weil unter den Hellenischen Völkern selber eine so große Ungleichheit darin entstand. Es bedurfte also äußerer Zeichen dazu. Zwey Dinge gaben sie: Sprache, und gewisse, durch die Religion geheiligte, Institute.

Wie verschieden und wie abweichend auch die Dialecte der Hellenen waren, — nicht bloß die ganzer Stämme, sondern auch die einzelner benach-

barter Städte 1), — so erkannten sich doch alle in ihrer Sprache als Ein Volk, als Zweige Eines Stammes. Das Kennzeichen der „andersredenden" bezeichnet schon bey Homer 2) die Nicht-Hellenen; bey ihm, der doch keinen allgemeinen Nahmen für die Nation hatte. Wie natürlich und unauflöslich aber auch das Band Einer Sprache seyn mag, so wird doch noch mehr erfordert, wenn es für die Nationaleinheit ein wirksames Band werden soll. Die Sprache muß nicht mehr bloß das Werkzeug seyn, sich wechselseitig verständlich zu machen, was sie bey allen Barbaren ist; es muß etwas in ihr vorhanden seyn, das als Gemeingut der ganzen Nation angesehn wird, weil es allen werth, allen theuer ist; Werke der Dichter, und demnächst der Schriftsteller, die allgemein bewundert, allgemein gehört, allgemein gelesen sind. Diese sind es, durch welche eine Sprache für das Volk selber eigentlich erst ihren Werth erhält. In ihnen spricht sich der Geist, die Denkart, die Empfindung der Nation aus; in ihnen erkennt sie gleichsam sich selber wieder; und sieht auch folgenden Geschlechtern die Fortdauer ihres Geistes gesichert. Sie sind nicht bloß ihr Gesammteigenthum; im vollsten Sinne des Worts; woran keinem der Sprachgenossen sein Antheil streitig gemacht werden kann; sie sind auch ihr höchstes, ihr edelstes, ihr unvergänglichstes Eigenthum. In welchem Lichte erscheinen also auch hier nicht wieder Homer und die Sänger, die zunächst in seine Fußstapfen traten? Ihre Gesänge, gehört, bewundert von allen die in griechischer Zunge redeten, erinnerten die Einwohner von Hellas wie von Jonien und Sicilien auf das lebendigste dar-

1) Man sehe was Herodot von den Dialecten der Griechisch-Asiatischen Städte sagt: I, 142.

2) *βαρβαρόφωνοι* Il. II, 867.

an, daß sie Brüder seyn! Wenn man die lange Reihe von Menschenaltern bedenkt, in denen die Gesänge Homer's und der Homeriden fast das einzige Gemeingut der Hellenen waren, so kann man fragen, wären sie ohne diese überhaupt eine Nation geblieben? Die Nationalpoesie also knüpfte das Band, das sie zusammenhielt; aber dieß Band ward noch durch ein andres verstärkt; durch das der Religion.

Wenn gleich die Religion der Hellenen sich von den Religionen des Orients darin unterschied, daß sie weder auf heilige Bücher gestützt, noch an gewisse Lehren geknüpft war; und also nicht in dem Sinn wie jene, durch ein Glaubensbekenntniß, die Nation zusammenhalten konnte, so war sie dazu doch in so fern geschickt, daß der äußere Cultus der Götter dazu Gelegenheiten darbot. Aber bey einer Nation, bey welcher weder eine Priestercaste, noch auch nur ein in sich selber zusammenhängender Priesterstand sich bildete, lag es wieder in der Natur der Dinge, daß zwar wohl einzelne Tempel in einem gewissen Sinn Nationalheiligthümer werden konnten; allein indem dieß meist von zufälligen Umständen abhing, konnte doch nichts leicht hier, wo Alles freywillig war, an so feste Formen, wie in andern Ländern, gebunden werden. Wenn also die Tempel zu Olympia, Delos, Delphi mit Recht Nationaltempel genannt werden mögen; so kann es freylich nicht in dem Sinn wie bey den Juden und Aegyptern geschehn; aber die Wirkungen waren vielleicht eben deshalb nur desto größer und sicherer, weil alles freywillig war. Auch unter dem Schutz dieser Heiligthümer keimten und reiften die Früchte der Cultur; aber auf andre Weise als in Aegypten und Aethiopien 3); und wenn wir auch bey ihnen von Nationalfe-

3) Ideen rc. Th. I. S. 346 rc.

ften 4), von Orakeln, und Amphictionischen Versammlungen hören, so werden daran sich von selbst schon andre Ideen als in jenen Ländern knüpfen. Nie aber vergesse man es, wenn wir gleich jetzt einzeln ihrer erwähnen müssen, daß alle diese Früchte auf einem und demselben Stamm reiften; daß sie also, unzertennlich von einander, nicht einzeln, sondern nur gemeinschaftlich reifen konnten; daß sie aber auch eben dadurch einen desto höhern Werth in den Augen der Nation erhielten; und daß dieser mehr darnach, als nach dem was sie in sich selber waren, gemessen werden muß.

Wir werden schwerlich irren können, wenn wir diejenigen dieser Heiligthümer als die ältesten betrachten, die durch ihre Orakel berühmt wurden. Die zu Dodona und Delphi wurden durch die Stimme der Nation selber dafür erklärt; und beyde, besonders das zu Delphi, ragte so vor den übrigen hervor, daß man sie gewissermaßen als die einzigen Nationalorakel betrachten kann 5). Indem wir die weitern Untersuchungen über diese Institute Andern überlassen, beschäftigt uns hier nur die Frage: in

4) *Πανηγυρεις* nennt sie der Grieche.

5) Die immer wachsende Zahl der Orakel ward bey den Griechen bekanntlich sehr groß. Mit Ausnahme jedoch des zu Dodona, das Aegyptisch-Pelasgischen Ursprungs war, ist das ganze Orakelwesen der Griechen beynahe ausschließend an den Cultus des Apollo geknüpft. Wir kennen über 50 ihm gehörende Orakel; (man sehe Bulenger de oraculis et vatibus, in Thes. Ant. Gr. Vol. VII.) von den wenigen andern verdankten die bekanntern, wie die des Mopsus und Throphonius, denen er die Kunst zu weissagen ertheilt hatte, ihm mittelbar ihren Ursprung. Wie viel von der Hellenischen Cultur hing nicht an der Religion des Apollo? Es fehlt nicht an gelehrten Compilationen über diese Gegenstände; aber für eine philosophisch-historische Behandlung scheint noch ein weites Feld hier offen zu seyn.

wie fern durch sie Nationalgeist und Nationaleinheit erhalten werden konnte? Es geschah dieß allerdings nicht in dem Sinn, daß sie als allein nur für Hellenen bestimmt angesehen wurden. Auch Fremde mochten die Orakel befragen; und mochten die ertheilten Sprüche mit Weihgeschenken lohnen. Aber dieß geschah doch nur in einzelnen Fällen; und wahrscheinlich nicht leicht von andern, als Fürsten und Königen; seitdem Alyattes sich zuerst nach Delphi gewandt hatte 6). Sonst reichte wohl schon die Verschiedenheit der Sprache hin, (die Pythia redete nur griechisch,) um Ausländer von ihnen entfernt zu halten. Es waren doch also, wenn auch nicht ausschließend doch vorzugsweise Hellenische, den Hellenen gehörende, Institute; zu denen sowohl den einzelnen als ganzen Städten der Zugang offen stand. Sie knüpften das Band zwischen der Politic und Volksreligion. Ihr großer Einfluß auf die Politic, besonders bey den Staaten Dorischen Stamms, ist aus der Geschichte zu bekannt, als daß es nöthig wäre Beweise davon anzuführen. Allerdings ward seit den Perserkriegen dieser Einfluß geringer. Ob zum Schaden oder Vortheil Griechenlands, ist schwer zu entscheiden. Hätte, als der wechselseitige Haß der Athener und Spartaner diese zu dem furchtbaren innern Kampfe entflammte, die Stimme der Götter es noch vermocht, diesen abzuwenden, wie viel Leiden wären Griechenland erspart worden? Aber die Angelegenheiten des Delphischen Tempels wurden doch fortdauernd als Sache der griechischen Nation betrachtet; und selbst als an die Stelle des vormaligen Aberglaubens der Unglaube getreten war, fand die Politic doch noch in der Verletzung des Heiligthums einen Vorwand, der hinreichte einen Bürgerkrieg zu erregen, der Griechenland seine Freyheit kosten sollte.

6) Herod. I. 19.

Unter den zahllosen Festen, welche die einzelnen griechischen Städte feyerten, waren einige, aus Ursachen die wir nicht mehr genau wissen, und welche auch vielleicht sehr zufällig waren, schon früh zu waren Nationalfesten geworden; an denen, als Schauer zwar auch Fremde, aber als Wettkämpfer nur Hellenen Antheil nehmen durften. Aber eben deshalb blieb das Recht dazu, das dem Bewohner der fernsten Colonie wie des Mutterlandes zustand, in den Augen der Griechen auch ein eben so unveräußerliches als unschätzbares Recht. Auch Fürsten waren stolz darauf, — was der große König umsonst versucht haben würde — ihre Rennwagen nach Olympia senden zu dürfen. Daß außer den Olympischen Spielen die Pythischen bey Delphi, die Nemeischen bey Argos, und die Isthmischen bey Corinth in diese Classe gehörten, ist schon aus Pindars Siegshymnen jedem bekannt. Die Stiftung aller dieser Spiele stieg schon in ein so frühes Alter hinauf; (Homer erwähnt ihrer gleichwohl nicht, was schwerlich hätte unterbleiben können, wären sie damals schon vorhanden oder doch berühmt gewesen;) daß man sie Göttern und Heroen beylegte. Wie ungewiß auch diese Sagen seyn mögen, so ist es doch merkwürdig, daß der Ursprung der einzelnen verschieden angegeben wird. Die zu Olympia waren durch den als Sieger rückkehrenden Hercules, als Wettkämpfe körperlicher Kräfte gestiftet; die zu Delphi waren in ihrem Ursprunge bloße musikalische Wettstreite, wenn gleich nachher auch andre damit vereinigt wurden. Die zu Nemea waren anfangs Leichenspiele; die Veranlassung zu den auf dem Isthmus wird verschieden erzählt 7).

Welche diese Ursachen auch eigentlich gewesen

7) In Schmidtii prolegomenis ad Pindarum, Potters Archaeologia, und Corsini dissertationes Agonisticae u. a.

seyn mögen, so wurden sie doch Nationalspiele. Allerdings geschah dieß nicht auf einmal; und man würde sich sehr irren, wenn man das, was wir von den Olympischen Spielen in den blühenden Zeiten Griechenlands lesen, schon auf die frühern übertragen wollte. Vielmehr hat sich gerade bey diesen Spielen, durch die genauen Register die von den Kampfrichtern geführt wurden, ihre allmählige Ausbildung am bestimmtesten erhalten 8). Sie haben nicht aufzuzeichnen vergessen, wann die verschiedenen Arten der Wettkämpfe, (die ersten waren bloß die des Wettrennens) zugelassen und aufgenommen worden seyn. Aber wenn auch allmählig — es geschah doch; und die Zeiten kamen, wo sie werth waren, daß ein Pindar sie feyerte.

So erhielten also diese Feste, und die mit ihnen verbundenen Spiele, einen nationalen Charakter. Sie waren etwas den Hellenen Eigenthümliches; und hatten schon dadurch ihre großen Vortheile. „Mit Recht werden diejenigen gelobt, sagt Isocrates 9) sehr treffend, die jene berühmten Versammlungen angeordnet haben, indem sie die Sitte unter uns einführten, daß wir gleichsam als „Verbündete, mit Beyseitesetzung aller Feindschaften, zusammen kommen; daß wir, durch gemeinschaftliche Gelübde und Opfer uns unserer Verwandtschaft erinnernd, nachher desto freundlicher sind; alte Gastfreundschaften erneuern, und neue stiften; daß weder die Ungebildeten noch die Gebildeten hier leer ausgehn; sondern daß bey dieser Versammlung der Hellenen an Einem Platz, den einen es freystehe ihren Reichthum zu zeigen; den andern die Wettkämpfe anzuschauen; und kei-

findet man Alle Stellen über den Ursprung und die Einrichtung dieser Spiele gesammelt.

8) Man sehe Pausan. in Eliacis L. V. 9.

9) Isocrates Panegyr. Op. p. 49. Steph.

„ner vergeblich hier sey; sondern jeder habe, dessen „er sich rühme; die einen indem sie die Kämpfer „ihrentwegen sich anstrengen sehn; die andern, wenn „sie bedenken, daß alle diese Menge zusammen„geströmt sey, um ihren Wettstreiten zuzuschauen."

Was wir von dem Glanz dieser Spiele, vor allen den Olympischen lesen, wo die Hellenische Nation in ihrer Pracht sich zeigte, giebt allerdings eine hohe Idee von ihnen. Aber doch war es hier weit mehr die Meinung als die Wirklichkeit welche dem Siegerkranze seinen Werth gab. Der Ruhm Sieger in ihnen zu seyn, war das Höchste was der Grieche kannte; er verherrlichte nicht bloß den der die Palme errang; er stralte auf sein Geschlecht, auf seine Vaterstadt zurück. Nicht allein in Olympia ward er geehrt; sein Sieg war ein Sieg seiner Vaterstadt; feyerlich ward er hier empfangen; neue Feste wurden seinetwegen angestellt; auf immer durfte er in den Prytaneen speisen. Ein Sieg zu Olympia, sagt Cicero mit Recht 1), verherrlichte den Sieger nicht weniger, als den Römischen Consul sein Consulat. Die Turniere des Mittelalters waren etwas Aehnliches, oder hätten etwas Aehnliches werden können, hätten es die gesellschaftlichen Verhältnisse nicht verhindert. Allein da diese eine scharfe Absonderung zwischen den Ständen zogen, so konnten sie nur die Sache Eines Standes bleiben. Die Geburt bestimmte es, wer an ihnen Antheil nehmen konnte, wer nicht. Nichts dergleichen fand bey den Hellenen statt. Der geringste ihres Volks konnte in Olympia so gut als Mitwerber um den Kranz von dem heiligen Oelbaum auftreten, als Alcibiades, oder selbst der Herrscher von Syracus, mit seinen Prachtgespannen.

Der Einfluß auf die politischen Verhältnisse

1) Cicero Quaest. Tusc. II, 17.

der Hellenischen Staaten war vielleicht nicht so groß, als Isocrates ihn uns schildern will. Eine Feyer von wenigen Tagen konnte schwerlich hinreichen die Leidenschaften abzukühlen, und den wechselseitigen Haß der Völker zu stillen. Auch weiß die Geschichte von keinem Frieden, der zu Olympia wäre vermittelt, vielweniger abgeschlossen worden. Aber desto größer war dieser Einfluß auf die ganze Bildung der Nation; und wenn diese Bildung überhaupt das Nationelle bestimmt, so liegt es ganz in unserm Plan, dabey noch einige Augenblicke zu verweilen.

Wie gewöhnlich in allen ihren Einrichtungen, so bald man sie nur in ihrem Lichte betrachtet, so zeigt sich auch bey diesen Wettspielen der richtige Sinn der Hellenen darin, daß Alles, was seiner Natur nach schön und rühmlich heißen konnte, hier auch seinen Preis fand. Die körperliche Stärke und Gewandheit in dem Faustkampf, dem Ringen, dem Wettlauf; der Glanz des Reichthums in den Gespannen zum Wagenrennen; das Genie im Gesange, und bald auch in andern Werken des Geistes. Doch geschah dieß letzte auf mehr wie Eine Weise. Allerdings fanden auch musicalische Wettkämpfe 2), wie der Grieche,

2) Der Grieche unterscheidet zwischen ἀγωνες γυμνικόι und μουσικόι. Jene beziehen sich auf die Fertigkeiten des Körpers, so wie diese auf die Werke des Genies; d. i. der Poesie, und was damit in Verbindung stand. Der Gedanke bey diesen Festen auch Wettstreite der bildenden, wenigstens der plastischen Kunst anzustellen, (einen Wettstreit der Maler erwähnt Plin. XXXV, 35.) ist, so viel ich weiß, den Griechen ganz fremd geblieben. Worin mag der Grund davon liegen? Bloß darin, daß diese Künste erst später als jene andern vervollkommt wurden? Oder vielmehr, (was ich kaum bezweifele) darin, weil nach

(da Poesie, Gesang, Music in unauflößlicher Verbindung erscheinen,) sie nennt, in jenen großen Spielen, wie in denen, oft nicht viel weniger glänzenden, der einzelnen Städte statt; aber nicht in gleichem Maaße. In den Olympischen Spielen waren sie, wenn auch nicht gänzlich ausgeschlossen, doch weniger wesentlich 3); in den Pythischen waren sie von Anfang an die Hauptsache. So auch in mehreren der einzelnen Städte, in Athen in den Panathenäen, auf Delos 4), in Epidaurus, Ephesus u. a. Aber wo auch kein eigentlicher Wettkampf war, mochte doch jeder, der sich fähig dazu fühlte, mit den Werken seiner Kunst sich zeigen. So fand der Rhapsode wie der Flötenspieler, der Odendichter wie der Geschichtschreiber und Redner, seinen Platz. Pindar's Siegshymnen wurden gesungen zum Preise der Sieger; nicht zunächst um mit andern zu ringen; und Herodot hatte keinen

Griechischem Sinn Wettstreite nur eigentlich bey den Künsten statt finden sollten, deren Producte vorübergehend, nicht bey denen die bleibend und zugleich öffentlich sind, wie die der Sculptur, weil hier ja eine beständige Ausstellung, und also ein beständiger Wettstreit statt fand.

3) Man sehe den lehrreichen Versuch von den musicalischen Wettstreiten der Alten in der neuen Bibl. der Schönen Wissenschaften. B. VII.

4) Die Musicalischen Wettstreite auf Delos, womit jedoch auch gymnische Spiele verbunden waren, waren die ältesten Jonischen Nationalspiele, wie schon Thucydides III. 104. aus dem Homerischen Hymnus auf den Apollo es beweiset. Ueberhaupt waren diese musicalischen Wettstreite ursprünglich an den Dienst des Apollo geknüpft, und verbreiteten sich mit diesem von den Joniern zu den Dorern. Deshalb wurden sie auch zu Olympia, Nemea und auf dem Isthmus, als nicht zu der Feyer eigentlich gehörend betrachtet.

Nebenbuhler, als er die Bücher seiner Geschichte zu Olympia vorlas. Für Alles Rühmliche, Große und Schöne, war auch auf gleiche Weise Raum in dem Gemüth der Hellenen; und mit Recht mochte man zu Olympia und Delphi ausrufen: welch' ein Volk, diese Griechen!

Von noch größerer Wirkung für die politische Einheit mußten, scheint es, jene Amphictionischen Versammlungen seyn, wie der Grieche sie nennt 5). Unter diesen Versammlungen versteht man solche, welche bey einem gemeinschaftlichen Tempel von mehreren herumwohnenden Völkerschaften oder benachbarten Städten gehalten wurden, um über die Angelegenheiten sowohl des Tempels als auch andere sich zu berathschlagen. Das Characteristische dieser Amphictionien bestand also darin, daß zuerst immer ein Tempel oder Heiligthum der Mittelpunct derselben war; daß ferner mehrere Völkerschaften oder Städte daran Theil hatten; daß drittens hier Volksversammlungen, Feste, und also auch natürlich Spiele gefeyert wurden; daß aber auch endlich viertens außer diesen Volksversammlungen und Festen von den einzelnen Theilnehmern Bevollmächtigte, unter verschiedenen Benennungen, (Theoren, Pylagoren rc.) geschickt wurden, welche gemeinschaftlich sich zu berathen und die Geschäfte zu besorgen hatten. In ihrem wahren Lichte werden diese Einrichtungen erst erscheinen, wenn wir einen Blick auf den Ursprung der Tempel in Griechenland geworfen haben.

Seitdem das städtische Leben bey den Griechen sich entwickelt hatte, seitdem die einzelnen Städte, in dem Mutterlande wie in den Colonien, durch Verkehr und Kunstfleiß sich großentheils so sehr

5) Man schreibt bald ἀμφικτίονες die Herumwohnenden; bald ἀμφικτύονες, von einem Heros Amphictyon, den die Sage den Stifter derselben nannte.

bereicherten, wurde der Tempelbau auch die Sache einzelner Städte. Es kam hiezu, was wir an einem andern Orte weiter ausführen werden, daß in diesen Tempeln, woran überhaupt der öffentliche Luxus großentheils geknüpft war, der Glanz, der Reichthum der Stadt sich zeigen sollte. So wurde, besonders seit den Perserkriegen, aber auch schon um ein Jahrhundert früher, der Tempelbau gleichsam eine Ehrensache der Städte, worin der Gemeingeist sich an den Tag legte. Auf diese Weise erhob sich jene Menge von Tempeln, in deren zahlreichen Ueberresten wir noch die Meisterstücke der Baukunst bewundern. So aber war es nicht in den frühern Zeiten gewesen, und hatte es auch nicht seyn können. Die Erbauung eines Tempels war damals gewöhnlich ein gemeinschaftliches Unternehmen; theils weil es, wie ungleich auch vielleicht diese Tempel den spätern seyn mochten 6), doch häufig die Kräfte einzelner Gemeinen überstieg; theils aber und vorzüglich, weil man solche gemeinschaftliche Heiligthümer bedurfte, um bey ihnen die gemeinschaftlichen Feste des Stammes zu feyern.

Ein solches Heiligthum wurde also immer in einem gewissen Grade ein Vereinigungspunct. Es gab hier etwas Gemeinschaftliches zu besorgen; über den Tempel selbst, über seine Güter und Besitzungen mußte eine Aufsicht geführt werden; und da dieß nicht von der ganzen Gemeine geschehen konnte, was war natürlicher, als daß man Bevollmächtigte dazu schickte? Aber bey einem Volke, wo Alles sich frey entwickelte, wo so wenig an feste Formen gebunden war, konnte es doch auch wohl kaum fehlen, daß andre gemeinschaftliche Angelegenheiten zur Sprache gebracht wurden; sey es bey den Volksfesten, oder in den Versammlungen der Abgeordne-

6) Man sehe nur was Pausanias X, p. 810. über die Tempel sagt, die zu Delphi einander folgten.

sen; um so mehr, da die Genossen sich gewöhnlich als Stammverwandte betrachteten. Sie wurden also auch politische Vereinigungspuncte, ohne daß man daran sofort den Begriff von förmlichen Verbündungen knüpfen muß; wenn sie auch vielleicht bey einzelnen dazu reifen konnten.

Solche Amphictionien finden wir sowohl in Griechenland selbst, als in den Colonialländern 7). Ihr Ursprung, besonders in dem Mutterlande, ist durchgehends sehr alt; und wir werden bey den meisten wohl mit Recht behaupten können, daß er, über die Zeiten der Entstehung der Republicanischen Stadtverfassungen, noch in die Periode der Stamm=

7) Ein Verzeichniß derselben, das sich vielleicht noch vergrößern ließe, hat St. Croix des anciens gouvernements federatifs p. 115 &c gegeben. Wir folgen diesem, da es zugleich den Beweis für das oben gesagte geben wird. Es gab also eine solche Amphictionie in Boeotien zu Orchestus, bey einem Tempel des Neptuns. In Attica, bey einem nicht genannten Tempel. Bey Corinth auf dem Isthmus, bey dem Tempel des Neptuns. Auf der Insel Calauria bey Argolis, auch bey einem Tempel des Neptuns. Eine andere in Argolis bey dem berühmten Tempel der Juno (Ἡραιον). In Elis bey einem Tempel des Neptuns. Nicht weniger auf den griechischen Inseln. Auf Euboea bey dem Tempel der Diana Amaurusia. Auf Delos, bey dem Tempel des Apollo, die schon angeführte Jonische Panegyris, zugleich für die benachbarten Inseln. In Asien das Panionium bey Mycale, nachmals in Ephesus, für die Jonier; der Tempel des Apollo Triopius für die Dorier; für die Aeoler wahrscheinlich der Tempel des Apollo Grynaeus. Selbst auch die benachbarten Asiatischen Völker, Carier und Lycier, hatten ähnliche Einrichtungen, entweder eigenthümliche, oder von den Griechen angenommene. Die Beweisstellen für jede dieser Angaben findet man bey dem oben erwähnten Schriftsteller gesammelt.

verfassungen hinaufsteigt. Denn man wird bey den einzelnen weit häufiger finden, (wenn es auch seine Ausnahmen hat,) daß die Theilnehmer daran nach den Stämmen, als nach Städten bestimmt werden. Eben darin aber liegt denn auch der natürliche Grund, weshalb sie bey dem Fortgange der Bildung der Nation ihre Wichtigkeit verlohren; wo nicht etwa besondere Ursachen sie ihnen erhielten. In den blühenden Zeiten Griechenlands waren die meisten derselben zur Antiquität geworden, wovon man kaum gelegentlich sprechen hört; oder waren, wenn sie auch in den damit verbundenen Volksfesten noch fortdauerten, (wie sich denn immer Volksfeste am längsten zu erhalten pflegen,) Körper ohne Seele geworden. Wie konnte dieß anders seyn, als seit dem Untergange der Stammverfassungen das ganze politische Leben der Nation an Städte geknüpft wurde? Seitdem der städtische Geist den alten Stammgeist ertödtete? Seitdem jede der Städte ihre eignen Tempel errichtete?

Gleichwohl war unter diesen Amphictionien Eine zu einem höhern Grade von Wichtigkeit gelangt; und erhielt sich wenigstens in einem gewissen Maaße in Ansehen; so daß sie auch vorzugsweise die Versammlung der Amphictionen genannt wird; nämlich die zu Delphi und Thermopylae gehaltene 8). So bald man indeß von den eben entwickelten Ideen ausgeht, wird man schon im voraus es schwerlich erwarten, daß sie je ein allgemeines Band der Nation in ihrem ganzen Umfange geworden sey; und noch weniger, daß dieses Band sich mit dem Fortgange der Zeit immer fe-

8) Nach Strabo IX, p. 289. scheint es nicht, daß sie abwechselnd zu Delphi und Thermopylae gehalten ward; sondern die Deputirten versammelten sich erst bey Thermopylae, um hier der Demeter ein Opfer zu bringen; und gingen dann nach Delphi zu den eigentlichen Geschäften.

ster geschlungen; und endlich wohl gar die sämmtlichen Hellenischen Staaten zu Einem Staatskörper vereinigt habe. Allerdings aber trug diese Amphictionen-Versammlung doch wesentlich dazu bey, Nationalsinn und Nationaleinheit zu erhalten; und in so fern verdient sie es, daß wir noch etwas länger dabey verweilen.

Schon Strabo gesteht 9), daß der Ursprung der Amphictionen-Versammlung nicht mehr anzugeben sey; so viel war indeß gewiß, daß er schon in ein hohes Alterthum zurückgehe. Auch hier müssen wir freylich bemerken, daß Homer nicht davon spricht; er, der doch das reiche Delphi erwähnt 1); und wenn gleich aus diesem Stillschweigen kein Beweis ihres Nichtdaseyns hergenommen werden kann, so darf man doch wohl daraus schließen, daß ihr Ansehn nicht so groß wie nachmals gewesen sey. Die Ursache, wodurch gerade diese Amphictionie so sehr alle andern übertraf, wird zwar nicht ausdrücklich angeführt; aber sollten wir irren, wenn wir sie in dem immer steigenden Ansehen und dem Einfluß des Delphischen Orakels suchen? Wenn man sich der großen Wichtigkeit erinnert, welche auf die Freyheit, dieses Orakel befragen zu können, gelegt ward, wird dieses wohl kaum zweifelhaft scheinen. Die Staaten, welche Mitglieder dieser Amphictionie waren, hatten darauf zwar kein ausschließendes Recht; aber sie führten die Aufsicht über den Tempel, und also auch über das Orakel 2). Kein alter Schriftsteller hat uns eine so genaue Nachricht über die Einrichtung jenes Instituts erhalten, daß alle wichtige, darauf Bezug ha-

9) Strab. l. c.

1) Il. IX. 404. 405. Es heißt bey ihm Pytho.

2) Einzelne erhielten das Recht das Orakel zuerst zu fragen, προμαντεια, worauf man keinen geringen Werth legte.

bende, Fragen beantwortet werden könnten; und die welche davon sprechen, stimmen nicht einmal unter einander überein. Aber so viel geht doch aus der Vergleichung ihrer Berichte klar hervor, daß, wenn gleich diese Amphictionie keineswegs die ganze Hellenische Welt umfaßte, doch allerdings die bedeutendsten Staaten des Mutterlandes, und auch Vorderasiens, daran Antheil hatten. Nach dem Bericht des Aeschines 3) waren es zwölf; (wiewohl er nur eilf nennt): Thessalier, Boeotier, (nicht die Thebaner allein, setzt er ausdrücklich hinzu,) Dorier, Joner, Perrhaeber, Magneter, Phthioter, Maleer 4), Phocenser, Oetaeer, Locrer; das zwölfte waren vermuthlich die Delpher selber. Jede zu den Völkern gehörende Stadt, hatte das Recht Bevollmächtigte zu schicken; die Kleinste wie die Größte, und die Stimmen galten alle gleich; bey den Jonern (sagt Aeschines) die von Eretria (auf Euboea) und von Priene (in Vorderasien) 5) so viel als die von Athen; bey den Dorern die von Dorium (in Laconica,) und von Cytynium (am

3) Aeschines de falsa legat. III. p. 285. ed. Reisk. Dieß ist die Hauptstelle. Die davon abweichenden Nachrichten des Pausanias X, p. 815. und Harpocration v. *Αμφικτύονες* hat St. Croix verglichen p. 27 etc. Mir scheint hier die Stimme des Aeschines, für seine Zeiten, mehr zu gelten als aller übrigen zusammen, darum folge ich ihm allein. Wer konnte besser davon unterrichtet seyn als Er? Von den Macedoniern sowohl als Römern wurde aber nachmals in den Einrichtungen vieles verändert.

4) Die vier lezten sämmtlich in Thessalien. Daß sie von den übrigen Thessaliern unterschieden werden, bezog sich wahrscheinlich auf das Vorrecht einer eignen Stimme, das sie erhalten hatten. Schon Herod. VII, 132. trennt sie eben so.

5) Gewiß also hatten auch einzelne Colonien in Klein-Asien daran Antheil. Ob alle? Ob auch Colonien in andern Ländern?

Parnaß) soviel als die von Lacedaemon. Aber gezählt wurden sie nicht nach denen der Städte, sondern nach den Völkern; so daß jedes Volk zusammen zwey Stimmen hatte; und die Mehrheit entschied 6).

Wie groß war nun der Wirkungskreis, welches die Geschäfte dieser Versammlung? Zunächst die Aufsicht über den Tempel; seine Besitzungen; seine Weihgeschenke; und die Erhaltung seiner Heiligkeit. Daraus floß schon von selbst, daß die Versammlung auch eine richterliche Macht besaß. Diejenigen, welche sich durch Frevel an dem Tempel vergangen hatten, wurden vor ihr belangt; sie entschied, und bestimmte die Büßungen und Strafen 7). Aber daran knüpfen sich, und gewiß schon sehr früh, politische Zwecke; Erhaltung des Friedens unter den Genossen, und Beylegung der entstandenen Streitigkeiten. Allerdings ist kein Beweis, daß die Theilnehmer sich als eng verbündet betrachtet hätten; allein eben so wenig ist es zweifelhaft, daß unter dem Schutze dieses Heiligthums schon sehr früh gewisse Ideen entstanden und sich befestigten, welche als die Grundlage eines Völkerrechts betrachtet werden können, das freylich nie

6) Was wir weiter von der Einrichtung der Versammlung der Amphictionen wissen, verdanken wir meist Strabo IX. p. 289. Ihm zu Folge schickte jede Stadt Einen Bevollmächtigten, (Pylagoren). Diese kamen zweymal des Jahrs zusammen; zur Zeit des Frühlings- und der Herbstnachtgleiche. Wie lange ihre Versammlung dauerte? Ob eine bestimmte, ob unbestimmte Zeit? (und wie manches andre?) wissen wir nicht.

7) Wie gegen die Phocenser beym Anfang des letzten heiligen Kriegs, und nachmals gegen die Locrier. Zwey dieser Beschlüsse (δόγματα) hat uns Demosthenes aufbewahrt, Op. I. p. 278. Reisk. woraus man ihre Formen ersieht.

zu einer völligen Reife gedieh. Den unbezweifelten Beweis davon geben die alten Eide, welche die Theilnehmer schwören mußten, die uns Aeschines 8) erhalten hat. „Ich las in der Versamm„lung, sagt der Redner, die Eidschwüre ab, (de„nen heftige Verwünschungen beygefügt waren;) „wodurch sich die Vorfahren 9) verpflichten muß„ten, nie eine der Amphictionischen Städte zu zer„stören 1), noch ihr Quellwasser ihnen abzuschnei„den 2), weder im Krieg noch Frieden. Welche „Stadt aber dieses sich unterfangen würde, gegen „diese zu Felde zu ziehn, und sie zu verheeren. „Und wenn jemand an dem Gotte frevelt, oder da„von weiß, oder einen Anschlag fasset gegen das „Heiligthum, diesen zu wehren mit Hand und Fuß, „und Wort und That." War diese Eidesformel wie man wohl nicht zweifeln kann, sehr alt, so sagt sie auch bestimmt genug, was die ursprünglichen Zwecke der Verbindung waren. Aber geht nicht auch klar daraus hervor, daß die Erreichung dieser Zwecke viel mehr von den Zeitumständen und ihren Verhältnissen, als von den Amphictionen selber abhing?

Will man den Nutzen dieser Versammlung bloß darnach messen, in wie fern durch sie Kriege zwischen den Theilnehmern verhindert worden sind, so ist er sehr zweifelhaft; da uns die Geschichte keine Beweise davon aufbehalten hat. Hätte dieses aber auch vielleicht in den frühern Zeiten geschehen können, so mußte es von selbst wegfallen, seidem einzelne Staaten in Griechenland so mächtig wurden, daß sie eine Vorsteherschaft über die

8) Aeschines, l. c. p. 284.

9) οἱ ἀρχαίοι.

1) ἀνάϛατον ποιῆσαι, unbewohnt zu machen, durch Wegführung der Einwohner.

2) Wodurch sie unbewohnbar geworden wären.

andern sich anmaßten. Sparta und Athen holten die Entscheidung ihrer Streitigkeiten so wenig von Delphi, als Preußen und Oestreich sie von Regensburg holten. Aber verkehrt ist es, die Schuld davon den Amphictionen beyzumessen. Sie selber hatten keinen starken Arm, wenn nicht der Gott ihnen den seinigen lieh; oder ein andrer sich für sie bewaffnete. Allein auch das ist ein großes Verdienst, Grundsätze im Andenken der Menschen zu erhalten, wenn man auch ihre Uebertretung nicht verhindern kann. Und wenn wir sehen, das mehrere völkerrechtliche Ideen sich dem Character der Griechen unauslöschlich einprägten; wenn bey allen innern Kriegen, die sie gegen einander führten, es ihnen doch fremd blieb eine Hellenische Stadt zu zerstören auch wenn sie bezwungen war; wollen wir daran der Versammlung der Amphictionen keinen Antheil einräumen? Den Frieden zu erhalten vermochten sie nicht; aber daß die Hellenen auch im Kriege es nicht ganz vergaßen, daß sie Hellenen seyn, dazu haben sie mitgewirkt.

Achter Abschnitt.

Die Perserkriege und ihre Folgen.

Seit dem Zuge gegen Troja hatte sich keine Gelegenheit wieder gezeigt, bey welcher durch irgend eine große gemeinschaftliche Unternehmung die griechische Nation als Ein Volk hätte handeln können. Die beschriebenen Einrichtungen erhielten zwar in einem gewissen Grade den Nationalgeist; aber dennoch waren es viel zu schwache Bande, um wirklich eine politische Einheit zu bewirken; der vielmehr der ganze Zustand, und alle innern Verhältnisse der Nation entgegen waren. Selbst die Verbreitung durch die Colonien mußte ihr ungünstig seyn; nicht bloß durch die Entfernung, sondern noch mehr durch die Unabhängigkeit, deren diese Pflanzstädte genossen. Wie schnell werden nicht selbst in unsern Tagen unabhängig gewordene Colonien den Mutterstaaten entfremdet; sie, die doch so lange in der engsten Verbindung mit ihnen gestanden hatten!

In dem Jahrhundert, das den Perserkriegen vorherging 1), hatte sich die griechische Welt, mit Ausnahme der Asiatischen Städte die unter das Persische Joch gedrückt waren, in vielfacher Rücksicht gehoben und weiter entwickelt. In dem Mutterlande hatte, fast ohne Ausnahme 2), allent-

1) Zwischen 600 und 500 v. Ch.

2) Nur Thessalien macht ein Ausnahme, wo die Herrschaft der Aleuaden noch fortdauerte, aber auch schwankte;

halben die Freyheit gesiegt. Die Tyrannen, welche in den Städten sich aufgeworfen hatten, waren zum Theil durch die Spartaner, zum Theil durch die Bürger selber gestürzt; und an ihre Stelle waren Volksregierungen getreten. Athen vor allem hatte sich der Pisistratiden entledigt; und ging siegreich aus dem Kampfe hervor, den es für seine Freyheit bestehn mußte. Es war in dem vollen Gefühl seiner Jugendkraft. „Athen, sagt Herodot 3), das schon vorher groß war, ward jetzt, von seinen Tyrannen befreyt, noch größer." Sparta hatte bey der Vertreibung der Pisistratiden zum erstenmal es versucht, seinen Einfluß auch außer dem Peloponnes geltend zu machen; Corinth hatte sich seit 84 4) Jahren gleichfalls in Freyheit gesetzt; dasselbe war mit mehrern der schwächern Städte der Fall; wie mit Sicyon 5) und Epidaurus. Nicht weniger als das feste Land blühten damals die Inseln auf; noch war ihre Freyheit weder von Persern noch Athenern gefährdet. Samos sah kein Zeitalter wieder, wie das des Polycrates, der selber vor seinem Glück erbebte 6); das kleine Naxus stellte achttausend schwer bewaffnete 7); das unbedeutende Siphnus, überreich durch seine Goldgruben, hielt es für nöthig die Pythia zu befragen, ob sein Glück auch von Dauer seyn würde 8)? Die Städte in Großgriechenland, Tarent, Croton, Sybaris 9) standen in ihrer vollen Pracht; in Sicilien wurde Syracus, wenn

weswegen sie so wie die Pisistratiden und andern Vertriebenen die Perser nach Griechenland einluden. Herod. VII, 6.

3) Herod. V, 66. 4) 584 v. Ch.

5) Seit ungefähr 600 v. Ch. Epidaurus um dieselbe Zeit.

6) Herod. III, 72. 7) Herod. V, 30.

8) Pausan. Phoc. p. 628.

9) Herod. V, 127. Doch ward Sybaris kurz vor den Perserkriegen 510 v. Ch. durch die Crotoniaten zerstört.

auch von innern Unruhen bewegt, dennoch so mächtig, daß Gelon, sein Beherrscher, in den Perserkriegen schon auf den Oberbefehl über die gesammte griechische Macht Ansprüche machen konnte; an den Gallischen Küsten erhob sich Massilien, an den Lybischen war Cyrene gegründet.

Aber dennoch fehlte es an einem großen und gemeinschaftlichen Interesse; und bey der, schon erwachten, Eifersucht Spartas gegen Athen war es um so mehr zu besorgen, daß das Gefühl der wachsenden Kräfte zu nichts anderm führen würde, als daß die Städte sich wechselseitig in Bürgerkriegen aufrieben. Ein solches Interesse weckten die Perserkriege. Wenn auch viel daran gefehlt hat, daß durch sie ein allgemeiner Nationalverein der Hellenen gegründet wäre, wie ein großer Mann, ohne doch selbst daran zu glauben, die Idee dazu gefaßt hatte; so ward doch durch sie die ganze nachfolgende Lage Griechenlands, die äußern und auch großentheils die innern Verhältnisse, bestimmt; und es ist keinesweges zu viel gesagt, daß Griechenland politisch durch sie geworden ist, was es ward.

Allerdings kam keine allgemeine Verbindung der Griechen gegen die Perser zu Stande; aber die Idee davon war doch erwacht; und ward, wenn auch nicht ganz, doch großentheils ausgeführt. Was ist schwerer, als in Zeiten der hohen Noth, wo jeder zunächst für sich fürchtet, und für sich nur sorgen will, zwischen einer Menge kleiner Staaten den Sinn für das Ganze und mit ihm die Einigkeit zu erhalten, in der doch die Stärke liegt? Den ersten Einfall unter Darius Hystaspis schlugen die Athener so gut wie allein ab; allein auch selbst der bey Marathon erfochtene Ruhm reichte nicht hin, den allgemeinen Enthusiasmus zu erwecken, als die viel größere

Gefahr von dem Angriff des Xerxes drohte. Die sämmtlichen Thessalier, die Locrer und Boeotier, mit Ausnahme von Thespiae und Plateae, schickten dem Persischen König schon bey der ersten Aufforderung Erde und Wasser; aber belegt mit den Verwünschungen der übrigen Hellenen und dem Eide, den Zehnten ihrer Güter dem Delphischen Gotte zu widmen 1). Allein auch von den übrigen Griechen, die nicht persisch gesinnt waren, wollten die einen nur helfen, wenn man ihnen die Leitung des Ganzen und den Oberbefehl überließe 2); die andern, wenn man ihr Land zuerst vertheidigte 3); die dritten schickten ein Geschwader, das erst abwarten sollte, für wen sich der Sieg erklären würde 4); die vierten schützen einen Ausspruch des Orakels vor 5). So wahr ist, was Herodot sagt: er müsse es erklären, wenn es ihm auch verdacht werden sollte, von Athen sey die Freyheit Griechenlands gekommen 6). Athen,

1) Herod. VI, 132.

2) Gelon von Syracus; Herod. VII. 158. Er bot in diesem Fall ein gerüstetes Heer von 28000 Man Truppen aller Art; eine Flotte von 200 Triremen, und Getraide so viel man wolle. „Wahrlich! laut aufschreyen würde der Pelopide Agamemnon, antwortete der Lacedaemonische Gesandte, wenn er hören sollte, daß den Spartanern von Gelon dem Syracuser der Oberbefehl genommen sey.“ Und als Gelon sich bereit erklärte, mit dem Befehl zur See zufrieden zu seyn; sprach der Bothschafter von Athen schnell: König von Syracus! Hellas hat uns nicht gesandt weil es eines Anführers, sondern weil es eines Heers bedarf. Herod. l. c.

3) Die Thessalier, die sich doch schon ergeben hatten. Herod. VII, 172.

4) Die Corcyraeer; Herod. VII. 168.

5) Die Creter; Herod. VII, 169.

6) Herod. VII, 139. Ein großes Zeugniß zugleich für

seinen Themistocles an der Spitze, belebte den Muth der übrigen; bewog sie alle Feindschaften aufzuheben; gab nach, wo nachzugeben war 7); und rechnete immer zunächst auf sich selbst, indem es von Allen die Rettung zu erwarten schien. Der Erfolg entsprach seinen Hoffnungen; der Tag bey Salamin gab dem griechischen Geiste einen neuen Schwung; und als im folgenden Jahre 8) die Schlacht bey Plateae die Entscheidung geben mußte, war der größere Theil von Hellas auf dem Schlachtfelde versammelt 9).

Nicht eine Schilderung jener ruhmvollen Tage, sondern nur der Folgen die daraus für Griechenland hervorgingen, kann unser Zweck seyn. Das Große unter den Menschen ist selten oder nie ohne einen Zusatz des Kleinen; und wer die Begebenheiten jener Zeiten genauer durchgeht, wird auch der Beweise davon viele und mannigfaltige finden. Aber doch sucht man umsonst ein Gegenstück in der Geschichte zu jenem Schauspiel; und bey allen Uebertreibungen der Redner und Dichter war es doch ein erlaubtes Selbstgefühl, mit dem der Grieche auf seine Thaten zurücksah. Ein kleines Ländchen hatte den Kampf mit einem halben Welttheil bestanden; es hatte nicht bloß das Kostbarste gerettet was zu retten war, seine Freyheit, seine Selbstständigkeit; es fühlte sich auch stark genug den Kampf fortzusetzen, und legte die Waffen nicht eher nieder, bis ihm die

Athen, und für die Freymüthigkeit und Unpartheylichkeit von Herodot! „Hier muß ich," sagt der wahrheitliebende Mann, „dem ganzen Griechenlande eine Meinung sagen, verhaßt „den meisten Menschen; aber dennoch, was mir die Wahr„heit scheint, will ich nicht verhehlen."

7) Wie bey Artemisium; Herod. VIII, 3.

8) Im Jahr v. Chr. 479.

9) Herod. IX, 28.

Bedingungen bewilligt wurden, welche es selber vorschrieb.

Dieser Preis war die Befreyung der Asiatisch-Griechischen Städte von der Persischen Herrschaft. Als zwanzig Jahre vor dem Feldzuge des Xerxes jene Städte versucht hatten das Persische Joch abzuwerfen, hatten die Athenienser es keck gewagt ihnen ein Geschwader mit Truppen zu Hülfe zu senden; und die Einäscherung von Sardes, der Persischen Hauptstadt Klein Asiens, war die Frucht dieser Unternehmung. „Diese Schiffe, sagt Herodot 1), „waren der Anfang des Streits zwischen den Hel-„lenen und Barbaren.“ Die That ward von den Persern hoch empfunden; und nicht mit Unrecht; hätten sie nur selber ein Recht gehabt freye Städte zu unterjochen. Wie jener Aufstand mißlang; wie Miletus dafür büßen mußte, hat Herodot ausführlich erzählt. Auch bey den nachfolgenden Zügen gegen Europa herrscht daher bey den Persern zunächst immer die Idee vor, sich an Athen zu rächen; und die Einäscherung der Stadt mag in den Augen von Xerxes keine geringe Genugthuung gewesen seyn 2). Aber als der Sieg den Griechen blieb, setzten sie den, für sie jetzt gefahrlosen Kampf, muthig fort; und wenn die Befreyung ihrer Landsleute auch nachher vielleicht nur der Vorwand wurde 3), so war er darum doch nicht minder ein Beweis des erwachten Nationalgeistes. Als endlich nach 51 Jahren der Krieg durch den ersten Frieden mit den Persern endete 4), geschah es un-

1) Herod. V, 97.

2) Man sehe Herod. VIII, 54.

3) Die Asiatischen Griechen hatten indeß selber, während des Zuges des Xerxes, woran sie mit ihren Schiffen Theil nehmen mußten, die Spartaner und Athener um diese Befreyung gebeten. Herod. VIII, 132.

4) Im Jahr v. Ch. 449, von der Theilnahme der Perser

ter den Bedingungen: daß die griechischen Städte in Asien frey seyn; daß die Truppen der Perser sich zwey Tagereisen von ihnen entfernt halten, daß ihre Geschwader das Aegeische Meer räumen mußten 5). Nicht anders schrieb einst, nach einem ähnlich langen Kampfe, das freygewordene Holland dem Herrscher beyder Indien die Bedingungen vor; und versperrte ihm die Mündung seiner eignen Flüsse, indem es sich den Ocean offen behielt.

So stand durch diesen Kampf das Hellenische Volk umstralt von dem Glanze des Sieges unter den Nationen da! Mit ruhiger Sicherheit konnte es jetzt um sich blicken; wer hätte wagen mögen es anzugreifen? Die östliche Welt gehorchte den nun gedemüthigten Persern; im Norden hatte sich noch in Macedonien kein eroberndes Reich; wie in dem, noch zerstückelten Italien, keine erobernde Republic gebildet. So kam der Zeitraum, wo Alles in Hellas sich in jugendlicher Kraft entfalten; wo Kunst und Poesie ihre Blüthen treiben; wo der sinnende Geist mit Ruhe in sich selber blicken; wo der Gemeinsinn der Städte einen würdigen Wettkampf beginnen konnte! Ein Volk bedarf der Ruhe und des Friedens nicht nothwendig um etwas Großes zu werden; aber es bedarf des Bewußtseyns, daß es in seiner Kraft steht, sich Ruhe und Frieden zu verschaffen.

Nicht aber bloß die äußern Verhältnisse Griechenlands waren es, welche die Perserkriege bestimmten; sie bestimmten nicht weniger seine innern; und diese letztern wurden für die Nation fast noch wichtiger als jene ersten. Während dieses Kriegs er-

an dem Aufstande der Asiatischen Griechen unter Aristagoras 500 v. Chr. an gerechnet.

5) Plutarch in Cimon Op. III. p. 202. führt das Volksdecret an, das die Bedingungen enthält.

wachte in Griechenland eine politische Idee, die schon früher sich, wenn gleich nur leise, geregt hatte; die einer Vorsteherschaft, oder einer Hegemonie, (wie der Grieche sie nennt,) welche Einem Staat über die andern übertragen ward, oder die er auch selber sich anmaßte.

Schon vor dem Perserkriege hatte diese Idee nicht gänzlich geschlummert; eine Art von Vorsteherschaft hatte sich Sparta, als der mächtigste unter den Dorischen Staaten, schon immer über den Peloponnes zugeeignet; und durch die Vertreibung der Tyrannen aus den dortigen Städten sich gewissermaßen verdient 6).

Bey dem gemeinschaftlichen Widerstande, den so viele der griechischen Städte gegen den Angriff des Xerres leisteten, ward das Bedürfniß einer allgemeinen Anführung fühlbar; welche jedoch nach griechischer Einrichtung nicht sowohl Einem Mann, als Einem Staat übertragen werden konnte. Es ist oben schon bemerkt, daß mehrere darauf Anspruch machten; allein Syracus ward sie verweigert; und Athen war zugleich klug und edel genug nachzugeben. So ward damals diese Ehre dem Namen nach Sparta zu Theil; der Sache nach blieb sie dem, der sie durch Talente verdiente; und Sparta besaß keinen Themistocles. Aber bald ging sie auch dem Namen nach an Athen über; als der Uebermuth von Pausanias die Verbündeten erbitterte; und sein Fall Sparta auch des einzigen Mannes beraubte, der damals einigen Glanz ihm verleihen konnte 7).

6) Thucyd. I, 18. 76.

7) Den genauen Bericht davon verdanken wir Thucyd. I, 95. Die Spartaner, Athener, und viele der Bundesgenossen hatten einen Zug gegen Cyprus und Byzanz zur See unternommen 470 v. Ch. Beleidigt durch Pausanias, (der um diese Zeit von Sparta selbst abgerufen ward,) ersuch-

So kam Athen an die Spitze eines großen Theils des gegen Persien verbündeten Griechenlands; und von jetzt an beginnt jene Vorsteherschaft für Griechenland erst practisch wichtig zu werden. Nach dem Verhältnisse, unter welchem sie Athen übertragen ward, sollte sie zunächst nichts anders enthalten, als die Leitung des gegen die Perser mit vereinter Macht fortzusetzenden Kriegs. An keine Beherrschung der verbündeten Staaten, an keine Einmischung in ihre innern Angelegenheiten, wurde dabey gedacht. Allein was schloß diese Leitung eines Kriegs gegen einen übermächtigen Feind nicht schon ihrer Natur nach in sich; und vollends für den in sich, der sie zu nutzen verstand? Konnte sie, so lange der Krieg gegen den Persischen König fortgeführt ward, viel weniger seyn, als die Lenkung der auswärtigen Angelegenheiten überhaupt? Denn welche andre Verhältnisse hätten in einem solchen Zeitraum die practische Politic weiter beschäftigen können?

ten hier die Verbündeten, besonders die Jonier, die Athener den Oberbefehl zu übernehmen, als ihre Stammverwandten. Die aus dem Peloponnes nahmen aber daran keinen Antheil. Die Athener fügten sich ihrem Wunsche gerne; und die Verbündeten nahmen nun keinen Spartanischen Oberanführer wieder an. Aus diesem Bericht ergeben sich also folgende Puncte: 1. Die Athener erhielten die Hegemonie in eben dem Sinn und der Bedeutung als die Spartaner sie gehabt hatten. 2. Die Staaten, die sie ihm übertrugen, mußten der Natur der Dinge nach Inseln und Seestädte seyn; weil die ganze Unternehmung eine Seeexpedition war. 3. Wenn gleich nicht alle Theilnehmer Jonier waren, so hatte doch die Stammverwandtschaft einen großen Einfluß darauf. 4. Es war also gleich von Anfang an keine Hegemonie aller, oder auch nur aller bisher gegen Persien verbündeter, griechischen Staaten; da die Peloponneser sich ausdrücklich ausgeschlossen, und auch die andern Staaten des Innern keinen Antheil daran hatten.

Oder wenn ja dergleichen eintraten, standen sie nicht mit jenem immer wenigstens in mittelbarer Verbindung? Schon die große Frage: wann und unter welchen Bedingungen Frieden werden sollte, hing sie nicht von denjenigen ab, die an der Spitze standen?

Der erste Gebrauch, den Athen von dieser Vorsteherschaft machte, war die Errichtung einer gemeinschaftlichen Casse, so wie einer gemeinschaftlichen Seemacht zu der Führung des Kriegs; indem bestimmt wurde welche Verbündete Geld und Schiffe, und wie viel sie an beyden stellen sollten. Jetzt errichteten zuerst, sagt Thucydides 8), die Athener den Magistrat der Schatzmeister 9) von Griechenland; welche die Tribute, so nannte man die Beyträge, (und Nahmen sind nicht gleichgültig in der Politic,) erheben mußten; deren Betrag damals auf 460 Talente bestimmt wurde 1). Um jedoch allen gehässigen Schein zu vermeiden, ward die Schatzkammer anfangs nicht in Athen errichtet; sondern auf Delos beym Tempel des Apollo; woselbst auch die Zusammenkünfte gehalten wurden. Aber was die Hauptsache war: der gerechteste der Griechen ward zum Schatzmeister ernannt, Aristides; und ihm die Vertheilung der Beyträge der Einzelnen übertragen 2). Keiner von ihnen beklagte sich damals; und Aristides starb so arm wie er gelebt hatte.

Zwey Bemerkungen ergeben sich so von selbst, daß sie kaum eines Beweises bedürfen; die erste: daß Athen durch diese Einrichtung den Grundstein zu dem Gebäude seiner Größe gelegt hatte; die andere: daß schwerlich eine Regierung, wie viel weniger eine Volksregierung, auf die Dauer der Ver-

8) Thucyd. I, 96.

9) Ἑλληνοταμίαι.

1) Reichlich eine halbe Million Thaler.

2) Plutarch. Aristid. Op. II, p. 535.

suchung widerstehen konnte, diese Gewalt nicht zu mißbrauchen. Aber an diese Bemerkungen knüpft sich auch sogleich eine dritte: daß dennoch Athen durch diese Hegemonie für die Welt geworden ist, was es ward. Es erhielt durch sie seine Universalhistorische Wichtigkeit. Zwar zunächst nur in politischer Rücksicht; aber an dieser politischen Größe hing auch unzertrennlich zugleich Alles andre Große und Herrliche, das Athen hervorgebracht hat. Wir werden keinen jener Mißbräuche verhehlen, deren Folgen zuletzt für Athen selber am verderblichsten waren; aber wir können auch nicht den beschränkten Gesichtskreis derer fassen, welche nur von jenen Mißbräuchen den Maaßstab ihres Urtheils entlehnen.

Durch die Uebertragung jener Hegemonie war Athen von den Verbündeten ausdrücklich, von den andern stillschweigend, als die erste Stadt Griechenlands anerkannt; denn Sparta, das allein an Macht mit ihm hätte wetteifern können, trat von selbst in den Hintergrund zurück 3). Athen war sich bewußt, diesen Rang zu verdienen; denn von ihm war die Freyheit Griechenlands gekommen. Aber behaupten wollte es ihn nicht durch bloße Gewalt; sondern dadurch, daß es in Allem was nach griechischem Sinn eine Stadt verherrlichen konnte, als die erste sich zeigte. Seine Tempel sollten die prächtigsten, seine Kunstwerke die ersten, seine Feste und Schauspiele die schönsten und glänzendsten seyn. Kein Pericles hätte ohne jene Vorsteherschaft in Athen seinen Wirkungskreis gefunden; kein Phidias, kein Polygnotus, kein Sophocles wäre hier gediehen. Denn aus dem Gefühl, er sey der erste der Hellenen, ging bey dem Athener sein Gemeingeist hervor; und nur dieser Gemeingeist war fähig das Genie zu ermuntern und zu belohnen, das solche Werke hervorbringen konnte. Es

3) Thucyd. I, 95.

mag seyn, daß eben diese Größe Athens Fall vorbereitete; aber wenn es dafür büßen mußte, so bleibt die Menschheit ihm darum nicht weniger Dank schuldig.

Die Vorsteherschaft von Athen mußte nach der ganzen Natur der Verbindung unmittelbar an seine Seeherrschaft geknüpft seyn; weil die Verbündete Inseln und Seestädte waren. So werden also auch von selbst die Ausdrücke von Hegemonie und Seeherrschaft 4), d. i. Beherrschung des Aegeischen und des Jonischen Meers, (weiter reichte der Ehrgeitz der Athener nicht,) gleichbedeutende Ausdrücke. Diese Seeherrschaft war also in ihrem Ursprunge nicht nur nichts tadelnswürdiges, sondern zu der Erreichung des vorgesetzten Zweckes etwas durchaus nothwendiges. Von ihr hing die Sicherheit Griechenlands vor dem Angriff der Perser ab; von ihr aber auch der Bestand der geschlossenen Verbindung. Man kann Athen allerdings nicht davon freysprechen, diese Seeherrschaft nachmals gemißbraucht zu haben; allein wer die Natur solcher Verbindungen, und die Schwierigkeiten kennt sie zusammenzuhalten, wird auch wohl zugeben, daß es für die practische Politic eine fast unmöglich aufzulösende Aufgabe sey, den Schein des Mißbrauchs einer solchen Hegemonie zu vermeiden; da das, was dem Einen als Mißbrauch vorkommt, dem Andern als nothwendiges Mittel zum Zweck erscheint.

Als das Meer gesichert, als kein Angriff von den Persern weiter zu fürchten schien, — wie konnte es anders seyn, als daß die Fortführung des Kriegs, also auch die Leistungen dazu, die Verbündeten, wenigstens manchen unter ihnen, unnöthig drückten; wie war es zu vermeiden, daß nicht einzelne sich in den Beyträgen beeinträchtigt glaubten, oder es würklich waren? So entstanden Zu-

4) θαλασσοκρατία.

rückhaltung der Beyträge auf der einen, Strenge in ihrer Beytreibung auf der andern Seite 5); und bey fortdauernder Weigerung, die als Abfall angesehen ward, Kriege mit einzelnen der Verbündeten; zuerst mit der Insel Naxos 6); dann mit Thasos 7), mit Samos 8), und andern 9). Die mit Gewalt zu Paaren getriebenen wurden nun aber nicht mehr als freye Verbündete, sondern als Unterworfene behandelt; und so wurden die Verhältnisse mit den einzelnen verschieden; indem man die freyen Verbündeten von den Unterthanen unterschied 1).

5) „Die Athener, sagt Thucydides I, 99. trieben die „Beyträge mit Strenge ein; und drückten die Verbündeten „um so empfindlicher, da diese nicht des Drucks gewohnt „waren." – Aber hätten die Athener nicht mit Strenge darauf gehalten, wie bald wäre die ganze Verbindung auseinandergefallen?

6) Thucyd. I. 98.

7) Thucyd. I. 100. 101.

8) Thucyd. I. 116.

9) Sowohl die Verschiedenheit der Verbündeten, als auch die ganze Ansicht der Athener von ihrer Hegomonie, und dem Druck den man ihnen Schuld gab, ist nirgend so hell auseinandergesetzt, als in der Rede des Atheniensischen Gesandten in Camarina bey Thucyd. VI. 83 etc. „Die „Chier, sagt er, und Methymnaeer (auf Lesbos) brauchen nur „Schiffe zu stellen. Von den meisten andern treiben wir „mit Strenge Tribute ein. Andre, wenn gleich Insel„bewohner, und leicht zu nehmen, sind doch ganz freye Ver„bündete, wegen der Lage ihrer Inseln um den Peloponnes."

1) Die *αὐτόνομοι*, und die *ὑπήκοοι*, die jedoch beyde steuerpflichtig (*ὑποτελεῖς*) waren. Hr. Manso in seiner scharfsinnigen Erläuterung der Hegemonie, Sparta B. III. Beylage 12. 13. will drey Classen unterschieden wissen; die welche nur Schiffe stellten, ohne Tribut; die bloß besteuerten; und die unterworfenen und besteuerten.

den letztern wurden selbst ihre zu stellenden Schiffe zu Gelde angeschlagen; denn Athen fand es vortheilhafter auf diese Weise auf ihre Kosten für sich Schiffe bauen zu lassen. Aber auch dabey blieb man nachmals nicht stehn. Unter Pericles ward die Summe der jährlichen Tribute von 490 auf 600 Talente 2), von Alcibiades noch mehr erhöht. Und als während des Peloponesischen Kriegs Athen von Geldmangel gedrückt ward, wurden die Tribute in Zölle verwandelt, welche die Athener in den Häfen der Verbündeten, von den eingehenden Waaren zu fünf von Hundert des Werths, erhoben 3). Am meisten drückend aber wurde vielleicht die richterliche Gewalt, welche sich Athen über die Verbündeten anmaßte; nicht bloß etwa in den Streitigkeiten der Staaten mit einander; sondern auch in den Processen der Einzelnen 4). Diese mußten, um ihre Sachen zu betreiben, selber nach Athen kommen; wo sich daher zum großen Vortheil der Atheniensischen Hausbesitzer, Wirthe u. a. stets eine Menge dieser Fremden aufhielt, um ihre Angelegenheiten zu Ende zu bringen.

Es ist also allerdings klar, daß die Natur der Vorsteherschaft von Athen sich änderte. Wenn es anfangs eine freye Verbindung war, so ward es, wenigstens bey weitem für die meisten Staaten, die daran Theil hatten, eine gezwungene. Das einzelne der Verbündeten sich oft genug sträubten, ist oben in Beyspielen gezeigt; aber wie schwer,

So scheint es freylich die Natur der Dinge zu erfordern. Aber Thucyd. VI. 69. macht doch zwischen den beyden letztern keinen Unterschied.

2) Plutarch. Op. I. p. 535.

3) Thucyd. VII, 28.

4) Man sehe hierüber besonders Xenoph. de Rep. Athen. Op. p. 694. ed. Leunclav.

wie fast unmöglich, es war, daß eine allgemeine Verbindung zwischen ihnen gegen Athen zu Stande kam, ist leicht einzusehn. Hätten sie es auch versuchen wollen; welche Mittel hätte Athen nicht in Händen gehabt, ihnen zuvorzukommen? Aber doch gab es Einen Zeitpunct, wo man, wären sie nicht so unbegreiflich fahrlässig gewesen, doch mit Recht einen Versuch dazu von ihrer Seite hätte erwarten mögen; den des Friedensschlusses mit Persien 5). Schlossen die Griechen diesen Frieden nicht auf ihre Bedingungen? War noch ferner etwas von den Persern für sie zu fürchten? Hörte nicht also der ganze Zweck der Verbindung jetzt von selber auf? Und dennoch hören wir nicht, daß sie damals gegen Athen laut geworden wären. Auf der andern Seite, frägt man mit Recht, erforderte es nicht die Gerechtigkeit, daß die Athener sie von selber freyließen? Aber diese Frage wird der practische Politiker nicht leicht thun. Die Verbündeten freylassen hätte geheißen sich selber seines Glanzes berauben; eine Hauptquelle der Einkünfte der Republik verstopfen; vielleicht sich seinen Fall bereiten. Welcher Staatsmann würde es in Athen gewagt haben, einen solchen Vorschlag zu thun? Hätte er ihn gethan, würde er durchgedrungen seyn? Würde er sich nicht zuerst selbst seinen Untergang bereitet haben? Es giebt Beyspiele, daß einzelne Herrscher, der Herrschaft müde, sie freywillig niederlegten; aber nie hat sich ein Volk freywillig der Herrschaft über Unterworfene begeben.

Vielleicht tragen diese Bemerkungen dazu bey, die Urtheile des Isocrates 6) in seiner berühmten

5) Im Jahr 449 v. Chr.

6) Noch öfter werden wir auf Isocrates zurückkommen müssen. Es ist unmöglich den edlen Greis zu lesen, der

Anklage der Herrschaft des Meers zu berichtigen 7); die er als die Quelle alles Unglücks von Athen und von Griechenland betrachtet. Er hat darin allerdings vollkommen Recht; aber aus dem Mißbrauch gingen die Uebel hervor; und eben so leicht wäre es zu zeigen, daß sein gefeyertes Athen ohne jene Herrschaft ihm nicht den Stoff zu seinen Lobreden hätte darbieten können.

Wie aber aus dem Mißbrauch jene Uebel sich entwickelten; wie sie den Fall Athens herbeyführten, da Sparta als Griechenlands Befreyerin auftrat; wie die Herrschaft dieser Befreyer, noch viel verderblicher als die der bisherigen Unterdrücker, Griechenland nicht nur tiefe, sondern unheilbare Wunden schlug; überhaupt welche Ursachen es waren, die seinen Sturz vorbereiteten, — diese Untersuchung bleibe einem der spätern Abschnitte überlassen, wozu wir erst durch einige andere Forschungen uns den Weg bahnen müssen.

in seiner Brust den reinsten Patriotismus trug, den ein Hellene tragen konnte, ohne ihn zu achten und zu lieben. Aber er war politischer Schriftsteller, ohne practischer Staatsmann zu seyn; und er hielt wie St. Pierre, und andre vortreffliche Männer dieser Art, manches für möglich, was es nicht war. Auch der Historiker muß ihn mit Vorsicht gebrauchen. Der Lobredner der alten Zeit erblickt sie oft in einem zu vortheilhaften Lichte; und ist überhaupt um die Treue seiner Schilderungen nicht ängstlich bekümmert.

7) Isocrat. Op. p. 172. ed. Steph.

Neunter Abschnitt.

Griechische Staatsverfassungen.

Es ist nicht die Darstellung einzelner griechischer Staaten, (welche wir der zweiten Abtheilung dieses Bandes vorbehalten,) sondern vielmehr die Characteristik der griechischen Staatsverfassungen im Allgemeinen, die wir in dem gegenwärtigen Abschnitt zu entwerfen versuchen werden. Eine solche allgemeine Untersuchung scheint uns gleich nothwendig, weil die Unmöglichkeit sie alle einzeln zu analysiren jedem einleuchtet; und weil selbst im voraus dadurch ein Licht auf diejenigen geworfen werden wird, welche in der Folge der Gegenstand der Darstellung werden sollen.

Bey einer Nation, bey der Alles was seiner Natur nach irgend öffentlich seyn konnte, auch öffentlich war; wo besonders Alles Große und Rühmliche aus diesem öffentlichen Leben hervorging; wo selbst das ganze Privatleben sich mit diesem verschmolz; wo der einzelne nur mit dem Staat und für den Staat lebte, muß diese Untersuchung ein viel höheres Interesse gewinnen, als bey jeder andern, wo eine scharfe Grenzlinie das öffentliche von dem Privatleben trennt. Wer die Griechen beurtheilen will, muß ihre Staatsverfassungen kennen; aber nicht bloß nach todten Formen, wie sie gelehrte Compilatoren und Compendienschreiber der sogenannten griechischen Alterthümer uns kennen lehren; sondern in dem Sinn, wie der Grieche selber sie ansah.

Wäre auch die schon oben gemachte Bemerkung, daß die griechischen Staaten (mit wenigen Ausnahmen) Städte mit ihrem Gebiet, und ihre Verfassungen also Stadtverfassungen waren 1), noch eines Beweises bedürftig; so würde er schon daraus hervorgehn, daß die Griechen die Begriffe von Staat und Stadt mit demselben Worte bezeichneten 2). Nie werden wir also den Begriff von Stadtverfassungen aus den Augen verlieren, nie es vergessen dürfen, daß die Verfassungen, von denen hier die Rede ist, mit denen nicht nur unsrer großen Reiche, sondern auch selbst unsrer kleinern Fürstenthümer, nichts gemein haben können. Sollte eine Vergleichung, der Deutlichkeit wegen statt finden, so würde sie, da das Bild der Italischen Städte im Mittelalter uns fast eben so fremd ist als das der griechischen, am ersten mit den vormaligen deutschen Reichsstädten, besonders in der Periode ihrer Blüthe vor dem dreißigjährigen Kriege, als sie, noch nicht zwischen mächtigere monarchische Staaten eingeklemmt, ein freyeres Wirken hatten, gemacht werden können; wenn nicht der Einfluß der Verschiedenheit der Religion in den letztern eine Unähnlichkeit machte.

Dennoch kann diese Vergleichung schon im voraus einiges Licht auf die große Mannigfaltigkeit werfen, welche, trotz der anscheinenden Einförmigkeit, (denn in einigen Puncten mußten freylich alle übereinkommen,) in jenen Staaten statt fand; die nicht geringer in den erwähnten deutschen Städten war. Und noch mehr wird diese Vergleichung gerechtfertigt seyn, wenn wir hinzusetzen, daß auch

1) S. oben S. 108.

2) *πόλις*, civitas. Ueber den Begriff von *πόλις*, und den Unterschied zwischen *πόλις* und *ἔθνος*, Staat und Volk, sehe man besonders Aristot. Polit. Op. II, p. 235. ed. Casaub.

der Umfang des Gebiets bey den griechischen Städten eben so verschieden, und doch im Ganzen ungefähr derselbe war. Es gab wenige, die ein größeres Gebiet gehabt hätten, als vormals Ulm und Nürnberg es besaßen; aber auch in Griechenland hing das Aufblühen der Stadt keinesweges von der Größe des Gebiets ab. Das Gebiet von Corinth mochte wenig größer als das von Augsburg seyn; und zu welchem Grade von Wohlstand und Bildung haben sich dennoch beyde erhoben?

Wie groß aber auch jene Mannigfaltigkeit der Verfassungen seyn mag, (die wir bald unten weiter erläutern werden,) so kamen sie doch in Einem Hauptpunct überein. Es waren, nach dem gewöhnlichen Ausdruck, freye Verfassungen; d. i. es gab nicht oder sollte wenigstens nicht in ihnen einen Herren geben, den nicht das Volk, entweder die ganze Masse, oder auch gewisse Classen, hätten zur Rechenschaft ziehen können 3); der einzelne, der eine solche Gewalt sich anmaßte, hieß nach griechischem Begriff ein Tyrann. Dieses schloß also in sich: der Staat soll sich selber regieren; nicht von einem einzelnen regiert werden; und daraus mußte nothwendig eine von der unsrigen sehr verschiedne Ansicht des Staats hervorgehen. Diese griechische Ansicht war der der neuen Politiker, die von Staatsmaschinen sprechen, oder wenn sie auch nicht diesen Ausdruck gebrauchen, doch den Staat als eine Maschine sich denken, so wie derer, die ihn zu einer bloßen Policeyanstalt machen wollen, geradezu entgegengesetzt. So wie der einzelne Mensch eine moralische Person ist, ist es dem Griechen auch der Staat. Auch in ihm wirken, auch ihn bestimmen also moralische Kräfte. So entsteht die große Aufgabe für den, der Staa=

3) Aristot. Polit. Op. II, p. 251. 282. Die Obrigkeiten mußten wie der Grieche sich ausdrückt, ὑπεύθυνοι seyn.

ten ordnen soll, zu bewirken, daß die Vernunft die Herrschaft über die Begierde und die Leidenschaft führt; und die Erreichung der Tugend und Moralität werden in diesem Sinn Zwecke des Staats, so gut sie Zwecke des Einzelnen seyn sollen.

Wenn man mit diesen Vorideen an die Untersuchung über die Gesetzgebungen der Griechen geht, so werden sie uns erst in ihrem eigentlichen Lichte erscheinen. Die Verfassungen in den Städten dieses Volks hatten sich allerdings auch, wie die Verfassungen der neuern Völker, zuerst bloß nach dem Bedürfniß geformt und nach den Umständen fortgebildet. Aber eben weil in kleinen Staaten und Städten eingerissene Mißbräuche viel schneller drükkend werden, als in grössern, war auch das Bedürfniß von Reformen in manchen derselben schon früh fühlbar geworden; und dieß Bedürfniß war es, was bereits Gesetzgeber aufstehn machte, schon viel eher als die eigentliche Speculation die Politic in den Kreis ihrer Untersuchungen gezogen hatte. Die Aufgaben, welche jene Gesetzgeber zu lösen hatten, waren also durchaus practischer Art; welche sie, ohne ein philosophisches System zu kennen, durch Erfahrung und Nachdenken zu lösen suchten. Nie konnte ihnen dabey ein Gemeinwesen anders erscheinen, als ein Wesen das sich selber regieren sollte; und auf diesem Grunde waren ihre Gesetzgebungen gebaut. Unmöglich konnte es ihnen also einfallen, die Mittel zu dieser Selbstregierung bloß in den sogenannten constitutionellen Formen zu suchen; und wenn gleich ihre Gesetzgebungen auch diese mit umfaßten, so geschah es doch gewöhnlich nur in einem gewissen Grade. Nie ist es einem griechischen Gesetzgeber eingefallen, mit gänzlicher Aufhebung des Alten, der Schöpfer (um uns des jetzt gewöhnlichen Ausdrucks zu bedienen,) einer neuen Constitution zu werden. Ihre Gesetzgebungen waren in dieser

Rücksicht nicht mehr als bloße Reformen. Ein Lykurg, ein Solon, und andre, waren soweit davon entfernt, alles Alte abzuschaffen, daß sie vielmehr beybehielten, was nur beyzubehalten war; nur fügten sie theils einzelne neue Institute hinzu; theils gaben sie den bestehenden eine bessere Einrichtung. Besäßen wir also auch die vollständigen Gesetze eines Solon; so würden wir doch in ihnen nichts weniger als eine vollendete Constitution erblicken. Dafür aber lagen nicht nur Privatrecht, sondern auch Moralität viel mehr in ihrem Gesichtskreise, als die leztere in dem Gesichtskreise eines neuen Gesetzgebers liegen kann. Die Anordnung des Privatlebens, eben deswegen also auch die Erziehung und Bildung der Jugend 4), worauf die Sitten und ihre Erhaltung beruht, war für sie ein Hauptgegestand. Sie fühlten es auf das innigste, daß ohne sie jene moralische Person, der Staat, sich nicht selber würde regieren können. Es kam hinzu, daß bey diesen kleinen Gemeinwesen, in diesen Städten mit ihrem Gebiet, sich viele Anordnungen machen und ausführen ließen, welche bey einer mächtigen und ausgebreiteten Nation nicht wären auszuführen gewesen. Ob diese Anordnungen immer gut, immer zweckmäßig waren, ist eine ganz andere Frage; es kam hier nur darauf an, den Gesichtspunct aufzustellen, aus dem jene Männer die Kunst, den Staat einzurichten, und die Mittel ihn zu erhalten und zu lenken 5), anzusehen pflegten.

Wo eine Gemeine oder Stadt sich selbst regiert, liegt der Begriff zum Grunde, daß die höchste Gewalt bey ihren Gliedern, bey der Bürgerschaft, sey. Aber ob bey der ganzen Bürgerschaft, ob nur bey gewissen Classen, ob vielleicht nur bey

4) Man sehe darüber Aristot. Pol. Op. II. p. 301. 336.

5) Dieß zusammen ist es was der Grieche unter πολιτικὴ ἐπιστήμη begreift.

gewissen Familien, — dieß kann verschieden seyn. So entsteht daher auch von selbst bey den Griechen jener Unterschied, den sie durch die Benennungen von Aristocratien und Democratien bezeichnen; in welche beyde Classen sie ihre Verfassungen zu theilen pflegen. Aber eine feste und scharfe Grenzlinie zwischen beyden zu ziehen, ist nicht leicht. Man muß sich hüten, wenn von dem Sinn die Rede ist, den sie in der practischen Politic hatten, ihnen denjenigen unterzulegen, den nachher die speculativen Politiker ihnen gaben; wie Aristoteles 6) und andre. In der practischen Politic lagen bey den Griechen allerdings bey diesen Benennungen gewisse Ideen zum Grunde; aber sie waren nicht scharf bestimmt; und es wäre der sicherste Weg zu irren, wenn man sie schärfer, als sie selber es thaten, bestimmen wollte. Die Grundidee bey der democratischen Verfassung war allerdings, daß alle Bürger als solche gleicher Rechte bey der Verwaltung des Staats genießen sollten; aber eine vollkommene Gleichheit gab es doch gewiß nur in sehr wenigen Städten. Diese Gleichheit beschränkte sich gewöhnlich auf die Theilnahme an den Bürgerversammlungen, und den Gerichten 7). Waren auch die Aermern gänzlich von der Theilnahme an Magistraten ausgeschlossen; galt auch in den Volks-

6) Wenn wir aber hier, wo nur von dem practischen Sinn die Rede seyn kann, von den theoretischen Bestimmungen des Aristoteles in seiner Politic keinen Gebrauch machen können, so entsagen wir damit keineswegs dem Recht, ihn als Quelle für das Historische der griechischen Verfassungen zu citiren, in so fern er selber davon spricht. Wessen Zeugniß hätte hier wohl mehr Gewicht als des Mannes, der in einem eignen leider! verlohrnen Werke die sämmtlichen bekannten Staatsverfassungen seiner Zeit, 255 an der Zahl, beschrieben und analysirt hatte!

7) Aristot. Polit. III, 1.

versammlungen ihre Stimme weniger als die der Begüterten; so hob dieß noch die Democratie keines weges auf. Von der andern Seite setzte die Aristocratie freylich immer ausschließende Rechte einzelner Classen oder Familien voraus. Allein wie verschieden und mannigfaltig waren wiederum diese! Es gab erbliche Aristocratien, wo, wie in Sparta, die höchsten Würden in ein paar Familien fortdauerten. Allein dieses war der seltenere Fall. Gewöhnlich war es die reichere und angesehenere Classe, welche sich allein in den Besitz der Staatsverwaltung gesetzt hatte; indem entweder der Reichthum, oder die Geburt; oder auch beyde zusammen entschieden 8). Der Reichthum bestand aber nicht sowohl in baaren Capitalen, als vielmehr in liegenden Gründen; das Landeigenthum bestimmte ihn. Dieser Reichthum zeigte sich in den frühern Zeiten vorzugsweise in dem Aufwande den man in Pferden machte. Die, welche dieß vermochten, bildeten die Bürgerreuterey; die da, wo es nur Bürgersoldaten, oder Milizen giebt, immer den reichern Theil von dieser ausmachen wird. So erklärt es sich, wie der Umstand ob das Gebiet einer Stadt viel Weideland enthielt, so vieles in der practischen Politik zu der Ausbildung der Verfassung beytragen konnte 9). Diese Eupatriden und Optimaten waren es also, die, wenn sie auch das Volk nicht ganz von der Theilnahme an der Gesetzgebung ausschlossen, sich doch die Magistrate, und den Beysitz in den Gerichtshöfen zuzueignen suchten: und da wo dieses der Fall war, erblickt der Grieche eine Aristocratie 1).

8) Aristot. Polit. IV. 5.

9) Beyspiele davon in Eretria, Chalcis, und andern Städten führt Aristot. Polit. IV. 3. an.

1) Man unterscheidet von dieser alsdann noch wieder die Oligarchie. Allein wenn gleich beyde Nahmen im Gebrauch

In Städten, wo größtentheils der Reichthum nach Landbesitz sich bestimmt, ist es wohl unvermeidlich, daß nicht nur bald eine Classe größerer Güterbesitzer entsteht; sondern daß auch diese Ungleichheit immer mehr zunimmt; und das Landeigenthum endlich fast ganz in die Hände weniger Familien kommt 2). In Zeiten, wo der Gewerbe noch viel weniger waren, wo selbst diese wenigen zum Theil von Sclaven getrieben wurden, mußten die Folgen dieser Ungleichheit um vieles drückender werden; und so ward es gewöhnlich eine der Hauptaufgaben für die Gesetzgeber, dieses Uebel entweder zu verhindern, oder, wo es bereits eingerissen war, ihm wieder abzuhelfen; weil sonst, etwas früher oder später, eine Staatsumwälzung die unausbleibliche Folge davon war. Daher die Beyspiele, daß eine neue und gleiche Vertheilung des Landes unter die Bürger gemacht ward 3); daß die Veräußerung durch Kauf oder Schenkung verboten, und nur durch Erbschaft und demnächst Heyrathen gestattet ward 4); daß man ein Höchstes bestimmte, wie viel der einzelne Bürger an Ländereyen besitzen sollte 5); u. s. w. Mit allen

sind, so glaube ich doch kaum, daß in der practischen Politic der Griechen sich eine weitere Gränzlinie zwischen beyden ziehen läßt, als die größere oder geringere Zahl der Optimaten, die die Herrschaft in Händen hatte. Die Richtigkeit dieser Bemerkung geht wohl schon aus den Bestimmungen hervor, zu denen Aristoteles Polit. III, 7. seine Zuflucht nehmen mußte, um sie von einander zu trennen.

2) So war es z. B. in Thurii gegangen, Aristot. Polit. V, 7.

3) Wie in Sparta bey der Gesetzgebung des Lycurg.

4) Wie gleichfalls in Sparta, und auch bey den Locriern Aristot. Polit. II, 7.

5) Aristot. l. c.

diesen und andern Mitteln war es aber doch unmöglich das ganz zu verhindern, was man verhindern wollte; und so bereiteten sich immer aufs neue die vielen Erschütterungen vor, denen diese sämmtlichen griechischen Staaten, nur die einen mehr, die andern weniger, ausgesetzt waren.

Bey Stadtverfassungen, wie sie auch geformt seyn mögen, ist das Bürgerrecht das erste und wichtigste. Wer es nicht hat, mag vielleicht unter gewissen Bedingungen in dem Staat leben, und seines Schutzes genießen 6); er ist aber nicht eigentliches Mitglied des Staats; und kann nicht nur nicht gleicher Rechte, sondern auch nicht gleicher Achtung mit dem Bürger genießen. Die Bestimmungen über die Theilnahme am Bürgerrecht mußten also sehr scharf in den griechischen Städten seyn; aber sie waren auch nicht weniger verschieden. War es, um der vollen daran geknüpften Rechte zu genießen, in einigen Staaten hinreichend, von einem Bürger und einer Bürgerin erzeugt zu seyn 7); so verlangte man in andern eine solche Abstammung in der zweyten, und selbst der dritten Generation 8); während man wiederum in andern nur auf die Abstammung von der Mutter sah 9). Es gab Städte, wo man sehr karg mit der Ertheilung des Bürgerrechts war; während man in andern leicht Fremde zu demselben zuließ. Nicht selten waren es zufällige Ursachen, welche hier entschieden; und dieselbe Stadt sah sich wohl

6) Diese *μέτοικοι*, inquilini, fanden sich in den meisten griechischen Städten. Das gewöhnliche war, daß sie Schutzgeld bezahlten, und auch wohl andre bürgerliche Lasten trugen.

7) Wie z. B. in Athen.

8) Wie in Larissa Aristot. Pol. III, 2. Auch in Massilia.

9) Aristot. Polit. III, 5.

genöthigt ihre früheren strengeren Grundsätze mit gelindern zu vertauschen, wenn die Zahl der alten Bürger zu gering ward 1). Besonders war es in den Colonien, wo man diese gelindern Grundsätze befolgte und befolgen mußte; wenn eine ganze Schaar neuer Ansiedler, oft aus einer ganz andern Mutterstadt, ankam, die man nicht abweisen konnte, oder wollte. Daher die so häufige Erscheinung in den Colonien, daß die Zünfte der Bürger nach ihrer Herkunft aus den verschiedenen Mutterstädten abgetheilt sind; zugleich eine der häufigsten Quellen der innern Unruhen, und selbst der gewaltsamsten Staatsrevolutionen 2).

In freyen Städten ist Verfassung und Verwaltung immer in einem gleich hohen Grade an die **Eintheilung** der Bürgerschaft geknüpft. Aber auch hier, welche Verschiedenheit zeigt sich wieder bey den Griechen! Wir bemerken zuerst diejenige, wo ein Unterschied der Rechte zwischen den Bewohnern der Hauptstadt, und des Landes und der Landstädte gemacht wird. Es gab griechische Staaten, wo die Bürger der Stadt große Vorrechte genossen, und die übrigen gegen sie in einem untergeordneten Verhältnisse standen 3); während in andern gar keine Verschiedenheit der Rechte bey den einen und den andern Statt fand 4). Die übrigen Eintheilungen der Bürgerschaft wurden theils nach der Geburt, je nachdem man zu dieser oder jener Zunft

1) So nahm z. B. in Athen Clisthenes viele Fremde unter die Bürger auf. Aristot. III, 2.

2) Beyspiele davon in Sybaris, Thurium, Byzanz u. a. giebt Aristot. Polit. V, 3.

3) Daher in Laconica der Unterschied zwischen Spartanern und Lacedaemoniern; (περιόικοι). So auch in Creta und Argos.

4) Wie z. B. in Athen.

gehörte 5), theils nach dem Wohnort, je nachdem man in diesem oder jenem District ansässig war 6); theils nach dem Vermögen oder Census, je nachdem man zu dieser oder jener Classe gehörte, gemacht; und wenn nicht in allen, doch in vielen Staaten, wurde Zunft und Wohnort zugleich dem Nahmen beygefügt; ein dringendes Bedürfniß bey einem Volke, das keine Familiennahmen hatte, oder sie wenigstens nicht allgemein einführte. Wie wichtig der Vermögensunterschied war, braucht nicht erst gesagt zu werden, da die Tragung der bürgerlichen Lasten sich darnach bestimmte; und außer ihnen auch der Kriegsdienst, ob zu Pferde oder zu Fuß, ob mit schwerer oder leichter Rüstung, darnach regulirt werden mußte; wie es immer in Staaten seyn wird, die keine andre bewaffnete Macht als Bürgermilizen kennen.

Auf diese Eintheilungen der Bürgerschaft war ferner die Organisation der Bürgerversammlungen (ἐκκλησίαι) gegründet. Diese Versammlungen, die aus der Natur von Stadtverfassungen hervorgehn, waren nach griechischen Begriffen ein so wesentliches Institut, daß sie wahrscheinlich in keiner griechischen Stadt gänzlich fehlten, wenn sie auch nicht allenthalben die gleiche Einrichtung hatten. Aber wie sie außer Athen und Sparta eingerichtet waren, ist uns so gut als gänzlich unbekannt. Indeß brachte es doch die Natur der Dinge mit sich, daß ihre äußern Formen allenthalben bestimmt waren. Es war wohl allgemein, daß nur ein Magistrat sie zusammenberufen konnte, und den Vortrag darin hatte 7). Aber wie in den einzelnen Städten gestimmt wurde, ob

5) Nach den φύλαις.

6) Nach den δήμοις.

7) Schon in den Heldenzeiten war es das Vorrecht der Könige die Versammlung zu berufen. S. oben S. 91.

blos nach den Köpfen, oder nach den Zünften und andern Abtheilungen des Volks, wissen wir nicht. Auch darin herrschte Verschiedenheit, ob alle Bürger daran Antheil hatten, oder ein gewisser Census dazu erforderlich war 8). In den meisten Städten ferner scheinen theils ordentliche Versammlungen, an bestimmten Tagen, theils außerordentliche Statt gefunden zu haben 9). Sie zu besuchen ward als Bürgerpflicht betrachtet, und da, besonders in stürmischen Zeiten, nur zu leicht die Bessern sich zurückziehn, so war nicht selten Strafe auf die Versäumniß gesetzt 1). Daß die Beschlüsse in bestimmter Form abgefaßt, niedergeschrieben und aufbewahrt, auch wohl in Tafeln eingehauen wurden, wird man leicht im voraus erwarten. Aber wenn diese äußern Formen scharf bestimmt waren, so waren es viel weniger die Gegenstände, die in ihnen verhandelt wurden. Man gieng davon aus, daß die für die Gemeine wichtigen Sachen auch vor die Gemeine gebracht werden mußten. Aber wie schwankend ist nicht schon an sich der Begriff von dem was wichtig und nicht wichtig ist! Wie viel ferner kommt hier nicht auf die Form an, welche die Verfassung in einer gewissen Periode erhalten hat; ob etwa die Macht eines Senats, oder auch gewisser Magistrate überwiegend ist oder nicht! Finden wir doch selbst in der Römischen Geschichte, daß die für das Volk wichtigsten Angelegenheiten, die Fragen von Krieg und Frieden, zuweilen vor dasselbe gebracht wurden, zuweilen nicht. Gewiß

8) Daß große Mannigfaltigkeit hier herrschte, ist klar aus Aristot. Polit. IV, 13.

9) So war es sowohl in Athen als Sparta.

1) So ist es, sagt Aristot. Polit. IV, 13. in den oligarchischen oder Aristocratischen Städten; dahingegen in den Democratischen die Armen wohl dafür bezahlt werden, in den Versammlungen zu erscheinen.

keine geringere Verschiedenheit herrschte auch in den griechischen Städten. Indeß pflegen die Schriftsteller die vor die Gemeinden gehörenden Angelegenheiten unter drey Hauptclassen zu begreifen 2). Die erste umfaßt die Gesetzgebung; denn was der Grieche Gesetz (νόμος) nennt, ist immer eine von der Gemeine gegebene oder bestätigte Verordnung; wenn gleich allerdings es sehr schwer, oder vielmehr unmöglich ist, eine genaue Bestimmung über den Umfang dieser Gesetzgebung zu ertheilen. Die zweyte umfaßt die Wahl der Magistrate. Sie ward, wenn gleich nicht alle Magistrate gewählt wurden, doch als eins der wichtigsten Vorrechte angesehn; und gewiß mit Recht! Denn durch nichts wird die Macht der Gemeine in der That mehr wirksam erhalten, als wenn diejenigen, welche zu Stellen gelangen wollen, sie bey ihr suchen müssen. Die dritte Classe endlich bilden die Volksgerichte, von deren hoher Wichtigkeit, als Stütze der Democratie, wir weiter unten Gelegenheit haben werden zu sprechen.

Die Folgen, welche die Verhandlung und Entscheidung der wichtigsten Angelegenheiten durch die ganze Gemeine fast unausbleiblich haben mußte, sind so in die Augen fallend, daß sie kaum einer Entwickelung bedürfen werden. Wie hätte es den Gesetzgebern entgehen können, daß diese Macht der Gemeine unbeschränkt ertheilen, nicht viel weniger hieße, als den Weg zu einer Herrschaft des Pöbels bahnen, so bald wir die Masse der armen Bürger unter dieser Benennung begreifen wollen?

Das natürlichste Mittel, diesem Uebel vorzubeugen, wäre ohne Zweifel die Wahl von Bevollmächtigten gewesen, welche die Bürgerschaft vorgestellt hätten. Allein es fällt in die Augen, daß dieß Repräsentativsystem, wie es die neuere Kunst-

2) Die Hauptstelle darüber ist bey Aristot. Polit. IV, 14.

sprache nennt, sich nirgends weniger als in Städteverfassungen ausbilden kann. Es ist die Frucht des sehr erweiterten Umfangs von Staaten; wo die Unmöglichkeit eintritt, daß alle zu den Versammlungen kommen können. Was könnte aber in Städten mit ihrem beschränkten Gebiet darauf führen; wo es den Bürgern weder durch die Entfernung noch durch die zu große Zahl erschwert wird, an den Versammlungen persönlich Antheil zu nehmen? Zwar führten die Verbindungen mehrerer Städte, wie der Boeotischen oder der Achaeischen dahin, Bevollmächtigte auf die Versammlungen zu schicken; aber auf diesen Zusammenkünften wurden nie über die innern Angelegenheiten der einzelnen Verbündeten, (diese behielt jede Stadt sich immer selber vor,) sondern nur über die gemeinschaftlichen Angelegenheiten in Beziehung auf die auswärtigen Verhältnisse, gerathschlagt. Bloß dadurch aber kann nie ein wahres Repräsentativsystem sich bilden; der wahre Geschäftskreis eines gesetzgebenden Corps findet sich immer in den innern Angelegenheiten der Nation.

Man mußte also auf andre Mittel denken, um der Gefahr einer Pöbelherrschaft auszuweichen; und diese waren verschiedner Art. Es gab, wie Aristoteles ausdrücklich bemerkt 3), Städte, in denen gar keine allgemeine Bürgerversammlungen gehalten wurden; sondern nur die zusammenberufenen, oder eingeladenen, Bürger dabey erschienen. Offenbar bildeten diese eine Classe der Aristocratischen Verfassungen. Aber auch in den Democratien ergriff man theils

3) Aristotel. Polit. III, 1. Eine ähnliche Einrichtung war auch in einzelnen deutschen Reichsstädten, wie z. B. in Bremen, wo zu den Bürgerconventen die angesehenen Bürger von dem Senat eingeladen wurden; und also natürlich uneingeladen keiner erschien. Es ist zu bedauern, daß Aristoteles keine griechische Stadt als Beyspiel genannt hat.

das Mittel 4), die wichtigen Angelegenheiten erst in einzelnen Abtheilungen verhandeln zu lassen, ehe die Gemeine darüber entschied; theils die Gegenstände zu beschränken, die vor sie gebracht wurden; theils die Revision der Beschlüsse, wenn nicht aller doch einiger, einer eignen Behörde vorzubehalten; theils, und dieß war das gewöhnlichste, eine andre berathschlagende Behörde zu ernennen, welche oft Alles, was an die Gemeine gebracht werden sollte, vorher überlegen, und es so weit vorbereiten mußte, daß es nur der Annahme oder der Verwerfung der Gemeine bedurfte.

Diese Behörde ist es, welche der Grieche unter der Benennung des Rathes, (βουλή) zu begreifen pflegt. Wir kennen die innere Einrichtung desselben einzig und allein in Athen; daß aber in mehreren griechischen Staaten eine Behörde unter demselben Nahmen eingeführt war, ist keinem Zweifel unterworfen 5). Dürfen wir von dem, was sie in Athen war, auf die andern Staaten zurückschließen, so bestand sie in einem zahlreichen, jährlich erneuerten, Ausschuß aus der Bürgerschaft; dessen Mitglieder, eine bestimmte Anzahl aus jeder Zunft, zwar durch das Loos gewählt wurden; aber nicht ohne eine vorhergegangene Censur wirkliche Mitglieder werden konnten. Denn nirgends mehr als hier kam es darauf an, zu bewirken, daß nur rechtliche Männer in denselben kommen konnten; die, selber bey der Erhaltung des Staats und seiner Verfassung interessirt, die ihnen vorgelegten Geschäfte mit Klugheit und Mäßigung verhandelten. Auf die innere Organisation dieses Raths war, in Athen wenigstens, die größte Sorgfalt

4) Man sehe für das Folgende Aristot. Pol. IV, 14. Op. II, p. 286.

5) Wie nahmentlich in Argos, und Mantinea. Thucyd. V. 47. Auch in Chios, Thucyd. VIII, 14.

gewandt; so daß sie, wie aus der Untersuchung über diesen Staat erhellen wird, uns fast zu künstlich erscheint. Aehnliche, wenn auch nicht gleiche, Einrichtungen fanden höchst wahrscheinlich auch in den andern Städten statt; weil ähnliche Bedürfnisse und Umstände in ihnen obwalteten. Man sieht leicht ein, daß die Erhaltung der innern Freyheit eines solchen Corps gegen die Anmaßungen von Partheyen und einzelnen Uebermächtigen schon solche Einrichtungen nothwendig machte. Eben diesen Zweck hatte auch höchst wahrscheinlich der jährliche Wechsel 6). Er verhinderte, daß nicht ein solcher Ausschuß eine Faction werden konnte; welche die ganze Staatsverwaltung an sich riß. Außerdem aber ward noch dadurch der Gewinn erreicht, daß die viel größere Zahl der angesehenen und rechtlichen Bürger mit den Geschäften und der Verwaltung der Staats bekannt ward.

In andern Städten war statt eines solchen, jährlich ernannten, Raths, ein Senat (γερουσία) der, ohne periodischen Wechsel seiner Glieder, ein bleibendes Collegium bildete. Schon die Benennung drückt es aus, daß er aus Alten bestehen sollte; und was war natürlicher, als daß man den guten Rath bey der reiferen Erfahrung suchte? Allerdings mag die Bestimmung des Alters in den einzelnen Städten sehr verschieden gewesen seyn, vielleicht in einigen gänzlich gefehlt haben. In andern aber ward streng darauf gehalten. Der Zweck war also zunächst eine berathende Behörde an ihm zu haben; wiewohl sein Wirkungskreis sich keinesweges blos darauf zu beschränken brauchte. So war es in Sparta, wo die Gerusia den Königen an die Seite gesetzt war. Unter demselben Nahmen wird der Se=

6) Man wird es sich also daraus auch erklären können, weshalb Aristot. Polit. IV. 15. die *Βουλή* ein der Volksherrschaft günstiges Institut nennt.

nat in Corinth erwähnt 7); unter einem andern, aber auch mit Mitgliedern auf Lebenszeit, in Massilia 8); und in wie vielen andern Städten mag sich eine Gerusia gefunden haben, wovon uns die Geschichte, so wie selbst von der inneren Einrichtung in den eben erwähnten, keine Nachricht aufbewahrt hat 9)? Selbst in Städten, welche keinen solchen Senat als gewöhnliche Behörde hatten, ward er wohl in außerordentlichen Fällen, wo man des guten Raths bedurfte, außerordentlich errichtet. So geschah es in Athen nach der großen Niederlage in Sicilien 1).

Neben einer Bürgerversammlung und einem Senat hatte eine griechische Stadt ihre Magistrate. Bereits die alten Politiker geriethen in Verlegenheit, wenn sie den Begriff von Magistraten genauer bestimmen sollten 2). Denn nicht Alle, denen

7) Plutarch. Op. II, p. 177.

8) Strab. III, p. 124.

9) Es gab wohl keine griechische Stadt, in der sich nicht eine solche berathende Behörde gefunden hätte, weil die Natur der Dinge sie fast unentbehrlich machte. Die Benennungen Βουλὴ und γερουσία sind für dieselbe die gewöhnlichsten; und werden wahrscheinlich oft mit einander verwechselt. Denn wenn gleich die βουλη in Athen ein jährlich erneuerter Ausschuß aus der Bürgerschaft, die γερουσια in Sparta ein permanenter Rath war, so darf man doch deshalb nicht folgern, daß die eine Benennung immer jenen, die andre diesen Charakter bezeichnet hätte. In Creta z. B. wurde nach Aristot. Polit. II, 10. der Rath der Alten βουλη genannt, ungeachtet er dieselbe Einrichtung wie die Gerusia in Sparta hatte.

1) Thucyd. VIII, 1.

2) Man sehe darüber Aristot. Polit. IV, 15. Aber nicht bloß die Theoretiker, sondern auch die Practiker kamen bey

öffentliche Geschäfte von der Bürgerschaft übertragen würden, könne man Magistrate nennen; sonst würden auch die Gesandten und Priester dahin zu rechnen seyn. Auch bey den neueren Verfassungen möchte es nicht selten schwer seyn zu bestimmen, (man erinnere sich nur an die niedern Magistrate,) was noch zu dieser Classe gehört oder nicht? Aber kein bedeutender Mißverstand kann hier statt finden, so bald wir jene Benennung durch unser **Obrigkeiten** übersetzen, welches den doppelten Begriff in sich schließt, daß die, welche zu dieser Classe gehören, einen Theil der ausübenden Macht besitzen; und daß die ihnen übertragenen Geschäfte von solcher Wichtigkeit sind, daß sie ihnen einen Vorrang vor den gemeinen Bürgern geben.

In den republicanischen Verfassungen der Griechen knüpft sich aber an den Begriff der Magistrate noch ein Nebenbegriff, der aber als wesentlich betrachtet wird: man mußte sie über die Geschäfte ihres Amts zur **Rechenschaft** ziehen können 3). Wer darüber hinausging, war nicht mehr Magistrat, er war Tyrann. Der Magistrat also — um uns der neuern Kunstsprache zu bedienen — muß als solcher die Souverainität des Volks anerkennen. Dieß hieß freylich zunächst: er mußte der Gemeine Rechenschaft ablegen; aber — wie in solchen Verfassungen keinesweges Alles systematisch sich bildet; — es gab auch Staaten wo einzelne Behörden, wie die Ephoren in Sparta, das Recht sich anmaßten, den Magistraten ihre Rechenschaft abzunehmen 4).

Bey der Untersuchung über die Magistrate, sagt

dieser Bestimmung in Verlegenheit. Eine Hauptstelle darüber ist bey Aeschines in Ctesiphont. III, p. 397 ed. Reisk.

3) Sie mußten ὑπεύθυνοι seyn. Aristot. Polit. II, 12.

4) Es waren auch wohl eigne Magistrate, εὐθυνολογίςαι, dazu bestellt. Aristot. Polit. VI, 8.

Aristoteles 5), kommen mancherley Fragen in Betracht: wie viele Magistrate sind, und wie groß ihre Macht ist? Wie lange Zeit sie dauern, und ob sie lange dauern sollen? Ferner: wer zu ihnen gelangen soll? Und durch wen? Und wie? Fragen, die schon durch sich selber es verrathen, daß hier von republicanischen Staaten die Rede sey; und die auch schon im voraus die große Mannigfaltigkeit ahnen lassen, die in diesem Stück in den griechischen Verfassungen herrschte. Es sey uns erlaubt von den letzten Fragen zuerst zu sprechen.

Nach dem ganzen Geist der griechischen Stadtverfassungen kann man es nicht bezweifeln, daß der herrschende Grundsatz in ihnen war: alle Magistrate kommen vom Volk. Das Recht seine Magistrate zu wählen, wird als ein Hauptstück der Bürgerfreyheit betrachtet 6); und gewiß nicht mit Unrecht. Aber wenn auch dieser Grundsatz der vorherrschende war, so hatte er darum doch seine Ausnahmen. Es gab Staaten, wo die ersten Magistrate in gewissen Familien erblich waren 7). Aber wie wir bereits oben zu bemerken Gelegenheit hatten, es war dieß eine seltene Ausnahme; und wo auch Ein Magistrat erblich war, wurden doch die andern gewählt, wie neben der Erblichkeit der königlichen Würde die Ephoren in Sparta. Aber neben der Ernennung durch Wahl war eine andre, uns befremdend scheinende, sehr gewöhnlich, die durch das Loos. Denn mit Recht mag es uns befremden zu sehen, daß die Ernennung nicht selten zu den ersten und wichtigsten Stellen im Staat dem Zufall überlassen wird. Aber doch auch in mehreren der deutschen

5) Aristot. Polit. IV. 15.

6) Aristot. Polit. II, 12. *Μηδὲ γὰρ τούτου, τοῦ τὰς ἀρχὰς αἱρεῖσθαι καὶ εὐθύνειν, κύριος ὢν ὁ δῆμος, δοῦλος ἂν εἴη καὶ πολέμιος.*

7) So in Sparta die Könige.

Reichsstädte hatte das Loos einen bedeutenden Antheil an der Besetzung der Stellen. Bey ihm vermag Gunst, Geburt, und Reichthum nichts! Daher wird auch bey den griechischen Politikern die Besetzung der Magistrate durch das Loos als der sicherste Character der Democratie betrachtet 8). Aber auch wo dem Loose Antheil an der Besetzung gelassen war, entschied es deshalb nicht immer allein. Auch der, den das Loos traf, konnte noch einer strengen Prüfung unterworfen werden; und ward es nicht selten. Und wo auch das Loos über einige Stellen entschied; entschied es deshalb keineswegs über alle.

Aber auch bey den Wahlen, welche Verschiedenheit trat nicht wieder ein; je nachdem Alle, oder nur gewisse Classen, Antheil daran hatten 9)! Alle Bürger zum Wählen zuzulassen ist wiederum einer der Hauptcharactere der Democratie; und daß es nicht bloß in Athen, sondern auch in vielen andern Städten so war, ist bekannt. Aber wo einmal eine Aristocratische und Democratische Parthey sich von einander gesondert hatte, entstand auch fast unausbleiblich das Streben, den großen Haufen von der Theilnahme an den Wahlen zu entfernen. Denn durch nichts fühlt sich der Aristocrat mehr gedemüthigt, als dadurch, daß er den gemeinen Bürger, um zu Ehrenstellen zu gelangen, angehen muß. Wo erst jener erste Schritt gelungen ist, pflegt der zweyte nicht weit mehr zu seyn, daß die Obrigkeiten sich durch eigne Wahl ergänzen. Dieß ist, sagt Aristoteles 1) mit Recht, das Eigenthümliche der Oligarchie; und führt am häufigsten zu Umwälzungen der Staaten.

Noch wichtiger als die Frage: wer das Recht

8) Aristot. Polit. IV, 15.

9) Aristot. l. c. classificirt diese Verschiedenheiten.

1) Aristot. l. c.

hat zu wählen? ist die: wer fähig ist gewählt zu werden? Und auch darin herrschte in den verschiedenen Staaten eine große Verschiedenheit. Der Grundsatz: daß Männer, denen die Leitung der Angelegenheiten des Staats übertragen werden soll, nicht nur die Fähigkeit dazu besitzen, sondern auch bey der Erhaltung der bestehenden Ordnung interessirt seyn müssen, ist so einleuchtend, daß die Maxime, die niedere Volksclasse von der Theilnahme an Magistraten auszuschließen, den Gesetzgebern kaum anders als zweckmäßig und selbst nothwendig erscheinen konnte 2). Aber, wo sie auch angenommen war, konnte sie sich selten behaupten. Wo eine Stadt aufblühte und mächtig wurde, fühlte auch das Volk sich selber mehr 3); und es war wohl nicht immer Schmeicheley des großen Haufens, sondern das Gefühl es sey unmöglich es zu verhindern, welches es in solchen Zeiten die Führer desselben bewog, beschränkende Gesetze aufheben zu lassen. Allerdings kann im einzelnen Falle eine solche unbeschränkte Wahlfähigkeit sehr nachtheilig werden; aber im Ganzen ist sie es vielleicht weniger als man glaubt; und auch die Beschränkungen können leicht schädlich werden. Ist es die Geburt, welche die Schranken bestimmt, muß man aus gewissen Familien seyn, um zu Stellen zu gelangen, so wird dadurch dem Talent so oft der Zutritt geradezu unmöglich gemacht; und nicht selten waren gewaltsame Staatsumwälzungen die Folgen davon. Ist es das Vermögen, welches die Theilnahme gewährt 4), so be-

2) Daß nicht bloß Solon, sondern auch andre Gesetzgeber diese Einrichtung gemacht hatten, bemerkt Aristot. Polit. III, 11.

3) Auch darüber sehe man Aristot. l. c.

4) Daß dieß in vielen Städten der Fall war, lehrt eine Menge Stellen bey Aristoteles; und unter den verschiedensten Bestimmungen; z. B. IV, 11.

stimmt dieses doch an und für sich nicht die Würdigkeit. Ist es das Alter, so ist mit der reiferen Erfahrung auch nur zu oft der Mangel an Kraft verbunden.

Allerdings war in den mehrsten der griechischen Städte ein Grund vorhanden, welcher auf das Vermögen Rücksicht zu nehmen befahl; weil dieses meist in Grundeigenthum bestand. Aber wo auch keine gesetzliche Beschränkung den Aermern mehr ausschloß, mußte er sich doch von den meisten Magistraten selber ausschließen. Diese Stellen waren an und für sich nicht einträglich; es waren vielmehr häufig bedeutende Ausgaben damit verbunden 5). Es gab keine bestimmten Gehalte wie in unsern Staaten; und auch die Aussicht, welche nachmals in Rom den Magistraten einen so großen Reiz gab, die Verwaltung einer Provinz, fiel in Griechenland weg. So konnte nicht leicht hier ein großes Zudringen der ärmern Classe zu diesen Stellen entstehen; ja in manchen Städten hatte man sich genöthigt gesehen, eine Strafe darauf zu setzen, wenn der Gewählte das ihm übertragene Amt nicht annehmen wollte 6). Es war weit mehr die Ehre und der Ruhm, als der Gewinn, der den Magistraten einen Werth gab. Aber die Ehre der erste oder einer der ersten unter seinen Mitbürgern zu seyn, ist für viele ein kräftigerer Sporn als der Gewinn es seyn könnte.

In kleinen Freystaaten ist bey den Magistraten nichts mehr zu befürchten, als daß gewisse Familien, welche gewöhnlich die reicheren zu seyn pflegen, in ihren ausschließenden Besitz sich setzen. Dieß ist es, was der Grieche, in so fern die Zahl dieser Familien sehr beschränkt bleibt, unter Oligar=

5) Wie für Gastmähler, öffentliche Gebäude, Feste ꝛc. Aristot. Polit. VI, 8.

6) Aristot. Polit. IV, 9.

chien sich denkt 7). Er hatte gewiß kein Unrecht, wenn er diese als Ausartung der Verfassungen betrachtete. Es kann hier Ausnahmen geben; und die Geschichte kennt innerhalb wie außerhalb Griechenland Beyspiele, daß auch solche Staaten mit Mäßigkeit und Weisheit regiert wurden. Allein die entgegengesetzten Erfahrungen sind häufiger. Das Mittel, welches man in manchen griechischen Staaten dagegen anwandte, war dasselbe, das auch in manchen deutschen Reichsstädten gebraucht ward: Blutsverwandte durften nicht zugleich Magistrate bekleiden; nicht Vater und Sohn, nicht mehrere Brüder 8). Daß Verwandtschaft durch Heyrath ausgeschlossen hätte, wird nirgends bemerkt; viel eher wird man Beyspiele auffinden können, daß Schwäger neben einander wichtige Stellen bekleideten 9).

Die meisten Magistrate wurden jährlich, manche selbst halbjährig, ernannt 1). Diese häufige Erneuerung hat ihr Gutes, so wie sie auch ihre Uebel hat. Sie ist die stärkste Stütze der Volksherrschaft, die durch nichts mehr befestigt wird als öftere Ausübung des Wahlrechts. Aus diesem Gesichtspunct betrachtete sie die griechische Staatskunst, indem sie die Volksherrschaft vor allen in die Wahlen setzte 2). Daß diese häufigen Wahlen kein Mittel zur Befestigung des innern Ruhestandes waren, fällt in die Augen. Aber daß auf der andern Seite die beständige Bekleidung von Magistraten leicht Unzufriedenheit errege, ist von dem Stagiriten nicht weniger richtig bemerkt 3).

7) Nicht nur Aristoteles IV, 6. sondern auch viele Stellen bey Thucydides; z. B. VIII, 89.

8) So in Massilia und in Cnidus. Aristot. Polit. V, 6.

9) Wie z. B. Agesilaus und Pisander in Sparta.

1) Aristot. Polit. IV, 15.

2) Thucyd. VIII, 89. 3) Aristot. Polit. II, 5.

Eine Aufzählung der verschiedenen Magistrate bey den Griechen würde eben so zweckwidrig als unmöglich seyn; da unsre Kenntniß der einzelnen Stadtverfassungen so unglaublich beschränkt ist. Das Wenige, was wir von den Einrichtungen in einzelnen Staaten wissen, besonders in Athen, giebt schon den Beweis, daß die Zahl derselben sehr beträchtlich war, und eben dieses zeigt auch die Classification, welche Aristoteles davon zu geben versucht hat 4). Ihre Benennungen bezeichnen gewöhnlich ihre Geschäfte; aber auch diese Benennungen sind wiederum in den verschiedenen Städten gänzlich verschieden; selbst da, wo ihre Geschäfte dieselben waren. Die Cosmoi waren in Creta, was die Ephoren in Sparta. Die meisten Städte mußten wohl einen Magistrat haben, wie die Archonten in Athen; und doch möchte es nicht leicht seyn, den Namen in andern wiederzufinden. Die viel tiefern Eingriffe, welche die Gesetzgebung sich in das Privatleben erlaubte, trugen auch dazu bey, die Magistrate zu vervielfältigen und ihren Geschäftskreis zu erweitern. Den Begriff der Polizey, als eines allgemeinen Zweiges der Staatsverwaltung, hatte der Grieche nicht; wohl aber die einzelnen Zweige derselben; und wenn man keine allgemeine Policeybehörde hatte, so hatte man aus den eben angeführten Gründen desto mehrere für jene einzelnen Zweige; und selbst solche die uns fremd sind. Die Aufsicht über die Weiber, die Aufsicht über die Kinder, war in manchen Städten eignen Magistraten anvertraut 5); und wie der Areopagus in Athen die Aufsicht über die Sitten im Allgemeinen führte, gab es gewiß auch in andern griechischen Städten ähnliche Behörden.

4) Man sehe die lehrreiche Stelle Polit. IV, 15.

5) Die *γυναικονόμοι* und *παιδονόμοι* Aristot. l. c.

Bürgerversammlungen, Senate und Magistrate, sind bey aller der unendlichen Mannigfaltigkeit also doch die Institute, welche allen griechischen Gemeinheiten eigen waren. Erhaltung der Freyheit und Gleichheit in der Gemeine 6) war der Hauptzweck. Man hielt es nicht für ungerecht denjenigen, von dem man auch nur fürchtete, daß er dieser Freyheit gefährlich werden könne, durch eine einstweilige Entfernung aus dem Staat unschädlich zu machen; wie es durch den Ostracismus in Athen und Argos 7), durch den Petalismus in Syracus geschah. Nichts ist argwöhnischer als die Freyheitsliebe; und leider! hat die Erfahrung nur zu sehr gelehrt, daß sie Ursache dazu hat!

Gleichwohl konnten weder diese noch andre Mittel es verhindern, daß nicht sogenannte Tyrannen in den griechischen Städten sich aufgeworfen hätten. Wenige Städte in dem Mutterlande wie in den Colonien sind diesem Schicksal entgangen! Der Grieche knüpft an diese Benennung immer den Begriff einer unrechtmäßigen, aber gar nicht nothwendig grausamen, Herrschaft. Unrechtmäßig heißt sie ihm, in so fern sie nicht von der Gemeine übertragen ist; also ohne, oder selbst gegen ihren Willen besteht. Nie heißt daher ein Demagog, wie groß auch sein Einfluß seyn mag, als solcher ein Tyrann; er trägt aber so fort den Nahmen, so bald er sich über das Volk setzt; d. i. die diesem schuldige Rechenschaft nicht ablegen will 8). Die gewöhnliche Stütze einer solchen Gewalt ist eine aus Fremden, oder Söldnern, bestehende bewaffnete Macht; welche daher auch als das sichere Kennzei=

6) Die *αὐτονομία* und *ἰσονομία*.

7) Aristot. Polit. V, 3.

8) So bald er *ἀνυπεύθυνος* seyn will. Aristot. Polit. IV, 10. S. oben S. 166.

chen der Tyranney angesehen wird 9). Uebrigens führt sie es auch keinesweges nothwendig mit sich, daß die bestehenden Einrichtungen und Gesetze gänzlich abgeschafft werden. Sie mögen bleiben; auch der Usurpator bedarf ja einer Verwaltung des Staats; nur daß Er sich über die Gesetze erhebt. Das natürliche Ziel dieser Tyrannen war gewöhnlich ihre Gewalt bey ihrer Familie erblich zu machen. Aber wenn dieß auch in manchen Städten geschah; so hat die Herrschaft doch selten in demselben Hause sich lange erhalten. Am längsten, sagt Aristoteles 1), dauerte sie in dem Hause des Orthageras in Sicyon, weil sie sehr gemäßigt und selbst populär war, — ein Jahrhundert hindurch; und aus gleichen Ursachen beynahe eben so lange in dem Hause des Cypselus in Corinth. Aber wenn sie selbst durch solche Mittel sich nicht behaupten konnte, wie hätte sie es durch bloße Gewalt und durch den Schrecken gekonnt? Wo die Liebe zur Freyheit einmal so tief wie bey den Griechen dem Character eingedrückt ist, werden die Versuche sie zu unterdrücken nur neue Antriebe sie zu behaupten.

Nach welchem Maaßstabe soll der Forscher der Geschichte der Menschheit nun aber den Werth dieser Verfassungen messen? Bloß nach dem, welchen eine neuere Schule, die nur in der Sicherheit der Person und des Eigenthums den Zweck des Staats setzt, gebraucht wissen will? Allerdings entdecken wir auch in Griechenland das Streben nach diesem Zweck; allein zugleich ist es auch klar, daß er nur sehr unvollkommen erreicht wurde, und bey diesen Verfassungen auch nur sehr unvollkommen erreicht werden konnte. Bey den häufigen Stürmen, denen diese Staaten ausgesetzt waren, ließ jener Ruhe=

9) Man sehe Aristot. Polit. III, 14.

1) Aristot. Polit. V, 12.

stand sich nicht dauernd erlangen, in welchem der Mensch seine ganze Thätigkeit behaglich auf die Verbesserung seines häuslichen Zustandes beschränkt. Es liegt nicht in unserm Kreise über die Richtigkeit jener Grundsätze Untersuchungen anzustellen; aber leugnen läßt sich doch einmal die Erfahrung nicht, daß gerade in diesen, so mangelhaft scheinenden Verfassungen, das Herrlichste was die Menschheit aufzuweisen hat, auch am herrlichsten gedieh. Gerade jene Stürme waren es, welche die größten Geister hervorriefen, indem sie ihnen den Kreis ihrer Thätigkeit anwiesen. Nirgends war ein ruhiges Vegetiren unmöglicher als hier; wo jeder Einzelne es auf das Lebendigste fühlen mußte, daß er nur durch den Staat und mit dem Staat lebe; wo jede Erschütterung des Staats auch auf irgend eine Weise unausbleiblich ihn traf; und Sicherheit der Person und des Eigenthums viel schwankender bleiben mußten, als in wohl eingerichteten monarchischen Staaten. Wir wollen jedem sein Urtheil und seinen Maaßstab lassen; aber wir wollen die Folge daraus ziehen, daß die Formen unter denen die Menschheit sich entwickeln soll, von der Hand des Ewigen nicht so beschränkt angelegt sind, als die Schulweisheit sie bestimmen will.

Wie man aber auch immer über den Werth dieser Verfassungen urtheilen mag, so drängt sich doch von selber die Bemerkung auf, daß sie an innerer Mannigfaltigkeit alle andern übertrafen; und daher bey keinem andern Volke ein solcher Reichthum politischer Ideen practisch in Umlauf gesetzt, und darin erhalten werden konnte. Unter diesen Hunderten griechischer Städte waren vielleicht nicht zwey, deren Verfassungen sich völlig gleich gewesen wären; und keine einzelne, deren innere Verhältnisse ihre Form nicht verändert hätten. Wie vieles war nicht in jeder versucht und wieder versucht worden? Und

jeder dieser Versuche bereicherte er nicht durch neue Erfahrungen die Politic? Bey welchem Volke hätte also ein so reges politisches Leben, eine solche Summe practischer Kenntnisse seyn können, als bey den Griechen? Ist Einförmigkeit in der politischen wie der aesthetischen Welt die Mutter der Beschränktheit, und Mannigfaltigkeit dagegen die der Cultur, so war keine Nation auf einem bessern Wege wie die Griechen! Ragten auch einzelne Städte hervor, so war doch eine einzelne Stadt nicht Alles; der Glanz von Athen vermochte so wenig Corinth und Sparta, als Milet und Syracus zu verdunkeln. Jede Stadt hatte ihr Leben, hatte ihre Art zu seyn und zu handeln; und gerade weil sich jede als Etwas fühlte, so war auch jede Etwas.

Zehnter Abschnitt.

Griechische Staatswirthschaft.

Die immer steigenden Bedürfnisse der neuern Staaten beschäftigten nicht bloß die practischen Staatsmänner, sondern riefen auch Theorien hervor, über deren Wahrheit und Brauchbarkeit man jedoch noch keinesweges einverstanden ist. In der alten Welt ward Staatswirthschaft überhaupt nicht aus einem so hohen Gesichtspunct angesehen; und deshalb konnte sie auch nicht in gleichem Grade Gegenstand der Speculation werden. Ob die Welt dabey verlohren habe oder nicht? ist eine Frage, die wir lieber unentschieden lassen. Wußten die Alten es vielleicht weniger, wie wichtig die Theilung der Arbeit sey, so blieb ihnen dagegen auch die Schulweisheit der Neuern fremd, welche die Völker zu producirenden Heerden machen möchte. Auch die Griechen fühlten es, daß man produciren müsse um zu leben; aber daß man leben solle um zu produciren, ist ihnen freylich nicht eingefallen.

Mit dem Blick der Geringschätzung sollten aber die Neuern hier nicht so unbedingt auf die Alten herabsehen. Die Hauptfrage, um welche sich bey den Neuern der Streit der Theoretiker mit den Practikern dreht: ob nur baarer Geldgewinn den Reichthum der Völker bestimme, und der eigentliche Zweck ihrer Erwerbthätigkeit seyn

solle? hat schon der große Stagirite richtig gefaßt und beantwortet. „Viele, sagt er 1), setzen den „Reichthum in die Menge des geprägten Geldes, „weil man damit wuchert und handelt. Das „Geld gleichwohl ist an und für sich Tand; und „hat seine Brauchbarkeit nur durch das Gesetz; „wie es denn, wenn es außer Curs gesetzt wird, „keinen Werth mehr hat 2), noch zu der Anschaffung der Bedürfnisse brauchbar ist; so daß, „wer reich an Gelde ist, doch des nothwendigen „Unterhalts dabey ermangeln kann 3). Es ist „doch aber abgeschmackt zu sagen, daß „das Reichthum sey, bey dessen Ueberfluß man Hungers sterben kann; wie die „Fabel von jenem Midas erzählt, dem Alles was „er anführte zu Golde ward 4)."

Bey einer Nation wo das Privatleben dem öffentlichen untergeordnet ist, nicht wie bey uns das öffentliche dem Privatleben, kann schon deshalb die Erwerbthätigkeit nicht die alles verschlingende Wichtigkeit erhalten, welche die Neuern ihr geben. Die erste Sorge des Bürgers ist dort für den Staat, die zweyte für sich selbst. So lange es noch irgend etwas Höheres giebt, als den Gelderwerb, kann auch der platte Egoismus sich noch nicht so äußern als da, wo jenes Höhere verschwindet. Während in dem neuern Europa

1) Aristot. Polit. I, 9.

2) ὅτι τε μεταθεμένων τῶν χρωμένων ὀυθενὸς ἄξιου; καὶ χρήσιμον πρὸς ὀυθὲν τῶν ἀναγκαίων ἐςί. Ich vermuthe, daß Aristoteles bey dieser Aeußerung die bey den Griechen sehr gewöhnlichen Münzzeichen vor Augen hatte, wovon unten.

4) Aristoteles fand in der griechischen Sage ein noch passenderes Beyspiel, als was die Physiocraten von dem goldreichen Mann auf der wüsten Insel anzuführen pflegen.

noch die Religion die erste Angelegenheit der Staaten wie der Einzelnen war, konnte auch die Finanzwissenschaft sich wenig fortbilden, wie sehr man auch oft die Geldverlegenheit fühlte. Erst mußte Alles Höhere und Göttliche mit Füßen getreten werden, bis für jene Theorien Platz ward, die Socrates und Christus in die sterile Classe setzen. In den griechischen Staaten mußte jeder Einzelne es sich selber sagen, daß sein Wohl an das Wohl des Staats geknüpft sey; daß es nur einer Umwälzung der bestehenden Ordnung der Dinge, einer Pöbelherrschaft, einer Unterjochung von außen bedürfe, um sein Privatwohl zu Grunde zu richten; daß aller Erwerb ihm nur in so weit nutze, als der Staat bestehe. Wenn auch der daraus hervorgehende Patriotismus oft aus dem Eigennutze floß, so hatte er doch die Folge, daß das Streben des Einzelnen noch auf etwas anders als sein Privatwohl gerichtet war, ja daß dieses Privatwohl selbst dem öffentlichen nachstehn mußte. Allerdings kamen die Zeiten, wo auch dieses sich änderte; aber sie waren auch die Vorboten des Untergangs der Freyheit.

Allein noch eine andre Ursache trug in Griechenland wesentlich dazu bey, daß die Erwerbthätigkeit überhaupt, und besonders einzelne Zweige derselben, in einem andern Lichte betrachtet wurden, als bey uns. Die allgemein eingeführte Sclaverey, mochte sie häusliche Sclaverey, oder, wie in einigen Staaten, gewissermaßen Leibeigenschaft seyn, mußte darauf zurückwirken.

Man braucht, um sich davon zu überzeugen, nur einige Blicke auf die vielen Geschäfte zu werfen, welche in Griechenland durch Sclaven und Leibeigenen besorgt wurden. Dahin gehörten erstlich alle häusliche Gschäfte, welche bey uns den Dienstboten überlassen sind; und außer diesen noch

andre, wie die Aufsicht, zum Theil auch die erste Bildung und der Unterricht, der Kinder; die wir nur Personen aus einer höhern Classe anzuvertrauen pflegen. Die Eitelkeit vermehrte die Zahl dieser Hausselaven noch mehr als das Bedürfniß, seit dem es Sitte ward, viele und zugleich schöne Sclaven zu seiner Bedienung zu haben. Nicht weniger gehören dahin fast alle Arbeiten, welche bey uns Tagelöhner und Miethbediente verrichten. Es war ein Erwerb der Wohlhabenden, sich Sclaven zu halten, welche sie zu allen solchen Geschäften für ihren Vortheil ausmietheten. Alle Arbeiten in den Bergwerken wurden durch Sclaven verrichtet, die, so wie die Gruben, Eigenthum einzeiner Bürgen waren 5). Das Schiffsvolk auf den Galeren bestand wenigstens zum Theil aus Sclaven. Nicht weniger wurden, wenn nicht alle, doch die meisten Handwerke durch Sclaven getrieben. Dasselbe war durchgehends der Fall in den Fabriken und Manufacturen. Sowohl die Arbeiter in ihnen, als auch die Aufseher waren Sclaven; denn auch mit der Aufsicht pflegten sich die Eigenthümer nicht einmal zu beladen; sondern sie verpachteten das Ganze an Unternehmer, (die wahrscheinlich oft dieselben mit den Aufsehern waren,) und ihnen, nach der Zahl der Sclaven, die sie immer voll zu erhalten verpflichtet waren, ein Pachtgeld bezahlen mußten 6). Der Ackerbau ward in denjenigen Staaten, wo die Sclaven Leibeigene waren, wie in Laconica, Messenien, Creta und Thessalien, ganz durch diese getrieben. In den andern mochten die Herren sich selber mehr der Sache annehmen; allein, wie es selbst ein Strepsiades zeigt, sie thaten doch wenig mehr, als die Aufsicht führen; die Arbeit hingegen blieb den Sclaven.

5) Xenoph. de redit. spricht davon ausführlich.

6) Man sehe Petit. de Leg. Att. II. 6.

Wenn wir dieses Alles zusammennehmen, so zeigt sich deutlich, wie beschränkt die eigene Erwerbthätigkeit der Freyen bleiben mußte. Die unvermeidlichste aber, und zugleich wichtigste, Folge davon war, daß an alle diejenigen Beschäftigungen, welche durch Sclaven getrieben wurden, sich verächtliche Nebenbegriffe knüpften 7); welche nicht bloß die herrschende Meinung, sondern auch wohl ausdrücklich das Gesetz, bestätigte. Dahin gehörten besonders die Handwerker, und selbst auch die Krämer. Denn wenn gleich keinesweges alle Handwerke von Sclaven getrieben wurden, so fiel doch der Schatten auf alle zurück. „In wohleingerichteten Staaten, sagt Aristoteles 8), läßt man die „niedern Handwerker nicht einmal zum Bürgerrecht „zu;" und der Vorschlag eines andern Politikers, alle Handwerke von öffentlichen Sclaven betreiben zu lassen, wird uns jetzt nicht mehr so befremdend scheinen 9). Auch blieb dieß nicht leere Speculation; so war es einst wirklich zu Epidamnus gewesen 1). Wo der große Haufe die Macht an sich riß, ward freylich auch das Verhältniß der Handwerker günstiger. Sie konnten Bürger und selbst Magistrate werden, wie in Athen zur Zeit der Democratie 2). Aus einem nicht viel günstigern Gesichtspunct ward selbst der Kleinhandel betrachtet. In Theben befahl eine Verordnung, daß, um wahl=

7) *βαναυσοι*, artes illiberales. Es ist natürlich, daß wir keinen, die Sache genau bezeichnenden, Ausdruck besitzen; eben weil wir die Sache nicht haben.

8) Aristot. Polit. III. 5. *Ἡ δὲ βελτίστη πόλις οὐ ποιήσει βάναυσον πολίτην.*

9) Der Phaneas von Chalcedon. Aristot. Polit. II. 7.

1) Aristot. Polit. l. c.

2) Aristot. Polit. III. 4.

fähig zu einem Magistrat zu werden, man seit zehn Jahren keine Krämerey getrieben haben dürfe 3).

Es lag indessen in der verschiedenen Natur der griechischen Städte, daß diese Ideen nicht allenthalben sich gleich seyn konnten. In denjenigen Staaten, wo der Landbau die herrschende Beschäftigung war, mochten die andern Gewerbe verächtlich erscheinen. In See- und Handelsstädten, (und wie groß war nicht ihre Zahl?) mußten diese Beschäftigungen wohl aus einem andern Gesichtspunkt betrachtet werden. Allein zu dem Ansehn, wie in einigen neuern Staaten, konnten doch alle die Gewerbe, welche sich mit der Verarbeitung und dem Umsatz der Güter beschäftigten, sich nicht erheben 4). Auch in Athen, bemerkt Xenophon 5), würde man sehr gewinnen, wenn man die fremden Handelsleute, die ihrer Geschäfte wegen dahin kämen, auf eine ehrenvollere und gastfreyere Weise behandeln wollte. Der Ertrag aus dem Landeigenthum stand bey den Griechen doch immer oben an. „Das beste Volk, sagt Aristoteles 6), ist das welches den Ackerbau treibt."

Aus jener Geringschätzung der übrigen Gewerbe ging es allerdings hervor, daß viel weniger ein begüterter Mittelstand in den griechischen Staaten sich bilden konnte; welches, als die Hauptquelle ihres schwankenden Zustandes, von den Beurtheilern der Verfassungen zuerst getadelt wird. Allein jener Tadel beruht dennoch großentheils auf einer falschen Vorstellung. Es war allerdings in Griechenland herabwürdigend, jene Gewerbe mit eignen Hän-

3) Aristot. l. c.

4) Man vergleiche über diesen ganzen Gegenstand vor allen Aristot. Polit. I, 11. wo er die verschiedenen Zweige der Erwerbthätigkeit absondert und durchgeht.

5) Xenoph. de redit. Op. p. 922. Leunclav.

6) Aristot. Polit. VI, 4.

den zu treiben; allein es war keineswegs erniedrigend, sie für seine Rechnung treiben zu lassen. Man konnte Werkstäte und Fabriken besitzen, so gut wie Bergwerke und Ländereyen; und dabey zu den ersten Männern des Staats gehören. Der Vater des Demosthenes, der für einen reichen und angesehenen Mann galt, hinterließ eine Schwerdtfabrik; die der Sohn fortsetzte 7); und leicht wäre es mehrere Beyspiele aus den Rednern und dem Comiker aufzustellen. So bald man diesen Umstand im Auge behält, fällt jener Tadel der griechischen Einrichtungen zwar keineswegs ganz, aber doch großentheils weg. Die Hindernisse, welche die öffentliche Meinung der Erwerbthätigkeit in den Weg legte, trafen nicht sowohl den größern Unternehmer, als die kleinern Gewerbe. Auf diese fiel allerdings der Nachtheil, und wird sind nicht gemeint diesen verringern zu wollen.

Aber noch einmal müssen wir auf die obige Bemerkung, als den eigentlichen Grund dieser Einrichtung, zurückkommen; daß in den griechischen Staaten das öffentliche Leben über dem Privatleben stand. „Daß in jedem wohl verwalteten Staat hinreichende Musse von den Bedürfnissen des Lebens für die öffentlichen Geschäfte da seyn muß, sagt Aristoteles 8), darin kommen Alle überein; nur wie diese zu erhalten steht, darin weicht man von einander ab. Dieß geschieht indeß durch die Sclaven; sie werden aber nicht allenthalben auf gleiche Weise behandelt.“ Hier haben wir also auch den Gesichtspunct, aus welchem politisch die Sclaverey in Griechenland betrachtet ward. Durch sie ward die Classe der Bürger zu einer Art von Adel erhoben, besonders da, wo

7) Demosth. adv. Aphob. Op. II, p. 816

8) Aristot. II, 9.

sie fast ganz aus Landeigenthümern bestand. Es ist allerdings wahr, daß diese Classe durch die Arbeit der andern lebte; und in dieser Rücksicht mag man Alles, was Neuere über und gegen die Sclaverey gesagt haben, auch auf die Griechen anwenden. Ihr Ruhm besteht aber auch keinesweges darin, daß sie jene Musse auf Kosten jener niedern Classe sich verschafften; sondern in der Anwendung, welche die Edlern unter ihnen von dieser Musse machten. Nur die Wahrheit wird man nicht in Abrede stellen wollen, daß ohne jenes Mittel der Sclaverey die Cultur der herrschenden Classe in Griechenland in keiner Rücksicht das hätte werden können, was sie geworden ist; und wenn die Früchte, die diese getragen hat, für die ganze gebildete Menschheit einen Werth besitzen, so mag es wenigstens erlaubt seyn zu zweifeln, ob diese durch die eingeführte Sclaverey zu theuer erkauft seyn 9).

In jenen Einrichtungen lagen, wie von selbst erhellt, zwar allerdings einige Beschränkungen der Gewerbfreyheit; aber auf eine andere Weise wie bey uns. Sie giengen hervor aus der öffentlichen Meinung; und wenn sie der Staat gesetzlich bestätigte, so geschah es nur in Folge von dieser. Sonst mischte sich der Staat sehr wenig darein. Man sah es nicht als Zweck an, die Masse des baaren Geldes unverringert zu erhalten, oder zu vermehren; man wußte nichts von einer Handelsbilanz; und alle die daraus fließenden gewaltsamen Maaßregeln blieben daher

9) Man kann dieses um so eher behaupten, da es kaum möglich ist, über den Zustand der Sclaven in Griechenland etwas im Allgemeinen zu sagen; so verschieden war er in den verschiedenen Zeiten; den verschiedenen Ländern; und selbst wieder in demselben Lande. Ich beziehe mich in dieser Rücksicht auf die lehrreiche Schrift: Geschichte und Zustand der Sclaverey und Leibeigenschaft in Griechenland, von J. F. Reitemeyer. Berlin 1789.

natürlich unbekannt. Man hatte Zölle, so gut wie wir. Aber sie hatten nur die Bestimmung die Staatseinkünfte zu vermehren; nicht, bey den Neuern, durch Entfernung dieser oder jener Waaren die Erwerbthätigkeit zu lenken. Man findet keine Ausfuhrverbote der rohen Producte; keine Begünstigung der Manufacturen auf Kosten der ackerbauenden Classe. In diesem Sinn also war Freyheit der Gewerbe, des Handels und des Verkehrs. Und dies war Regel. Wohl mag man indeß da, wo Alles durch die Umstände, nicht nach einer Theorie sich bestimmte, einzelne Ausnahmen, vielleicht einzelne Beyspiele finden 10), daß der Staat sich auf einige Zeit ein Monopol anmaßte. Aber wie weit ist es noch von da bis zu unserm Mercantil- und Zwangssystem!

Die Wechselwirkung zwischen Nationaloeconomie und Staatsoeconomie ist zu groß und zu natürlich, als daß es nicht nothwendig gewesen wäre, hier im voraus einige Blicke auf jene erste zu werfen. Ehe wir indeß von der letztern sprechen, wird es nützlich seyn, wenige Worte über einen Gegenstand, der für beyde gleich wichtig ist, vorauszuschicken; nämlich über das griechische Geldwesen.

Ohne Geld giebt es zwar wohl eine Nationaloeconomie, aber keine Finanzen. Es wäre wichtig die Zeit zu bestimmen, wann gemünztes Geld in Griechenland zuerst in Umlauf kam, und wann es im Lande selber zuerst ausgeprägt worden; aber es ist schwer diese Fragen, besonders die erste, mit einiger Bestimmtheit zu beantworten. Bekanntlich spricht Homer nie vom Geld; und sein Stillschweigen muß hier als Beweis gelten; da er an mehr wie Einer Stelle, wo er vom Tauschhandel redet 1), es unmöglich hätte unerwähnt

10) Man sehe Aristot. de re famil. L. II.

1) Wie z. B. Il. VII, 472. Od. I, 430.

lassen können, wenn er es gekannt hätte. Dagegen können wir nach dem Zeugniß des Demosthenes mit Zuverlässigkeit sagen, daß in Solon's Zeitalter 2) gemünztes Silbergeld in den Städten Griechenlands nicht nur bekannt, sondern auch schon seit längerer Zeit in Umlauf war 3); da man auf die Verfälschung desselben bereits Todesstrafe gesetzt hatte; da er es als allgemein in den griechischen Städten gewöhnlich anführt; da manche Städte das Silber schon mit unedlem Metall versetzten. Unsre, uns noch übrige, griechischen Städtemünzen können uns zwar keine genaue Zeitbestimmungen geben, da diese nicht darauf bemerkt sind; allein mehrere derselben sind doch gewiß so alt, daß sie an das Zeitalter von Solon reichen; ja vielleicht noch darüber hinweggehn. Die Münzen von Sybaris z. B. müssen wenigstens aus dem sechsten Jahrhundert vor unsrer Zeitrechnung seyn, da diese Stadt bereits im Jahr 510 v. Chr. gänzlich zerstört ward. Die ältesten Münzen von Rhegium,

2) Um 600 v. Ch.

3) „Ich will Euch erzählen, sagt der Redner, indem er „gegen den Gesetzvorschlag des Timocrates spricht, was einst „Solon gegen jemand sagte, der ein nachtheiliges Gesetz „vorschlug. Die Städte, sprach er zu den Richtern, haben das „Gesetz, daß wer die Münze verfälscht Todesstrafe leidet. Seiner „Einsicht nach aber sey das für Privatpersonen eingeführt, „ihres Privatverkehrs wegen; die Gesetze aber seyn die Münze der Stadt. So müssen also die, welche die Gesetze verderben, weit mehr gestraft werden als die das Geld verderben, oder falsches einführen. Ja! manche Städte bestehen und blühen, ungeachtet sie ihr Silbergeld mit Erz oder „Bley versetzen; die aber schlechte Gesetze haben, gehen gewiß zu Grunde.“ Demosth. in Timocrat. Op. I, p. 763. 764. Man vergleiche damit, was Herod. III, 56. von dem verfälschten Gelde sagt, womit Polycrates die Spartaner betrogen haben soll.

Croton und Syracus, scheinen nach der Beschaffenheit ihrer Schrift ein noch vielleicht höheres Alter zu verrathen 4). Hat die Nachricht Grund, daß Lycurg bereits das Geld aus edlem Metall in Sparta verboten habe 5), so stiege dadurch das Alter der Münzen in Griechenland noch um vieles höher hinauf; und für diese Meinung spricht wenigstens die bekannte Angabe der Carischen Chronic 6), daß Phidon aus Argos im Jahr 631 (d. i. 895 v. Ch.) zuerst Silbermünze auf der Insel Aegina angefangen habe auszuprägen.

Wenn gleich die genauere Geschichte des Ursprungs des griechischen Münzwesens hier nicht weiter verfolgt werden kann 7), so glaube ich doch, geht aus den Angaben darüber Ein Hauptresultat hervor: die Anlage der Colonien, und der Verkehr mit diesen, ist die Ursache der Einführung und der Verbreitung des geprägten Geldes in Griechenland gewesen. Vor dieser Anlage kannten die Grichen noch kein geprägtes Geld. Als man anfing auf Aegina Geld zu schlagen, waren die Colonien von Vorderasien so wie einzelne in Großgriechenland 8) bereits angelegt und aufgeblüht; ja wir werden ausdrücklich berichtet, daß man das

4) Ekhel Doctr. N. V. I, p. 170—177. 242.

5) Plutarch in Lycurg. Op. I, p. 177. Seine Gesetzgebung wird 880 v. Ch. gesetz.

6) Marmor Parium Ep. XXXI. cf. Strab. VIII, p. 247. Dies fällt 15 Jahre vor der Gesetzgebung Lycurgs. Man könnte also die nicht unwahrscheinliche Vermuthung aufstellen, Lycurg habe eben deshalb das Geld aus edlen Metallen verbieten können und wollen, weil es um diese Zeit erst angefangen habe in Griechenland zu circuliren.

7) Man vergleiche darüber: Waechteri Archaeologia Nummaria. Lips. 1740. und die vorläufigen Untersuchungen in Ekhel D. N. V.

8) Wie z. B. Cumae.

Geld auf Aegina deshalb geprägt habe, um den Handel übers Meer treiben zu können 9). Daß in den Asiatischen Pflanzstädten schon früher als in dem Mutterlande Geld geprägt worden sey, läßt sich freylich wohl nicht mit Gewißheit beweisen. Aber wenn man sich der bekannten Nachricht Herodot's erinnert 1), daß die Lyder die Erfinder des geprägten Geldes aus Gold und Silber seyn, — (eine Nachricht die an und für sich nichts unwahrscheinliches hat; da man den Reichthum Lydiens an Golde kennt 2), und daß gerade an den Lydischen Küsten die blühendsten griechischen Handelsstädte lagen, so kann man es wohl nicht anders als sehr wahrscheinlich finden, daß die Griechen ihr Geldprägen, wie so viele andre Erfindungen, von Asien her erhielten; so wie auch hier die früher gemachte Bemerkung sich bewährt, daß in ihren Händen Alles umgeformt und veredelt ward. Denn noch hat kein Volk Münzen wieder geschlagen, deren Gepräge an hoher Schönheit mit dem der Griechischen Städte, vor Allen in Sicilien, wetteifern könnte.

Das Recht Geld zu schlagen ward auch in Griechenland als Vorrecht des Staats angesehen; der die Aufsicht darüber führte. So entstand jene Menge und Mannigfaltigkeit von Städtemünzen, die man an dem ihnen eigenthümlichen Gepräge leicht unterscheidet. Aber auch Völkerschaften schlugen zugleich Münzen, wie die Thessalier, Beeotier und andre, in so fern sie durch Verbindungen ein politisches Corps bildeten.

9) Strabo VIII; p. 250. Er beruft sich auf Ephorus.

1) Herod. I, 94.

2) Auch macht kein anders Volk eigentlich den Lydern diesen Ruhm wirklich streitig. Denn die Aegypter z. B. werden ohne allen Grund genannt. Man sehe Wachter l. c. Cap. IV.

Wenn gleich die griechischen Münzen sowohl aus edlem als unedlem Metall sind; so wurden sie doch anfangs nur aus edlem Metall, und zwar zuerst wahrscheinlich bloß aus Silber geschlagen. Ob die goldenen eben so weit hinaufgehn, läßt bey ihrer Seltenheit sich nicht mit Gewißheit sagen; aber die aus unedlem Metall sind gewiß später. Daß schon vor Solon's Zeiten das Silbergeld in manchen Städten mit unedlem versetzt wurde, ergiebt sich aus der oben angeführten Stelle des Demosthenes 3). In Hellas selbst kennen wir zwar keine andre Silbergruben als die auf Laurium, die jedoch sehr alt waren 4); allein die Goldgruben in Tracien und der benachbarten Insel Thasos waren nicht weniger alt, da sie schon von den Phoeniciern bearbeitet wurden. Das meiste Gold aber erhielten die Griechen aus Lydien. Doch reichte das baare Geld für das Bedürfniß der Circulation, besonders in den Handelsstädten, nicht hin; und wenn gleich die Griechen kein Papiergeld kannten, so bedienten sich doch mehrere Städte desselben Mittels, das auch in Carthago eingeführt war 5), indem sie zu Münzzeichen ihre Zuflucht nahmen. Dafür halte ich das eiserne Geld, welches in Byzanz, in Clazomene 7), und vielleicht noch in andern Städten eingeführt war 8). Gewiß also war

3) Die uns noch übrigen alten Goldmünzen indeß, haben so gut wie gar keinen Zusatz; und die silbernen wenig.

4) So daß man ihr Alter nicht bestimmen konnte. Xenoph. de red't. Op. p. 924.

5) Ideen ꝛc. II, S. 116.

6) Polux IX, 78.

7) Aristot. Oecon. II. Op. II, p. 383. Eine entscheidende Stelle.

8) Die meisten Städte, sagt Xenoph. Op. p. 922. haben Geld, das nicht auswärts gilt; deshalb müssen die Kaufleute Waare gegen Waare eintauschen. Nur Athen

den Griechen der Begriff von solchem Gelde, das nur in dem Staat Curs hatte, auswärts aber nichts galt, keinesweges fremd; wie auch aus Plato deutlich erhellt 9). Es wäre zu wünschen, wir wüßten durch welche Mittel man seinen Werth aufrecht erhalten habe.

Die Untersuchung über die Staatswirthschaft eines Volks, wie verwickelt sie auch seyn mag, läßt sich doch immer auf die Puncte zurückführen: Welches waren die Bedürfnisse? Welches die Mittel sie zu stillen? Wie wurden sie aufgebracht? Wie verwaltet? Auch die Untersuchung über die griechische Staatswirthschaft wird darauf zurückgeführt werden.

Die kleinen Gemeinwesen jenes Volks scheinen auf den ersten Blick nach dem neuern Maaßstabe kaum Bedürfnisse gehabt zu haben, die eine Staatswirthschaft nöthig machten; und in der That gab es einzelne Staaten, wie lange Zeit Sparta, ohne Finanzen. Die Magistrate wurden mit Ehre, nicht mit Einkommen belohnt. Die Krieger waren Bürger, nicht Söldner. Und wie manche unsrer öffentlichen, zum Theil sehr kostspieligen Institute, die der Staat zu den verschiedensten Zwecken unterhält, blieben damals unbekannt, weil sie weniger oder gar nicht Bedürfniß waren?

Demungeachtet finden wir das Gegentheil. Die

mache eine Ausnahme. Es war also ganz gewöhnlich, daß Städte doppeltes Geld hatten, einmal Münzzeichen, die nur in der Stadt; und zweytens Metallgeld nach seinem innern Werth, das auch auswärts cursirte, daher auch Plato de leg. V. p. 742. dieß seinem Staat einräumt.

9) Plato l. c. Das cursirende Silbergeld übrigens bestand in Drachmen, die sowohl theilweise als mehrfach, bis zu Tetradrachmen, geschlagen wurden. Daß die andern Städte bey ihrem Silbergelde den Attischen Münzfuß befolgten, findet, Ekhel, I, p. LXXXV. wahrscheinlich.

Lasten, welche die Bürger jener Gemeinwesen zu tragen hatten, nahmen allmählig zu; und wurden in den spätern Zeiten der griechischen Freyheit in vielen Staaten so groß, daß wir sie nicht anders als sehr drückend finden können. Auch Staaten schaffen sich Bedürfnisse, so gut wie die Einzelnen. Auch in Griechenland bestätigt sich die Erfahrung, daß mit dem Wachsthum der Macht und des Glanzes auch die Bedürfnisse wachsen. Wenn wir aber sie nicht nur groß sondern selbst drückend finden, so dürfen wir dabey nicht vergessen, daß nicht nur das Drückende von Abgaben keineswegs durch ihre absolute Höhe, sondern nur durch ihre Höhe in Verhältniß gegen das Einkommen bestimmt wird; sondern, was für die gegenwärtigen Untersuchungen noch wichtiger ist, weil unsre neuern Staatswirthe es ganz vergessen, daß es in republicanischen Staaten, (wenigstens in diesen vorzugsweise;) außer dem Maaßstabe des Geldes auch noch einen moralischen Maßstab giebt, wornach der größere oder geringere Druck gemessen werden muß. Wo der Bürger nur mit dem Staat und für den Staat lebt; wo die Erhaltung, wo der Bestand von diesem ihm Alles ist; wird manche Abgabe leicht, die unter andern Umständen höchst drückend seyn würde. Aber von der Wichtigkeit und dem Einfluß des Patriotismus und des Gemeingeistes auf das Abgabensystem, findet sich, so viel ich weiß, in den Theorien unsrer neuern Staatskünstler durchaus kein Capitel; weil es in ihren Tabellen für dessen Ertrag keine Rubric giebt.

Die Bedürfnisse der Staaten werden freylich zum Theil durch die Natur; aber noch weit mehr durch die Meinung bestimmt. Das wird Bedürfniß, was man dafür hält. Die Erläuterung der Staatswirthschaft eines Volks würde also sehr mangelhaft, würde nothwendig einseitig bleiben,

wenn wir auf die Ideen keine Rücksicht nehmen wollten, welche in Beziehung auf diese Gegenstände unter ihm in Umlauf waren. Die Vorstellungen der Griechen aber weichen in diesem Stück von den unsrigen gar sehr ab. Manches schien ihnen wesentlich, was es uns nicht scheint; manches was uns so vorkommt, war es ihnen nicht.

Oben an setzt der Grieche die Ehre und den Glanz seiner Stadt. In dieser Welt kleiner Freystaaten wollte jeder von ihnen sich bemerklich machen, jeder durch Etwas sich auszeichnen. Was war es aber, was eine Stadt nach griechischem Sinne verherrlichte? Zweyerley! Ihre öffentlichen Denkmähler, und ihre Feste. Daher wurden diese Gegenstände politische Bedürfnisse, in einem ganz andern Sinn als in unsern Staaten. Zu jenen gehören aber vor allem erstlich die Tempel. Keine griechische Stadt war ohne Götter, von denen sie besonders einzelne als ihre Schutzgötter verehrte. Wie hätten diese Götter ohne eigne Wohnungen seyn können? Die bildende Kunst schloß sich von selber an; weil die Statuen der Götter die Tempel nicht bloß etwa schmückten, sondern als Gegenstände der Verehrung vielmehr unentbehrlich waren. Nicht anders war es mit den Festen. Ein Leben ohne Feste wäre für den Griechen kein Leben gewesen. Aber diese Feste bestanden so wenig bloß in Gebeten als Gastereyen. Aufzüge, Chöre, Schauspiele waren dabey ganz wesentlich. Sie waren nicht blos ein Volksvergnügen bey dem Feste, sie waren das Fest selbst.

Das Alles aber stand zugleich in der engsten Verbindung mit der Religion. Der Grieche kannte nicht leicht andre öffentliche, als religiöse, Feste. Zur Ehre irgend einer Gottheit, eines Heros, wurden sie gefeyert; vor allem zur Ehre der

Schutzgottheiten der Stadt 1). Dadurch also erhielt Alles das, was wir als Gegenstand des Vergnügens anzusehen gewohnt sind, einen viel höhern Character. Es wurden Verpflichtungen, welche die Religion auferlegte; welche zu vernachlässigen nicht nur die Ehre und das Ansehn, sondern auch das Wohl der Stadt verbot. Man hätte die Götter erzürnt; und die Unfälle, welche die Stadt betroffen haben möchten, wären unfehlbar als Strafen der Götter angesehn worden. Dürfen wir uns noch wundern, wenn wir hören, daß eine Stadt in sehr ernstlicher Verlegenheit sich befinden konnte, wenn es an Geld zu der würdigen Feyer eines Festes gebrach 2)?

So eröffnete sich ein Feld, und zwar ein seiner Natur nach unbeschränktes Feld, für öffentliche Ausgaben, welches unsern Staaten beynahe gänzlich fremd ist. Selbst wo Regierungen für öffentliche Feste etwas aufwenden zu müssen glauben, beschränkt sich dieses meist auf die Hauptstadt; und noch nirgend hat, so viel ich weiß, diese Ausgabe einen eignen Artikel in einem sogenannten Budget gebildet. In griechischen Städten dagegen hätte derselbe, wenigstens in Zeiten des Friedens, den ersten Platz eingenommen. Und wer es vermag sich ganz in jene Staaten zu versetzen, wird leicht einsehn, wie manches hier zusammentraf, um diese Ausgaben zu erhöhen. Es war nicht bloß das öffentliche Ehrgefühl, welches es erheischte; nicht selten kam die Eifersucht, der Neid auf andre Städte, hinzu. Noch mehr wirkte die Nacheiferung und die Eitelkeit der Ein-

1) Meursii Graecia feriata in Gronov. Thes. Ant. Graec. Vol. VII. ist über die Feste eine der reichsten Compilationen.

2) Man sehe was Aristoteles vom Antissaeus erzählt. Op. II. p. 390.

zelnen, welche die Ausgaben zu besorgen hatten. Es waren die Reichsten der Stadt. Einer wollte den andern übertreffen. Es war die würdigste Art, wo der Reichthum sich zeigte. Und wenn auch, so viel wir wissen, es in den griechischen Städten kein so unerlaßliches Mittel wurde, wie in Rom, durch öffentliche Schauspiele sich die Gunst des Volks zu verschaffen, (vermuthlich, weil das, was in Rom doch ursprünglich freywillig war, in Griechenland geradezu als eine der bürgerlichen Pflichten und Lasten angesehn wurde, die nicht einmal einen Dank verdienten,) so mögen doch noch politische Nebenzwecke oft bey den Einzelnen mitgewirkt haben.

Allerdings hatten zwar die Tempel gewöhnlich in Griechenland eigenthümliche Besitzungen, von denen der Aufwand, den der Gottesdienst erforderte, zum Theil bestritten ward. Sie bestanden theils in den Weihgeschenken, welche besonders da, wo heilende und wahrsagende Gottheiten verehrt wurden, die Hoffnung oder die Dankbarkeit der Hülfe und Rath Suchenden weihte. Man weiß aus einzelnen Beyspielen, besonders des Delphischen Tempels, welche Schätze, reicher wahrscheinlich als Loretto oder irgend ein andrer Gnadenort des neuern Europas sie besessen hat, sich hier aufhäuften 3). Aber da sie, als den Göttern geweiht, nicht in Umlauf gesetzt wurden, so blieben es doch meist todte Schätze; ohne andern Werth als den ihnen die Kunst verlieh. Es wäre zu wünschen, wir wären über die Verwaltung der Tempelschätze etwas genauer unterrichtet: denn kaum scheint es glaublich, daß man die großen Vorräthe edlen Metalls, die nicht

3) Welche Folgen es für Griechenland hatte, als in dem heiligen Kriege die Schätze von Delphi profanirt wurden, lehrt Athen. VI, p. 231. &c.

zu Kunstwerken verarbeitet waren, ganz ungenüzt sollte liegen gelassen haben. Aber außer diesen Reichthümern bezogen die Tempel einen großen Theil ihrer Einkünfte aus liegenden Gründen 4). Es war Sitte ihnen diese zum Eigenthum zu weihen; bey der Anlage einer neuen Pflanzstadt ward gewöhnlich gleich im voraus ein Theil ihres Gebiets den Göttern gewidmet 5). Aber wenn auch von diesen Einkünften die Erhaltung des Tempels, der Priester, des übrigen, zu den Tempeln gehörigen, Personals, auch vielleicht die täglichen Opfer, die Räucherwerke und andre Unkosten bestritten wurden, so blieb darum doch die Feyer der Feste und der dabey zu machende Aufwand eine Last, welche die Gemeine zu tragen hatte.

Zu diesem Aufwande, den die Religion und die Ehre der Stadt erforderte, kamen aber auch aller-

4) Nicht bloß einzelne Aecker, sondern ganze Districte wurden den Göttern geweiht. Außer den Feldern von Cirrha wollte man ganz Phocis dem Apollo zu Delphi heiligen. Diod. XVI, p. 425. Das Gebiet des eroberten Lecythus weihte Brasidas der Pallas Thucyd. IV, cap. 116. Es ist irrig zu glauben, daß das geweihte Land hätte ungebaut bleiben müssen. Das von Cirrha blieb es, weil es mit Verwünschungen belegt war. Pausan. p. 894. Sonst ward es bald als Weideland gebraucht, besonders für das heilige Vieh; Thucyd. V, 53. bald bestellt; Thucyd. II, 68. meist aber verpachtet. Wer das Pachtgeld, *μισθώσεις τῶν τεμένων*, nicht entrichtete, war ehrlos. Demosth. in Macart. Or. II, p. 1069. An einer andern Stelle klagt der Redner darüber, wie viele Feinde er sich mit der Eintreibung dieser Pachtgelder als Demarch gehabt habe. Or. in Eubulid. Or. II, p. 1318. Zwey Pachtcontracte der Art haben sich erhalten in Mazochi tab. Heracleens. p. 145 &c. und 257. &c.

5) Man sehe Plat. de legg. IV, p. 717.

dings Ausgaben, welche die Verwaltung nöthig machte. Waren auch die eigentlichen Magistrate ohne Gehalte, so bedurfte doch der Staat vieler niedern Diener bey den Zöllen, der Policey u. s. w. die nicht unbezahlt seyn konnten 6). Dazu kam, daß auch manche der Bürgerpflichten von der Art waren, daß Bezahlung bey ihnen eingeführt werden mußte, wo sie auch früher nicht Statt gefunden hatte. Dahin gehört besonders der Beysitz in den Gerichten, der, wie die Untersuchung über den Attischen Staat zeigen wird, selbst wegen der Menge der zu Bezahlenden eine Hauptrubrik in der Ausgabe bilden konnte.

Allein die größten Kosten verursachte, bey der steigenden Macht der Staaten, das Kriegswesen zu Lande sowohl wie zur See. Allerdings waren diese Ausgaben größtentheils nur außerordentliche; da in den Friedenszeiten der Staat keine stehende Truppen und Seeleute zu besolden hatte. Allein einigen Aufwand erforderten doch auch die Friedenszeiten für die Unterhaltung sowohl der Waffenvorräthe als der Schiffe; und leider! kam es in Griechenland dahin, daß man in den mächtigern Staaten mehr den Kriegszustand wie den des Friedens als den gewöhnlichen betrachten mußte. Wenn Kriege überhaupt nicht ohne Kosten geführt werden können, so waren es doch in Griechenland zwey Ursachen welche sie für die Städte besonders kostspielig machten. Die erste war die Entstehung der Söldner. So lange die Kriege nur durch bloße Bürgermilizen geführt wurden, die keinen Sold erhielten, konnten auch die Kosten derselben nicht sehr

6) Wenn aber auch die Magistrate ohne Besoldung waren, so gab es doch Aemter, besonders solche, wobey öffentliche Cassen zu verwalten waren, welche die Innhaber sehr gewinnreich für sich zu machen wußten. Ein Beyspiel der Art findet man bey Demosthen. in Mid. O. I, p. 570.

beträchtlich seyn, da jeder auf seine eignen diente. Allein seitdem man anfing Söldner zu gebrauchen, mußte sich Alles ändern. Wir werden aber bey einer andern Gelegenheit zeigen, wie diese Sitte, durch welche der ganze politische Zustand Griechenlands am meisten und unheilbarsten zerrüttet wurde, seitdem sie einmal eingeführt war, immer zunahm. Hieraus ging die Geldverlegenheit hervor, in welche seit dem Peloponnesischen Kriege so viele griechische Städte geriethen. Die zweyte Hauptursache liegt in den Fortschritten, und der immer wachsenden Wichtigkeit, der Seemacht für die herrschenden Städte. Die Erbauung, Unterhaltung und Ausrüstung, von Geschwadern ist immer an sich kostspielig; sie mußte es in den griechischen Städten doppelt seyn, da man das Bauholz, und wie viele andre Materialien? aus der Ferne ziehen mußte. Sie ward es noch mehr, da die Städte anfiengen sich in dem Solde ihrer Seeleute zu überbieten; seitdem Persische Vorschüsse Sparta zu diesem Wetteifer in den Stand setzten 7). Dürfen wir uns wundern, wenn unter solchen Umständen jene Trierarchien, oder Beyträge der Reichen zu der Ausrüstung der Galeren, die drückendsten aller Bürgerlasten werden konnten 8)?

Wie verschieden also auch in einigen Puncten das Register der öffentlichen Ausgaben von dem unsrer neuern Staaten war, so kam es doch auch

7) Bekanntlich geschah dieß während des Peloponnesischen Kriegs sowohl von den Corinthern, Thucyd. I, 31. als von Sparta, das über 5000 Talente (6 Millionen Thaler) Subsidien zu jenem Zwecke von den Persern zog. Isocrat. de pace, Op. p. 179.

8) Ob die in Athen üblichen Trierarchien auch in andern Seestädten waren, wird nirgend gesagt; aber die Ausrüstung der Schiffe lastete doch sicher auf den Reichen. Man sehe über Corinth Thucyd. l. c.

in andern wieder damit überein. Welches waren nun aber die Quellen aus denen die öffentliche Einnahme floß? Welches also besonders das Abgabesystem?

Es giebt nur einen einzigen Staat in Griechenland, von dem sich das Genauere über diesen Gegenstand einigermaßen erhalten hat, den von Athen. Es wäre allerdings voreilig zu sagen, daß das was hier eingeführt war, auch anderswo eben so gewesen sey. Aber wenn gleich die Einrichtungen im Einzelnen sehr verschieden seyn mochten, so herrschte doch gewiß eine große Aehnlichkeit unter ihnen im Ganzen; und dieses ist es, worauf wir hier nur zu sehn haben. Dieß läßt schon das große Uebergewicht Athens, und seyn politischer Einfluß erwarten. Wie vieles mußte nicht in den Staaten, die zu seinen Verbündeten gehörten, nach seinem Muster eingerichtet werden? Und das Wenige, was wir zerstreut von den Einkünften in andern Städten hören, scheint dieß zur Gewißheit zu erheben.

Einen allgemeinen Ueberblick über diesen Gegenstand verdanken wir wiederum Aristoteles 9). Nachdem er die Staatseinkünfte in Monarchien, sowohl in Beziehung auf die allgemeine als die Provincialverwaltung 1) classificirt hat, fährt er fort: „Die dritte Verwaltung ist die der freyen Staaten. „Die Hauptquelle der Einkünfte ist in ihnen die „von dem Ertrage des eignen Bodens; die zweyte „die von den Waaren und den Märkten; die dritte die von den im Kreise herumgehenden Leistun-

9) Aristot. de re familiari. II. 1. Wird denn Keiner unsrer Humanisten sich dieses noch gänzlich vernachlässigten höchst lehrreichen Werkchens des Stagiriten annehmen?

1) ἡ βασιλικὴ und ἡ σατραπική. Wenn die Griechen von einem Reiche sprechen, schwebt ihnen immer das Persische vor Augen.

„gen 2).“ So bald man weiß, daß diese letzten eine Art Vermögenssteuern für die reichere Classe waren; die zweyte aber keine andre als Zölle und Consumtionssteuern seyn können: so ergiebt sich auch sicher im voraus die bald zu bestätigende Bemerkung, daß man in den griechischen Staaten sowohl unsre directen als indirecten Steuern kannte und einführte, wenn man sie gleich in der Kunstsprache auf andre Weise unterschied. Sie verdienen es, daß wir sie noch genauer im Einzelnen betrachten.

Die neuere Staatswirthschaft setzt unter den directen Steuern die Grund= und Häusersteuer oben an. In wie fern hatten die Griechen die eine und die andre? Allerdings kannten sie sie beyde. „In Menda, sagt Aristoteles, bestreitet man die gewöhnlichen Ausgaben der Staatsverwaltung bloß mit den Einkünften von den Häfen und Zöllen; die hingegen von dem Boden und den Häusern verzeichnet man: treibt sie aber nur in Zeiten der Geldnoth von den Steuerpflichtigen ein 3).“ Wenn dieß Beyspiel gleich deutlich zeigt,

2) *τρίτην δὲ τὴν πολιτικήν. Ταύτης δὲ κρατίστη μὲν πρόσοδος, ἡ ἀπὸ τῶν ἰδίων ἐν τῇ χώρᾳ γινομένων, εἶτα ἀπὸ ἐμπορίων καὶ δι᾽ ἀγώνων, εἶτα ἡ ἀπὸ τῶν ἐγκυκλίων.* Daß die letzten die der Reihe nach von den Reichen zu tragenden Lasten (*λειτουργίαι*) sind, ist aus den Rednern allgemein bekannt; Demosth. in Lept. in. Op. I, p. 463. Ist das *δι᾽ ἀγώνων* richtig, so sind es die öffentlichen Spiele und Panegyres, die gewöhlich mit Märkten verbunden waren; sonst könnte man auch für *ἀγώνων* leicht *ἀγορῶν* vermuthen. Der Sinn bleibt derselbe.

3) Aristot. de re famil. Op. II, 393. Menda war eine griechische Stadt an der Macedonischen Küste, unweit Potidaea.

daß die Griechen unsre Classen von directen und indirecten Steuern 4) practisch sehr wohl zu unterscheiden wußten, so bleibt dabey doch noch zweifelhaft, ob die Abgabe vom Boden eine Grundsteuer im neuern Sinn des Worts, nach dem Flächeninhalt und der Beschaffenheit desselben, oder vielmehr eine Abgabe von dem rohen Ertrage gewesen sey? Das erste ist wenig wahrscheinlich. Wir hören nirgends in Griechenland von der Entwerfung eines Cadasters, wie ihn doch das große Persische Reich hatte 5). Vielmehr scheinen, wo von Abgaben vom Boden die Rede ist, die Ausdrücke immer auf eine Abgabe vom Ertrage zu deuten. Es waren gewöhnlich Zehnten, welche sowohl von den Früchten als dem Vieh erhoben wurden; die auch Aristoteles in den zuerst angeführten Stellen ausdrücklich nennt 6). In wiefern diese Abgaben mehr oder weniger allgemein in den griechischen Städten waren, wird zwar nicht ausdrücklich gesagt; auch nicht in wie fern sie nur gewisse oder alle Länderenen trafen. Daß sie aber sehr gewöhnlich waren, wird man nach Aristoteles, der allgemein spricht, schwerlich bezweifeln.

Allgemeine Kopfsteuern waren weniger bey den Bürgern gewöhnlich, (wiewohl ich sie keineswegs gänzlich leugnen will,) als bey den Inquilinen. In den meisten griechischen Städten bildeten diese eine zahlreiche Classe der Einwohner; und mußten (wie wir es in Athen bestimmt wissen) ein Schutz=

4) Für die nicht Eingeweihten in die neuere Finanzterminologie ist es vielleicht nicht überflüssig zu bemerken, daß directe Steuern alle diejenigen heißen, welche zu einem bestimmten Ertrage für die Besteuerten aufgelegt werden; indirecte alle übrigen, vorzüglich die auf Ein= und Ausfuhr der Waaren und auf die Consumtion gelegten.

5) Ideen B. II.

6) Man vergleiche de re famil. II. 1.

geld bezahlen 7), das bald Kopfsteuer bald Vermögenssteuer seyn mochte.

Wie sehr auch immer die practische Politik bey den steigenden Bedürfnissen ihre Erfindungskraft anstrengen mag, so bestimmt doch die Natur der Staaten stets in einem gewissen Grade die Arten der Abgaben. Wo eine gemeine sich selber besteuert, werden die directen, und unter diesen die Vermögenssteuer, wohl gewöhnlich oben an stehn. Daß jeder, oder vielmehr daß die Reichern (denn bey den ärmern Classen fällt es meist von selbst weg), nach Maaßgabe ihres Vermögens zu den öffentlichen Lasten beytragen, ist eine zu natürliche Idee, als daß sie nicht sofort sich darbieten sollte. Aber wenn wir die Vermögenssteuern als die Hauptgattung betrachten, so müssen wir dabey sofort eine doppelte Bemerkung voraussschicken.

Erstlich: Die Vermögenssteuern waren keine so regelmäßige Steuern, daß sie nach einem festen Maaßstab Jahr aus Jahr ein wären bezahlt worden. Vielmehr wurde, so wie es die Umstände erforderten, die nöthige Summe decretirt; und demnächst mit großer Strenge beygetrieben. Eine Menge Beyspiele in Demosthenes und andern geben davon die Beweise 8). Es konnten also in friedlichen Zeiten vielleicht Jahre hingehn, wo keine solche zu bezahlen waren; während sie in andern sich so häuften, das Isocrates sagen konnte, es sey fast besser ein Armer als ein Reicher zu seyn, um nicht von ihnen getroffen zu werden 9).

7) τὸ μετοίκιον. Die Einrichtung und den Betrag desselben lehrt Harpocration h. v.

8) Sie heißen in Athen die εἰσφοραί. Daß sie auch in andern Städten, wenn auch vielleicht unter andern Benennungen, eingeführt waren, wird wohl Niemand leicht bezweifeln.

9) Isocrat. de Pace Op. p. 185.

Zweytens: Es gab gewisse Arten von Ausgaben, die nicht zu einem bestimmten Betrage ausgeschrieben, aber ihrer Erheblichkeit wegen nur von den Wohlhabenden und Reichen getragen werden konnten, die der Grieche unter der Benennung der Leiturgien begreift 1). Dahin gehörte theils die Besorgung der öffentlichen Feste und damit verbundenen Schauspiele, Mahlzeiten und Chöre; theils, in Athen wenigstens, vermuthlich aber auch in andern Seestädten, die Ausrüstung der Galeren. Die erste dieser Ausgaben war ihrer Natur nach permanent; die andre, wenn sie es auch nicht vollkommen war, wurde es doch beynahe. Sie giengen deßhalb der Reihe nach herum; und diejenigen, welche dieses Jahr frey waren, wurden ihr in einem andern unterzogen. Sie mußten aber, besonders die erste, eben dadurch desto drückender werden, daß sie nicht zu einem bestimmten Betrage ausgeschrieben werden konnten; weil außer dem Bedürfniß des Staats auch das Ehrgefühl der Leistenden dabey ins Spiel kam.

Vermögenssteuern haben die große Schwierigkeit, daß ihre Bestimmung die Kenntniß des Vermögens der Contribuenten vorauszusetzen scheint. Allein bey keinen andern hängt so viel von der Moralität und von dem Gemeinsinn ab, als bey ihnen. Wo diese herrschen, (und wo können sie mehr herrschen, als gerade in solchen Bürgergemeinen wie die griechischen Staaten waren?) bedarf es keiner Angaben von Seiten der Beytragenden, keiner Inquisition von Seiten des Staats. Man überläßt sie dem Gewissen der Contribuenten; und die Geschichte kennt Beyspiele solcher Staaten,

1) Im weitern Sinn; in so fern darunter nicht bloß die Ausrüstung der Schiffe, (τϱιηϱαϱχίαι) sondern auch die Besorgung der Chöre (χοϱηγίαι) und der Gymnischen Spiele (γυμνασιαϱχίαι) begriffen wurden.

in denen selbst der Verdacht einer Untreue etwas beynahe unerhörtes war 2). In den griechischen Städten, wenigstens in Athen, waren allerdings in den spätern Zeiten sehr harte Mittel in Gebrauch gegen die, welche im Verdacht der Verheimlichung ihres Vermögens waren; oder die man auch auf diese Weise necken wollte. Man konnte sie nöthigen ihr Vermögen auszutauschen gegen die von ihnen selbst angegebene Summe 3). Aber in den bessern Zeiten scheinen solche Mittel, wenn auch vielleicht erlaubt, doch nicht gewöhnlich gewesen zu seyn. Man hatte die Eintheilung in Classen nach dem Einkommen; wie sie Solons Einrichtungen in Athen gegründet hatten; nach welcher man ging. Sie setzten allerdings eine Schätzung voraus 4); ob aber in den griechischen Städten diese so genau war, wie der Census der Römer, müssen wir unentschieden lassen 5).

2) Wie in mehreren der vormaligen deutschen Reichsstädte. Der Verfasser kennt eine derselben, wo die Beyträge unbesehen in die Casse geschüttet wurden; und wo man dennoch den Ertrag des Ganzen fast genau voraus wußte.

3) Die ἀντιδόσεις. Man sehe darüber die Rede des Isocrates Op. p. 312. etc.

4) τίμημα Demosth. in Aphob. Orat. I. Op. II. p. 3. etc.

5) Allerdings scheint man in einzelnen Städten darin sehr genau gewesen zu seyn. So waren z. B. in Chios alle Privatschulden in ein öffentliches Buch eingetragen, damit man alle ausstehende Capitale kannte. Aristot. Op. II, p. 890. In der Atheniensischen Colonie Potidaea mußten, als es im Kriege an Geld gebrach, alle Bürger ihre Besitzungen genau specificirt angeben, wornach die Beyträge (εἰσφοραὶ) bestimmt wurden. Wer kein Capital, κτῆμα οὐθὲν besaß, zahlte eine Kopfsteuer, indem seine

Die *indirecten* Abgaben, in so fern wir darunter vorzüglich die auf die Einfuhr und Ausfuhr, so wie auf die Consumtion gesetzten verstehen, waren in den griechischen Staaten wahrscheinlich eben so allgemein als die bisher erwähnten. Das oben angeführte Beyspiel der Stadt Menda zeigt selbst, daß man sie, in einigen wenigstens, den directen vorzog. Allerdings mußte bey ihnen die Lage und herrschende Beschäftigung der Städte vieles entscheiden. Es war natürlich, daß für See- und Handelsstädte die Zölle eine weit ergiebigere Quelle der Einkünfte waren, als für Landstädte. Wo aber diese Abgaben eingeführt waren, da waren sie ihrer Natur nach eine *beständige* Quelle; statt daß die Vermögensteuern jedesmal aufgelegt werden mußten. Daraus ging von selbst hervor, daß sie vorzugsweise zu der Bestreitung der gewöhnlichen Ausgaben bestimmt waren.

Unsre Kenntniß von der Einrichtung des griechischen Zollwesens ist allerdings nur unvollkommen. Es ist aber nicht zu zweifeln, daß die Zölle fast allgemein verbreitet waren. Jedoch beschränkten sie sich, höchst wahrscheinlich, nur auf die Seestädte und Häfen; gewöhnlich werden sie bey diesen genannt 6); ein Beyspiel von Landzöllen ist mir nicht bekannt. Sie wurden, nach Aristoteles, sowohl von den eingehenden als ausgehenden Waaren 7) erhoben. In Athen werden die Zölle bey den Rednern häufig erwähnt; in Thessalien bilde-

Person zu einem Capital von zwey Minen (40 Thaler) geschätzt wurde; wovon er die Steuer zu entrichten hatte. Aristotel. l. c.

6) Daher der Ausdruck *λιμένας καρποῦσθαι*, die Zölle in der Häfen erheben. Demosth. , 15.

7) Aristot. l. c. *τὰ εἰσαγώγιμα καὶ τὰ ἐξαγώγιμα.*

ten sie die Hauptquelle der Einkünfte 8); nicht weniger wichtig waren sie in Macedonien 9). Als die Athenienser Herren des Aegeischen Meers waren, eigneten sie auf allen ihnen unterworfenen Inseln statt des bisherigen Tributs sich die Erhebung der Zölle zu 1). Ein gleiches geschah mit den sehr einträglichen Zöllen von Byzanz, denen der ganze Handel nach dem schwarzen Meere unterlag 2), etwa wie bey uns der Handel nach der Ostsee bisher dem Sundzolle. Eine Vergleichung, die um so eher gerechtfertigt werden kann, da die Zölle von Byzanz so gut wie die des Sundes die Veranlassung selbst zu einem Kriege geworden sind 3).

Diese Beyspiele, die sich leicht noch vermehren ließen, sind wohl völlig hinreichend die allgemeine Einführung der Zölle in den Seestädten zu beweisen. Die Grundsätze nach denen das Zollwesen eingerichtet war, beschränkten sich wohl bloß auf den Geldgewinn für den Staat, ohne daß man dabey die Absicht hatte, auf die Belebung und Leitung der eignen Industrie zurückzuwirken. Wenigstens ist es mir nicht gelungen einen Wink darüber zu finden. Der Tarif scheint aber in verschiednen Städten und bey verschiednen Waaren auch sehr verschieden gewesen zu seyn. Bey den Zöllen von Byzanz wurden zehn von Hundert vom Werth der Waaren erhoben 4). Als die Athener die Zölle in den Häfen der Verbündeten während des Peloponnesischen Kriegs anlegten, erhoben sie dagegen nur fünf von Hundert 5). In Athen selber gab es,

8) Demosth. l. c.

9) Sie wurden hier gewöhnlich für 20 Talente verpachtet; welche Summe Callistratus zu verdoppeln wußte, Aristot. Op. II. p. 393.

1) Thucyd. IV, 28.

2) Demosth. Op. I, p. 475.

3) Nämlich zwischen Byzanz und Rhodus 222 v. Chr.

4) Demosth. Op. I, p. 475.

5) Thucyd. VII, 28.

wenigstens in Demosthenes Zeiten, mehrere Artikel, die auf dem Tarif nur zu zwey von Hundert angesetzt waren 6). Dahin gehörte namentlich das in Athen eingeführte Getraide 7); und noch mehrere andre Gegenstände, wie feine wollene Gewänder und Silbergeschirr 8).

Wir unterscheiden in unserm Finanzsystem von den Auflagen auf die Einfuhr und Ausfuhr noch die auf den inländischen Verbrauch 9). Es frägt sich, ob auch diese in Griechenland eingeführt waren? Ich zweifle daran keineswegs; aber in den griechischen Städten, wie auch in Rom, und vielleicht in der ganzen alten Welt, wurden diese Abgaben nur in einer einzigen, und zwar sehr einfachen, Form erhoben. Sie waren nur an die Märkte geknüpft. Was auf diesen feil geboten wurde, bezahlte eine Abgabe; und daher wird diese nur in Beziehung auf die Märkte erwähnt 1). Daß den Consumtionssteuern in irgend einem alten Staat ein ähnlicher Umfang gegeben wäre, wie in mehreren neuern, ist mir nicht bekannt 2).

Allerdings aber gab es außer diesen einzelne Luxussteuern. So in Ephesus wer Gold auf

6) Dieß ist die πεντηκοστολόγος ἀπογραφὴ, der Tarif vom funfzigsten Pfennig. Demosth. in Mid. Op. I, p. 558.

7) Demosth. in Neaer. Op. II, p. 1353.

8) Demosth. in Mid. Op. I. p. 568. zählt verschiedene auf.

9) Accise, Licent, Consumtion rc.

1) Bey Aristot. II. p. 388. ἡ ἀπὸ τῶν κατὰ γῆν τε καὶ ἀγοραίων τελῶν πρόσοδος. Daher auch der Ausdruck: Τὰς ἀγορὰς καρποῦσθαι die Einkünfte von den Märkten erheben. Demosth. Olynth. I. Op. I, p. 15.

2) Oder will man dahin rechnen, daß in Babylon nach einem alten, in Vergessenheit gerathenen, Gesetz, das Alexanders Statthalter erneuerte, von Allen Eingebrachten der Zehente bezahlt werden mußte? Aristot. Op. II, p. 395.

den Kleidern; so in Lycien wer falsches Haar tragen wollte 3). Daß man im Fall der Noth in einzelnen Städten zu mancherley außerordentlichen Mitteln, wie zum Verkauf der Gemeindegüter 4), zur Verkaufung des Bürgerrechts, zu einzelnen Gewerbsteuern 5) wie für Wahrsager und Quacksalber, zu Monopolen die der Staat auf eine Zeitlang sich zueignete, seine Zuflucht nahm; davon hat uns Aristoteles mehrere einzelne Beyspiele aufbewahrt.

Die indirecten Auflagen, vor allen die Zölle, wurden, höchst wahrscheinlich in allen griechischen Städten, verpachtet. Die Sitte, die Einkünfte zu verpachten, hat in mehreren monarchischen Staaten der alten Welt eine noch größere Ausdehnung erhalten; in den griechischen Freystaaten scheint sie sich doch nur auf die indirecten Abgaben beschränkt zu haben. Daß in Athen die Zölle verpachtet wurden, ist bekannt; aber auch in Byzanz, in Macedonien, und anderswo war es dasselbe 6). Demosthenes unterscheidet daher drey Classen von Personen, die dabey interessirt waren: die Pächter selbst; ihre Bürgen; und die Aufseher und Einnehmer 7). Ueber die Nachtheile dieser Einrichtung wäre es überflüssig etwas zu sagen; aber haben nicht viel

3) Aristot. Oecon. II. Op. II. p. 385.

4) Wie die Byzantier. Aristot. l. c. p. 389. Auch das Folgende wird dort von ihnen berichtet.

5) Eine allgemeine Einkommensteuer von 10 p. C. von allen Gewerben wurde auf den Vorschlag des Chabrias vom König Tachos in Aegypten aufgelegt. Aristot. l. c. p. 394. Wenn gleich in Aegypten ausgeführt, ist also doch die Idee griechisch; und Pitt kommt um die Ehre, der Erfinder des Income Tax zu seyn.

6) Man sehe die schon oben angeführten Beweisstellen.

7) Demosth. O. I. p. 745. *τέλος τι πριάμενος, ἢ ἐγγυησάμενος, ἢ ἐκλέγων.* Die Pächter mußten natürlich sichere Bürgen stellen.

größere Staaten des neuern Europas sie gleichfalls beybehalten?

Eine wichtige Frage bleibt uns übrig; **wer in den griechischen Städten das Recht hatte die Auflagen zu bestimmen?** Die neuere Staatskunst hat es als einen der wichtigsten Puncte, ja! als den eigentlichen Character einer freyen Verfassung angesehen, daß die Regierung nicht eigenmächtig, nicht ohne Einwilligung des Volks, sey es unmittelbar, oder durch seine Bevollmächtigten, Auflagen ausschreiben darf. Wenn auch vielleicht in den meisten alten Freystaaten hierin dieselbe Sitte herrschte, so ist es doch auffallend, daß niemals auf dieses Vorrecht ein besondrer Werth gelegt wird; viel weniger, daß man darin den Character der politischen Freyheit gesetzt hätte. Aber theils wurde das ganze Abgabewesen, wie wir bereits oben bemerkten, nicht aus dem hohen Gesichtspunct betrachtet, wie bey uns; theils kann dieser Grundsatz seine ganze Ausbildung wohl nur da erhalten, wo das Repräsentativ-System eingeführt ist. Eigentlich ward aber der ganze Gegenstand bey den Griechen nur von einer andern Seite angesehn. Ihre Magistrate mußten die Verpflichtung anerkennen, der Gemeine **Rechnung abzulegen.** Dieß war der Character der Freyheit 8). Wo aber die Gemeine dieß Recht behauptet, ist es schon an und für sich viel weniger wichtig, wer die Auflagen ausschreibt.

Kaum aber läßt sich jene Frage in den griechischen Städten im Allgemeinen beantworten. Denn theils ist es nicht zu bezweifeln, daß die Verschiedenheit der Verfassungen auch hierin wieder Verschiedenheit hervorgebracht habe. Wenn wir aber dieses, aus Mangel an Nachrichten, nur als Vermuthung aufstellen können, so ist es dagegen gewiß, daß die

8) Man sehe **oben** S. 181.

Verschiedenheit der Abgaben selber einen solchen Unterschied erzeugen mußte.

Die regelmäßigen und fortdauernden Ausgaben waren durch Gesetze bestimmt; die zum Theil ausdrücklich alte Gesetze genannt werden 9). Die Summe, welche in Athen jährlich auf die öffentlichen Opfer gewendet werden sollte, war in Solons Gesetzen zu 6 Talenten bestimmt 1). Dazu bedurfte es also keiner weitern Bewilligungen. Die Tarife der Zölle und der Consumtionssteuern waren gleichfalls bleibende Gesetze, welche, schon weil sie so genannt werden 2), ohne allen Zweifel durch das Volk bewilligt waren; dem es natürlich auch frey stand, Abänderungen darin zu machen. Nicht weniger ruhten auch die im Kreise herum gehenden Abgaben, die Trierarchien und Choragien, auf alten Gesetzen 3); wenn es gleich bey diesen, besonders bey den erstern, die Natur der Dinge mit sich brachte, daß die Zeitumstände auf sie den größten Einfluß haben mußten; weswegen auch in Nichts anderm so viel und so oft geändert worden ist, als gerade darin. Daß diese Einrichtungen und ihre Veränderungen nicht ohne Bewilligung der Gemeine gemacht werden konnten, wird Niemand bezweifeln, der weiß, daß Alles was bey den Griechen Gesetz, *νόμος*, hieß, aus dieser Quelle fließen mußte.

Wie war es aber mit jenen außerordentlichen, aber nicht viel weniger als beständigen, Auflagen, jenen Vermögenssteuern, die wir unter dem Nahmen der Tribute, (*εἰσφοραί*) begriffen haben? Zwar scheint es in Staaten, wo die höchste Gewalt bey einer Bürgergemeine ruht, so natürlich, daß diese nur allein darüber bestimmt, daß es fast über-

9) Demosth. Op. I, p. 462.

1) Man sehe Lysias in Nicomach. Or. Gv. V, p. 856.

2) *Νόμοι τελωνικοὶ*, Demosth. I, p. 732.

3) Demosth. I, p. 462.

flüssig scheinen könnte, die Frage aufzuwerfen. Gleichwohl wissen wir, daß es in Rom anders war; daß hier nicht das Volk, sondern lediglich der Senat, die Abgaben bestimmte. Aber in Athen war es nicht so! Man braucht nur irgend eine der Staatsreden des Demosthenes zu lesen, um sich zu überzeugen, daß die Geldbeyträge auch jedesmal durch die Gemeine bewilligt werden mußten. Allerdings wäre es voreilig, den Schluß von Athen sofort auf alle übrige griechische Staaten machen zu wollen. Aber wo gelegentlich von Finanzeinrichtungen in den übrigen Staaten gesprochen wird, (in so fern sie nicht unter einem Tyrann standen 4)), geschieht es immer in solchen Ausdrücken, daß man daraus auf die nothwendige Bewilligung des Volks oder der Bürgergemeine zurückzuschließen berechtigt ist 5).

Desto größere Verschiedenheiten scheinen aber in der Verwaltung der Staatseinkünfte, nicht nur in den verschiedenen Staaten, sondern auch in demselben Staat zu verschiedenen Zeiten, Statt gefunden zu haben. Es liegt in der Natur der Dinge, daß zu denjenigen Stellen und Behörden, welche

4) Wo Tyrannen sich aufgeworfen hatten, schrieben auch diese nach Gefallen Auflagen aus, da sie nicht ὑπεύθυνοι waren; und erlaubten sich auch für ihre Finanzen mancherley Kunstgriffe, wie Verfälschung der Münzen u. s. w. wovon Aristoteles Oecon. L. I. mehrere Beyspiele aufbehalten hat. Wo sie aber nur einen Schein des Anstandes beobachten wollten, wie Dionysius I. in Syracus, der sich doch sonst so viel erlaubte, wurde die Sache von ihnen an die ἐκκλησία gebracht. Aristot. l. c.

5) In den Beyspielen die Aristot. l. c. von Clazomene, Potidaea u. a. beybringt, heißt es immer, ἐψηφίσαντο, auch wohl νόμον ἔθεντο, welches bekanntlich nur von Volksschlüssen verstanden werden kann.

damit beauftragt sind, immer das größte Zudrängen seyn wird; und schon daraus erklären sich jene Veränderungen. Mußte aber nicht außerdem die Mannigfaltigkeit der Verfassungen darauf einwirken? Läßt es sich anders erwarten, als daß in denjenigen Staaten, wo gewisse durch Reichthum und Herkunft hervorragende Geschlechter sich an die Spitze gestellt hatten, sich diese auch vorzugsweise die Verwaltung der öffentlichen Gelder werden zugeeignet haben? Schon in den beyden Hauptstaaten Griechenlands zeigt sich die auffallendste Verschiedenheit. In Athen führte der Rath der fünfhundert die oberste Aufsicht über die öffentlichen Gelder; in Sparta hatten die Ephoren dieses an sich gebracht. Welche Verschiedenheit läßt sich also nicht auch in den andern griechischen Städten erwarten? Gewiß war es auch so mit den Beamten, die mit der Erhebung und dem Rechnungswesen beauftragt waren. Aber die Geschichte hat uns außer Athen darüber so gut wie gar keine Nachrichten aufbehalten.

Unter allen Staaten sind vielleicht freye Stadtverfassungen am wenigsten dazu geschickt, daß sich ein künstliches Finanzsystem ausbilden könnte. Die Bedürfnisse selbst, so wie die Mittel sie zu befriedigen, sind hier gewöhnlich sehr einfach. Neuerungen sind schwer, weil erst die Einwilligung der Gemeine dazu nöthig seyn würde. Die welche sie vorschlagen würden, könnten dabey schwerlich auf Dank zählen; eher auf Haß, und selbst auf Verfolgung. So läßt man es hier gern möglichst bey dem Alten; und nimmt, wenn außerordentliche Bedürfnisse eintreten, auch lieber zu außerordentlichen Mitteln, für den Augenblick berechnet, seine Zuflucht, ehe man die bestehenden Einrichtungen ändern sollte. Anders ist es in großen Monarchien! In ihnen schreitet Alles fester und regelmäßiger fort; und wenn auch die Praxis nicht sowohl auf einer

wissenschaftlichen Ansicht, als auf gewissen Maximen ruht, so ist es doch hier, wo eigentlich ein künstliches Finanzsystem sich ausbilden kann. Die Frage: wobey die Völker sich besser gestanden haben? mag die Geschichte beantworten. Aber wenn unsre neuern Theoretiker deshalb verächtlich auf die Griechen herabblicken wollen, weil sie ihre Lehren nicht kannten; so mögen sie sich auch erinnern, daß sie so glücklich waren, ihrer viel weniger zu bedürfen. Wo die Natur dem Menschen hinreichend vorgearbeitet hat, ihm sein Daseyn zu erleichtern, wo der zu stillenden Bedürfnisse weniger sind, steht auch deswegen die Erwerbthätigkeit, die doch nur auf unser physisches Wohlseyn Beziehung hat, auf einer niedern Stuffe. Man kann auf Otaheite glücklich leben, ohne das System von Adam Smith; und wenn die Theilung der Arbeit jenen Insulanern mehr Erwerb verschaffte, würde sie sie deshalb schwerlich zufriedener machen, weil sie dort des Erwerbs weniger bedürfen. Aber auch in unsern Staaten, wo die Theorien der Staatswirthschaft auf das feinste ausgesponnen sind, — wie viel Notiz nehmen denn von ihnen die Practiker? Liegt denn die Schuld davon bloß an diesen, oder an den Theorien, — oder vielmehr an beyden?

Eilfter Abschnitt.

Griechisches Gerichtswesen.

Wenn in unsern jetzigen Staaten das Gerichtswesen einen für sich bestehenden abgesonderten Zweig in der Constitution bildet; so war es ganz anders in den griechischen Staaten. Hier war es mit der übrigen Verfassung so eng verschlungen, daß es selbst in der Untersuchung kaum davon getrennt werden kann. In dem griechischen Alterthum giebt es aber schwerlich einen andern Gegenstand, der so verwickelt, und so schwer darzustellen wäre; und doch ist ohne diese Kenntniß keine richtige Ansicht der Staaten des Alterthums möglich. Die Aufgabe ist hier jedoch darauf beschränkt: die allgemeinen Ideen darüber zu entwickeln, ohne in das Einzelne der Attischen Gerichtsverfassung herein zu gehen. Was darüber zu sagen seyn möchte, wird bey der Untersuchung über diesen Staat seinen Platz finden.

Es ist nicht allein, wenn gleich vorzüglich, der Mangel an Nachrichten, der, bloß mit Ausnahme Athens, diese Untersuchung bey den griechischen Staaten erschwert. Die große Mannigfaltigkeit sowohl, als auch das Fremdartige der Einrichtungen würde selbst bey einem Reichthum von historischen Quellen uns die Uebersicht schwierig machen. Es ist, um eine richtige Ansicht zu fassen, durchaus nothwendig, einige Blicke auf das Historische zu werfen.

Das griechische Gerichtswesen hat sich bloß nach Zeit und Umständen gebildet. Deswegen war schon nicht leicht zu erwarten, daß die Gestalt, in der es nachmals erscheint, den Forderungen einer Theorie entsprechen würde. Wir müssen bey manchem Puncte uns begnügen zu sagen, so war es; ohne immer befriedigende Gründe angeben zu können, warum es gerade so war?

Die Gerichtsverfassung eines Volks wird immer von sehr einfachen Anfängen ausgehn. Sie muß, wo man ihre Fortbildung bloß den Umständen und dem Bedürfniß der Zeit überläßt, immer verwickelter werden, so wie bey dem Fortschritt der Cultur neue Verhältnisse in der Nation selbst, und mit dem Auslande entstehn. In dem Heldenalter saßen gewöhnlich die Könige selber zur Recht; wiewohl Schiedsrichter auch keineswegs ungewöhnlich waren 1). Es gab keine geschriebne Gesetze; das Herkommen und der gesunde Menschenverstand, von der Gerechtigkeitsliebe geleitet, entschieden.

Das zuerst fühlbar werdende Bedürfniß, wenn Völker sich nur etwas über den rohen Zustand der Wilden erheben, ist das der Sicherheit der Personen und demnächst des Eigenthums. Von Criminal- und Policeygesetzen gingen immer die Gesetzgebungen der Völker aus; die Bestimmungen des bürgerlichen Rechts entstanden erst später und langsam; weil sie nicht früher nöthig waren. Die ältesten Gerichtshöfe der Griechen entstanden zum Theil schon sehr früh; wahrscheinlich noch unter den Königen. Sie waren zunächst bestimmt über das Verbrechen des Mordes und andrer daran grenzender zu richten. So war es mit dem Areopagus, dem ältesten Gerichtshof, den die Griechen kannten; und das Alter von andern reichte nicht viel weniger weit hinauf.

Die königlichen Regierungen verschwanden, und

1) S. oben S. 91.

die Volksgemeinen traten an ihre Stelle. Die schon vorhandenen Gerichtshöfe wurden darum nicht abgeschafft; wenn sie gleich in dem Verlauf der Zeit bey der Umwandelung der Verfassungen manche Veränderung erfahren mußten.

In den Staaten des neuern Europas ging großentheils die Form der Gerichtsverfassung aus der Form der Feudalverfassung hervor. In dieser bildete sich eine Stuffenfolge der Lehnshierarchie; und daraus entstand der Grundsatz: Jeder könne nur gerichtet werden von seines Gleichen. So mußte also eine Verschiedenheit der Gerichte entstehn. Der unmittelbare Kronvasall erkannte nur die für seine Richter, welche auf derselben Sprosse der Lehns-Hierarchie mit ihm standen. Der Freye und der Leibeigene konnten nicht vor demselben Gerichte stehen.

Jener Grundsatz, von seines Gleichen gerichtet zu werden, herrschte allerdings auch bey den Griechen. Die Anwendung desselben mußte aber ein ganz anders Resultat zur Folge haben. Die Gemeine bestand aus Bürgern, die sich einander gleich waren, oder es doch seyn sollten. Vor ihr wurden alle sie angehende Sachen verhandelt; also auch Klagen. So ward die Gemeine Richter; und der Grund zu den Volksgerichten war gelegt. Eine politische Idee ward nun herrschend, welche uns bey unsern Verfassungen gänzlich fremd ist: daß es ein wesentliches Attribut des Bürgers sey, Antheil an Gerichten zu haben. Selbst in denjenigen unsrer neuern Staaten, welche sonst so viel Aehnliches mit den griechischen hatten, den deutschen Reichsstädten, konnte diese Idee nicht aufkommen und angewandt werden. Die Gesetze eines alten Volks, in einer alten Sprache geschrieben, waren in ihnen angenommen; es gehörten gelehrte Kenntnisse dazu, sie zu verstehen und anzuwenden, in deren Besitz nicht jeder seyn, oder sich setzen konnte. Dieß war in

Griechenland nicht. Die Gesetze waren in der Landessprache; und wenn sie gleich allerdings allmählig sich häuften, so blieben sie doch allen zugänglich. Auch war es nicht nothwendig, sie im Gedächtnisse, und immer gegenwärtig zu haben. Der Redner hatte, wenn er sprach, einen Vorleser neben sich mit der Abschrift derselben. So oft er sich auf welche bezog, ließ er sie ablesen; wie eine Menge Beyspiele bey Demosthenes und andern zeigen. Die ganze Verhandlung war aber mündlich. Die Richter hatten nicht nöthig, Acten zu lesen; sie hörten zu, und gaben ihre Stimmen.

Dieß Alles scheint sehr einfach, und leicht zu übersehen. Und dennoch ward das Gerichtswesen der Griechen, wenn wir nach dem einzigen Staate urtheilen sollen, wo wir es genauer kennen, in Athen, so verwickelt, daß selbst den Kennern des Alterthums es schwer wird, sich aus diesem Labyrinth zu finden. Am ersten verirrt man sich in demselben, wenn man, vergessend, daß sich hier Alles nur mit dem Fortgange der Zeit practisch, keineswegs aber systematisch, gebildet hatte, dennoch in den theoretischen Ideen den Faden der Ariadne sucht.

Die erste und wichtigste Schwierigkeit zeigt sich in der Bestimmung des characteristischen Unterschiedes zwischen den öffentlichen und den Privatgerichten. Dieser Unterschied war nicht bloß allgemein in den wirklich bestehenden Staaten, selbst Plato in seinem Entwurf einer Mustercolonie geht sofort davon aus 2). Ja! beyde Arten hatten sich so scharf von einander geschieden, daß auch der Sprachgebrauch ganz verschiedne Ausdrücke für die einen und die andern, nicht bloß in

2) Plato de legg. l. VI. Vol. IV, p. 282.

den allgemeinen sondern auch in den speciellen Beziehungen, festgesetzt hatte 3).

Allerdings lagen auch bey dieser Eintheilung gewisse allgemeine Ideen zum Grunde, nach denen sie schon Plato unterscheidet. „Die eine Art der Rechtshändel, sagt er 4), ist die, wenn ein Privatmann einen anderen Privatmann, sich beklagend, von ihm Unrecht erlitten zu haben, vor Gericht zieht. Die andere hingegen wenn jemand glaubt, der Staat sey von einem der Bürger beleidigt, und wenn er dem Staat zu Hülfe kommt.“ Nach dieser Erklärung scheint nichts einfacher, als der Unterschied zwischen Staatsprocessen und Privatsachen. Vergleichen wir aber die eine und die andere Classe nach den darunter begriffenen Gegenständen, so erblicken wir manches als Staatssache aufgeführt, was uns nicht in diese Classe zu gehören scheint 5). Zwey Ursachen haben dieß bewirkt.

Die erste liegt in der ganzen Ansicht, die der Grieche von dem Verhältniß des einzelnen Bürgers zum Staat hatte. Die Person des Bürgers galt in diesen Staaten sehr viel; und mußte viel gelten, weil an den Besitz des Bürgerrechts der ganze persönliche Zustand geknüpft war. In

3) Eine öffentliche Klage heißt γραφὴ und κατηγορία, jemand anklagen διώκειν, angeklagt werden φεύγειν τὴν γραφήν. Eine Privatklage δίκη, jemand anklagen εἰσάγειν und εἰσφέρειν τινὶ δίκην, angeklagt seyn ἀφείλειν τινὶ δίκην. Dieß waren wenigstens die Ausdrücke in Athen.

4) Plato l. c.

5) In Athen gehörten z. B. in diese Classe neben mehreren andern Mord, vorsätzliche Verwundung, Ehebruch u. s. w. Eine Aufzählung sowohl der öffentlichen als der Privathändel findet man bey Sigonius de republ. Athen. L. III. und demnächst bey Potter Archaeologie B. I. S. 262 ic. der Ausgabe von Rambach.

dem einzelnen Bürger ward daher auch gewissermaßen immer der Staat beleidigt; und in so fern hätte fast jede dem Einzelnen angethane Unbilde auch als Sache des Staats angesehen werden können. Indessen trat doch hier schon ein Unterschied ein, je nachdem die Beleidigungen schwerer oder leichter waren; je nachdem sie die Person oder das Eigenthum trafen.

Allein dazu kam ein zweyter Umstand, daß großentheils das Herkommen es bestimmte, was öffentliches Verbrechen, was Privatsache war. Was aber das Herkommen einmal bestimmt hatte, das galt als Gesetz. Wer mag aber noch die vielleicht oft sehr zufälligen Ursachen auffinden, durch welche in diesem oder jenem Zeitraum diese oder jene Klage zu einer öffentlichen Sache geworden war?

Es möchte also ein vergebliches Bemühen seyn, die Grenzlinie hier scharf nach den Gegenständen ziehen zu wollen. Man kann z. B. nicht sagen, alle Criminalfälle gehörten zu den öffentlichen Sachen; wiewohl allerdings die meisten oder doch die wichtigsten dazu gehörten. Man kann nicht sagen, nur Verbrechen gegen den Staat gehörten dahin; wiewohl allerdings im Ganzen dieser Begriff dabey zum Grunde lag. Man muß vielmehr dabey stehn bleiben, das Herkommen hatte gemacht, daß gewisse Classen von Verbrechen als Staatssachen, andre aber als Privatsachen angesehen wurden. Sehr scharf aber waren, wenigstens in dem Attischen Recht, die Bestimmungen darüber. Es war in demselben genau festgesetzt, welche Klagen öffentliche, und welche dagegen Privatsachen waren.

Der Character von beyden unterschied sich aber nun sofort wesentlich dadurch, daß bey öffentlichen Sachen die Klage von **jedem** Bürger; bey Pri-

vatsachen dagegen nur von dem Beleidigten oder seinen nächsten Verwandten angebracht werden konnte 6); weil dort der Staat, oder die ganze Gemeine, hier aber nur der Einzelne als der beleidigte Theil angesehen ward.

Wer aber auch der Kläger war, so mußte er bey öffentlichen= wie bey Privat=Sachen seine Klage bey einem Magistrat anbringen, und bestimmt das Verbrechen angeben, auf welches er den Beschuldigten anklagen wollte. Der Magistrat, bey dem die Sache anhängig gemacht war, mußte nun den Proceß instruiren, so daß er vor die Richter gebracht werden konnte. Diese Richter waren entweder die ganze Gemeine; oder einzelne Dicasterien; besser vielleicht Volkscommissionen genannt. Denn die Gerichte bestanden meist aus sehr zahlreichen Versammlungen, deren Beysitzer, durch das Loos aus der Bürgerschaft bestimmt, in Athen dreyßig Jahre alt, von gutem Ruf, und dem Staat nichts schuldig seyn mußten. Sie wurden in Eid und Pflicht genommen; und vor ihnen sprachen die Redner, sowohl die Ankläger als die Vertheidiger, denen eine bestimmte Zeit zugemessen war; die Zeugen wurden verhört; und — die Sache so weit verhandelt, daß das Gericht sein schuldig oder nicht schuldig aussprechen konnte 7). Im ersten Fall kam es nun auf die Bestimmung der Strafe an. War diese durch das Gesetz bestimmt, so ward sie sofort ausgemacht; war das Vergehen von der Art, daß dieß nicht der Fall war, so mochte erst der Beklagte selber die Strafe schätzen, deren er sich schuldig glaubte; worauf demnächst das Gericht entschied.

Jene Gerichtshöfe waren also ihrer Einrichtung und Bestimmung nach nichts anders, als un=

6) Man sehe die Beweise bey Sigonius l. c.

7) Dieß geschah in Athen theils schriftlich auf Täfelchen, theils durch weiße und schwarze Bohnen.

fre geschwornen Gerichte; nur mit dem Unterschied, daß sie bey uns nur aus einem Dutzend Beysitzern, in den griechischen Städten aber nicht selten aus mehreren Hunderten bestanden. Nicht zu verwundern, da sie ja eigentlich nur die Stelle der ganzen Gemeinde vertraten, oder als Ausschüsse aus ihr angesehen werden mochten; weil, seitdem die Klagen sich zu sehr häuften, die Gemeinde nicht bey jeder Gelegenheit sich versammeln konnte. Es ist aber, wo die Beysitzer so zahlreich waren, wie z. B. in der Heliaca zu Athen, auch wohl kaum glaublich, daß jede einzelne Rechtssache vor der ganzen Versammlung verhandelt sey. Viel wahrscheinlicher ist es, zumal wenn die Klagen sehr sich häufften, daß derselbe Gerichtshof mehrere Abtheilungen bildete, in welchen auch mehrere Rechtssachen zu gleicher Zeit verhandelt werden konnten 8).

Bey jenem Unterschiede zwischen öffentlichen und Privatklagen möchte man erwarten, daß auch die Gerichtshöfe, vor welchen die einen und die andern angebracht werden, verschieden gewesen seyn. Dennoch war dieses nicht der Fall; Klagen der einen und auch der andern Art konnten in einem und demselben Gerichtshofe anhängig gemacht werden. Die Verschiedenheit mußte also in den Rechtsmitteln 9), welche beyden Partheyen zu Geboten standen, und in dem Gange des Processes liegen. Was uns befremdend scheinen kann, ist, daß so wenig feste Bestimmungen darüber gewesen zu seyn scheinen, welche Klagen vor jeden Gerichtshof gehörten;

8) Keineswegs aber ist hiermit gesagt, daß alle Rechtssachen vor jene großen Gerichtshöfe gebracht werden mußten. In Athen z. B. hatten die Policeybeamten auch eine Jurisdiction; und die in ihr Fach schlagenden Sachen scheinen sofort durch sie abgeurtheilt zu seyn.

9) Wie z. B. die *παραγραφή*, die *ὑπωμοσία* u. a. in den öffentlichen Rechtshändeln. Sigon. l. c. III, c. 4.

so daß es umsonst seyn würde, darüber allgemeine Bestimmungen festsetzen zu wollen. Aber haben wir nicht noch jetzt in England den Beweis, wie vergeblich es ist, da wo eine Gerichtsverfassung bloß nach den Umständen sich fortbildete, genaue Bestimmungen erwarten zu dürfen? Die Criminalsachen gehören dort freylich ausschließend vor die Kingsbench; aber in die Civilsachen theilen sich mit ihr zugleich der Court of common pleas, und der Court of Exchequer: ohne daß, mit wenigen Ausnahmen, gewisse Classen von Klagen vor diesen oder jenen Gerichtshof ausschließend gehörten.

Was wir bisher über die Einrichtung der Gerichte sagten, ist zwar zunächst von Athen entlehnt, indeß hat es keinen Zweifel, daß diese Untersuchungen auch eine weitere Anwendung auf die andern Griechischen Städte leiden. Gleichwohl zeigt sich dennoch bey ihnen Eine große Verschiedenheit. Wenn die Volksgerichte wahrscheinlich in den meisten derselben eingeführt waren, so gab es dagegen andre, wo sie nicht Statt gefunden zu haben scheinen. Denn wenn ich Aristoteles recht verstehe, so gab es in Sparta keine Volksgerichte, sondern alle Processe wurden, wie es auch in Carthago der Fall war, von Magistraten entschieden 1). Hätte Sparta Volksgerichte gehabt, würden sie nicht erwähnt werden? Allein wenn überhaupt Aristoteles sagt: daß es der Hauptcharacter der Democratie sey, daß alle über alle urtheilen 2), dürfen wir nicht daraus schließen, und bringt es nicht die Natur der

1) Aristotel. Polit. II, 11. καὶ τὰς δίκας ὑπὸ τῶν ἀρχείων δικάζεσθαι πάσας, καὶ μὴ ἄλλας ὑπ' ἄλλων, ὥσπερ ἐν Λακεδαίμονι. Ist aber das δίκας hier von Rechtssachen überhaupt, oder nach dem strengern Sprachgebrauch nur von Privatsachen zu verstehen?

2) Aristot. Polit. VI, 2.

Dinge mit sich, daß da, wo die Herrschaft von Wenigen sich bildete, die Volksgerichte verschwanden?

Das Beispiel von Athen zeigt auf eine auffallende Weise, wie die Einrichtung dieser Volksgerichte den ganzen Character eines Staats vorzugsweise bestimmen konnte. Aber daß dieß in Athen möglich war, davon lag doch wohl die Hauptursache in der großen Ausdehnung, welche hier den *öffentlichen Anklagen*, wo jeder, *der wollte, den Kläger machen konnte*, gegeben war. Nach der ganzen Organisation der griechischen Stadtverfassungen läßt es sich nicht bezweifeln, daß auch in den meisten übrigen griechischen Städten Volksgerichte statt fanden, die, wenn sie auch nicht ganz dieselbe Form wie zu Athen, doch eine ähnliche hatten. Wenn wir hören, daß der Ostracismus auch in Argos 3), der Petalismus in Syracus eingeführt war, so setzt dieß das Daseyn von Volksgerichten voraus. Aber ob den Staatshändeln anderswo ein gleicher Umfang wie in Athen gegeben war, ob so viele Sachen, die nach unsern Begriffen nur den einzelnen Bürger, nicht den Staat als Staat angehen, dennoch als Staatssachen betrachtet wurden, darüber sind wir leider! gar nicht unterrichtet.

Und dennoch mußte auf diesen, von denen die über griechisches Gerichtswesen geschrieben haben, (weil sie immer nur Athen, und das Juristische mehr als das Politische vor Augen hatten), gänzlich übersehenen Punct, wohl practisch das Meiste ankommen. Je beschränkter die Anzahl der öffentlichen Klagen blieb, um desto geringer war auch die Möglichkeit, ohne erlittene persönliche Beleidigung sie anhängig zu machen. Wer das Verzeichniß der öffentlichen Klagen in Athen übersieht, wird darun-

3) S. oben S. 188.

ter viele finden, die ihrer Natur nach sehr unbestimmt waren. Darin lag also die große Leichtigkeit, jemand einen Staatsproceß, wie man sich ausdrückt, an den Hals zu werfen. Nun denke man sich ein Zeitalter, wo überhaupt die Moralität gesunken war, und man wird es begreifen, wie seit dem Peloponnesischen Kriege jene Brut der Sycophanten in Athen aufkeimen konnte, über welche die Klagen bey den Rednern so laut sind; und wogegen alle Maaßregeln, indem man ihnen Gefahr und Strafen aufbürdete, wenn die Klage grundlos befunden ward, (Einrichtungen, welche erst die Größe des Uebels erzeugte,) wenig oder nichts halfen.

War es in andern Städten, war es wenigstens in denen, welche eine democratische Verfassung hatten, damit eben so schlimm als in Athen? Die Geschichte verläßt uns hier in so fern, daß sie über den Umfang der Staatsprocesse und Volksgerichte uns fast nichts aufbehalten hat. Wenn aber auch in Athen mehrere besondre Ursachen hinzukamen, theils in dem Nationalcharacter, theils in der politischen Macht Athens liegend, (denn die Wichtigkeit der Staatsprocesse steigt gewissermaßen im gleichen Verhältniß mit der Wichtigkeit des Staats), diese Classe von Processen zu vervielfältigen; so soll damit nicht behauptet werden, daß sie in den meisten der übrigen griechischen Staaten viel geringer gewesen seyn. Volksgerichte sind die Quelle politischer Umwälzungen; und welche Staaten waren daran fruchtbarer als die griechischen? Der Mann von Einfluß ist gerade derjenige, der, nie ohne Neider, es am ersten zu erwarten hat, in den Anklagestand versetzt zu werden, wo man so leicht den Grund zu einer Klage gegen ihn auffinden kann; allein der Mann von Einfluß hat auch die meisten außergerichtlichen Mittel, sich in diesem Falle zu

helfen. Er ergreift, wo er sich stark genug fühlt, mit seinem Anhange die Waffen, und statt sich selber aus der Stadt verweisen zu lassen, jagt er lieber seine Feinde zur Stadt hinaus, und der Proceß hat ein Ende. Kennten wir die Geschichte der zahllosen Staatsumwälzungen in der griechischen Welt genauer, wie oft würden diese Erscheinungen wiederkehren? Aber wenn wir sie auch nicht immer mit historischen Beweisen belegen können, so sind sie doch im Ganzen nicht zu bezweifeln; und jener enge Zusammenhang, der hier zwischen den Staaten und ihrer Gerichtsverfassung statt fand, wird daraus deutlich.

Zwölfter Abschnitt.

Griechisches Kriegswesen.

Wie reich auch Griechenland an Kriegen seyn mochte, eine hohe Ausbildung der **Kriegskunst** stand doch kaum hier zu erwarten. Die Verfassungen und der ganze politische Zustand legten zu viele Hindernisse in den Weg; zur Kunst im vollen Sinne des Worts ist der Krieg erst da geworden, wo es stehende Heere gab. Die Geschichte hat davon bereits den Beweis vollständig geführt. Bey andern Einrichtungen haben zuweilen einzelne große Feldherren gezeigt, was das Talent vermochte; aber was sie leisteten, blieb persönlich. Außerdem setzt auch der Umfang der Staaten in einem gewissen Grade der Ausbildung Grenzen. Allerdings lassen sich diese da, wo so vieles von dem Genie und den Umständen abhängt, nicht genau bestimmen; aber das Materielle kommt doch nothwendig in Betrachtung. Das Fortschreiten und die Vervollkommnung der Kriegskunst erfordern Versuche, die zu sehr ins Große gehn, als daß kleine Staaten sie anstellen könnten.

Seitdem die Republicanischen Verfassungen der Griechen gegründet waren, bestanden ihre Heere aus **Bürgermilizen**. Jeder war verpflichtet, in ihnen zu dienen, in so fern der Staat nicht selber Ausnahmen machte. In Athen dauerte diese Verpflichtung vom achtzehnten bis zum achtund-

funfzigsten Jahr; ob es in den andern Städten eben so war, wissen wir nicht; eine bedeutende Verschiedenheit ist indeß kaum zu erwarten. In der Regel also war jeder Bürger Soldat; auch die Inquilinen blieben wenigstens nicht immer verschont 1); ja es hat Zeiten der Noth gegeben, wo man auch die Sclaven bewaffnete, gewöhnlich unter dem Versprechen der Freyheit, wenn sie ihre Schuldigkeit thäten 2).

Bürgermilizen können unter gewissen Umständen den stehenden Heeren sehr ähnlich werden. Aber es liegen dennoch Maximen bey ihnen zum Grunde, die sehr verschieden von deren bey den stehenden Heeren sind. Der Bürgersoldat ist zunächst bestimmt zu der Vertheidigung seiner Familie, seines Eigenthums; und daraus geht in solchen Staaten der Grundsatz hervor, daß derjenige auch der beste Streiter seyn werde, der am meisten zu verlieren hat. In Rom war die arme Classe, (capite censi) bis in die Zeiten des Marius von den Kriegsdiensten ausgeschlossen; in Athen scheint es mit ihr nicht viel anders gewesen zu seyn 3). Gleichwohl war oder ward doch diese ärmere Classe gewiß die zahlreichste; sie war am meisten ans Entbehren gewöhnt, und dadurch vielleicht die beste für den Kriegsdienst. Wo hingegen stehende Heere sich bilden, wird nicht auf das Vermögen gesehn; und gerade die dürftigere Classe liefert die meisten Streiter. Wie ganz verschieden von den griechischen Einrichtungen!

1) Sie mußten wenigstens zuweilen zur See dienen. Demosth. Phil. I. Op. I. p. 50.

2) Thucyd. IV. 5.

3) Harpocration in Θητες. Jedoch erhellt auch aus der Stelle, daß es in Demosthenes Zeiten schon nicht mehr so war.

Bey dem an sich schon so mäßigen Umfange der griechischen Staaten war es also um so weniger zu erwarten, daß einzelne derselben beträchtliche Armeen aufzustellen im Stande waren, in so fern man nicht die Sclaven bewaffnete. Selbst wo Alles ausrückte, blieb die Zahl beschränkt; in der Ebne von Marathon fochten nicht über zehntausend Athener. Große Heere konnten nur durch Verbindung vieler Staaten entstehn; das zahlreichste, welches das freye Griechenland aufgestellt hat, war in der Schlacht bey Plataeae 4). Aber diese großen Verbindungen waren gewöhnlich nur vorübergehend; und schon deshalb konnte die Kriegskunst nicht viel dadurch gewinnen. Seit der Schlacht bey Plataeae bis auf die Zeiten des Epaminondas herunter, also die ganze blühende Periode von Griechenland hindurch, ist schwerlich je ein griechisches Heer von dreyßig Tausend Mann auf Einem Platz vereinigt gewesen.

Die Perserkriege scheinen allerdings von der Art zu seyn, daß sie auf die Ausbildung des Kriegswesens hätten zurückwirken können. Aber sie nahmen seit der Schlacht bey Plataeae ganz bestimmt die Wendung, daß nicht die Landmacht, sondern die Seemacht entschied. Keine bedeutende Landtreffen fielen seit jener Schlacht wieder vor; keine große griechische Armee ward wieder versammelt. Mit der Behauptung der Herrschaft des Aegeischen Meers war auch Griechenland gedeckt.

Die kleinen Kriege, welche seit den Siegen über die Perser zwischen den einzelnen Staaten geführt wurden, konnten zu der Vervollkommnung der Kriegskunst wenig beytragen. Es waren ein,

4) Ueberhaupt 111000 Mann. Allein nur 38000 Mann davon waren schwerbewaffnete, und von den leichtbewaffneten waren 37000 Spartanische Heloten. Herod IX. 29. 30.

zelne Expeditionen, durch einzelne kleine Treffen entschieden.

Erst also von dem Peloponnesischen, oder wie man ihn richtiger benennen würde, dem großen griechischen Kriege, hätte man diese Fortschritte erwarten dürfen. Aber auch dieser Krieg nahm bald die Wendung, daß er mehr Seekrieg als Landkrieg, und der Landkrieg meist Belagerungskrieg wurde. Keine einzige große Landschlacht ward in demselben geliefert; außer dem Seewesen mochte also die Belagerungskunst, vorzüglich bey dem Zuge gegen Syracus, einige Fortschritte machen. Allein da dieser Zug mit dem gänzlichen Untergange der Armee endete, so konnten auch sie von keinen bleibenden Folgen seyn.

Von den einzelnen Staaten kommen bis auf die Zeiten des Epaminondas nur Sparta und Athen in Betrachtung. Sparta, wo die Bürgermiliz gewissermaßen als ein stehendes Heer betrachtet werden konnte, schien allerdings am ersten dazu geschickt, daß hier das Kriegswesen sich ausbildete. Aber zwey Ursachen hielten dieß zurück. Die eine lag in der hartnäckigen Anhänglichkeit an die alte Sitte; welche die Verbesserungen, und damit das Fortschreiten, auf das äußerste erschwerte. Die andre in dem auffallenden Mangel an großen Feldherren, den man gerade in einem Kriegerstaat am wenigsten hätte erwarten mögen; der aber aus der vorigen Ursache vielleicht hervorging. Hätten wir die Geschichte des Pausanias von ihm selber beschrieben, so würde sie uns vielleicht zeigen, wie seine Talente, durch die Einrichtungen seiner Vaterstadt in ihrer Anwendung beengt, ihm selber, wie Wallenstein, verderblich wurden, indem sie ihn zum Verräther machten. Leonidas hat unsre Bewunderung als großer Mensch, nicht als Feldherr; und der feurige Brasidas, ganz dazu gebildet, der Held

eines Revolutionskrieges, wie es der Peloponnesische war, zu seyn, fiel schon im Anfange seiner Laufbahn 5), ohne würdige Nachfolger, bis Lysander und Agesilaus erschienen. Und auch von dem ersten dieser beyden ist es bekannt, daß er seine Mittel mehr in den Persischen Hülfsgeldern, als in sich selber suchte.

Mehr hätte man also von Athen erwarten mögen. Aber aus dem Obigen ist bereits deutlich, wie hier die Landmacht nothwendig der Seemacht nachstehn mußte. Seitdem die glänzende Periode dieses Freystaats anfing, ruhte seine politische Größe wesentlich auf dieser letztern. Sie war es, welche seinen Principat ihm erhalten mußte; seine Verbündete waren Seestädte, und halfen mehr durch Schiffe als durch Truppen; auf dem Meere, nicht auf dem festen Lande, ward sein Schicksal eben so glorreich bey Salamin, als traurig am Hellespont 6), entschieden. So konnten also auch keine große Beweggründe hier statt finden, die Kriegskunst auf dem festen Lande sehr zu vervollkommnen.

Wenn diese Hindernisse im Allgemeinen wirkten, so lagen noch andre in der Einrichtung des Griechischen Kriegswesens. Zuerst in der Lage der Anführer; wenigstens in Athen; aber außer Athen auch in mehrern andern Staaten 7); in denen eigentlich nicht Einer, sondern mehrere Oberbefehlshaber gemeinschaftlich an der Spitze standen, und noch dazu gewöhnlich nur auf kurze Zeit.

Wo eine Bürgermiliz besteht, pflegt die politische Eintheilung auch zugleich in ihrem Ursprunge militärisch zu seyn. So die der Zünfte

5) Thucyd. V, 10. Man lese seinen Aufruf an die Acanthier Thucyd. IV, 85. und man wird sich in die Jahre 1793 oder 1794 versetzt glauben.

6) Im Jahr 406 v. Chr. bey Aegospotamos.

7) Wie z. B. in Theben und in Syracus.

in Rom, wie in Athen 8). Die zehn Phylae dieser letzten Stadt hatten jede ihren Oberanführer; und diese zusammen waren die Feldherren 9). So war es in dem Persischen, wie auch noch in dem Peloponnesischen Kriege 1). Daß eine ähnliche Einrichtung in Boeotien statt fand, lehrt die Zahl der Boeotarchen; und in Syracus sowohl die Geschichte des Kriegs mit Athen 2), als die Erhebung des ersten Dionysius. Ein günstiges Geschick wollte, daß in dem ersten Staat im entscheidenden Augenblicke ein hervorragender Kopf, ein Miltiades, das Uebergewicht erhielt; aber daß bey einem solchen gemeinschaftlichen Commando selten an große Verbesserungen bestehender Einrichtungen zu denken ist, fällt in die Augen.

Ein andres, noch größeres, Hinderniß lag in dem Mangel des Soldes. Vor den Zeiten des Peloponnesischen Krieges, oder wenigstens vor der Verwaltung des Pericles, gab es in Athen und vermuthlich in allen griechischen Staaten (vielleicht Corinth ausgenommen) noch gar keinen Sold. Der Kriegsdienst war Bürgerpflicht; wer diente mußte für sich selber sorgen. Wer aber nichts von dem Staate empfängt, dem kann auch der Staat viel weniger befehlen. Allerdings ward seit jener Periode der Sold in so weit eingeführt, daß die, welche im Felde waren, ihn erhielten, wiewohl er doch nur sehr gering blieb 3). Bey einer solchen Verfassung müssen moralische Ursachen mehr wirken als Befehle. Muth und Patriotismus

8) Dort tribus, hier φύλαι genannt.

9) Die στρατηγοὶ, deren jährlich zehn ernannt wurden.

1) Man vergleiche darüber die lehrreiche Erzählung in Herod. VI, 109. über die Berathschlagung vor der Schlacht bey Marathon.

2) Thucyd. VI, 63.

3) Zwey bis vier Oboli täglich bey den Athenern.

können eine Bürgermiliz beseelen; aber schwerlich kann man sie zu einer Maschine machen; und welche Früchte würde derjenige einerndten, dem es gelänge?

Zu diesen Hindernissen kam noch in den meisten Staaten ein anders, die Schwäche oder auch wohl der gänzliche Mangel der Reuterey. Homer kennt noch gar keine Reuterey. Sie scheint in den griechischen Städten erst seit der Entstehung der republicanischen Verfassungen aufgekommen zu seyn; da, nach Aristoteles Bemerkung, die reichen Bürger in ihr die Stütze ihrer Macht und auch vielleicht zugleich die Befriedigung ihrer Eitelkeit sahen 4). Aber ob eine Stadt Reuterey haben konnte, hing von der Beschaffenheit ihres Gebiets, in wie fern es hinreichende Weide darbot, ab. Wo dieß aber auch der Fall war, blieb sie doch schwach. Athen, wo man so viele Sorgfalt darauf wandte, hatte, als sie am zahlreichsten war, nicht über tausend Mann; Sparta scheint sie vor Agesilaus wenig, vielleicht anfangs gar nicht, gehabt zu haben; der Peloponnes überhaupt paßte wenig dazu; und der einzige Staat des Mutterlandes, wo sie bedeutend war, Thessalien, verstand sie nicht sonderlich zu gebrauchen 5). Wo sie war, konnten nur die bemittelten Bürger in ihr dienen; weil der Dienst nicht ohne Kosten war. So war es in Athen 6); und doch sorgte der Staat hier für

4) S. oben S. 170. Ueber Sparta Xenoph. Op. p. 596.

5) Man sehe die Erzählung ihres Kriegs mit den Phocensern Pausan. p. 798. Die Thessalische Kriegsmacht scheint fast bloß aus Reuterey bestanden zu haben; (sie wird wenigstens allein erwähnt;) der sicherste Beweis ihrer geringen Fortschritte in der Kriegskunst.

6) Bekanntlich bildeten hier die **Ritter**, — *ἱππεῖς*, die zweite Classe nach dem Vermögen.

den Unterhalt der Pferde selbst in Friedenszeiten; und die, doch nur schwache, aber glänzende Reuterey bildete einen nicht geringen Artikel der jährlichen Ausgabe 7).

Der Unterschied zwischen schwerer und leichter Reuterey scheint den Griechen vor den Macedonischen Zeiten fremd geblieben zu seyn; wenn es gleich zu viel wäre, es geradezu leugnen zu wollen, daß nicht in den einzelnen Städten eine Verschiedenheit in der Rüstung möge statt gefunden haben. Die Rüstung der Atheniensischen Reuterey war ungefähr so wie die unsrer Cürassire, mit Brustharnisch, Helm, und Schienen; auch selbst die Pferde waren zum Theil bedeckt 8). Nach den Uebungen indeß, die Xenophon vorschreibt, über Gräben und Mauern zu setzen, darf man sich diese Rüstung nicht zu schwer denken 9). Die der Thessalischen Reuterey finde ich nirgend angegeben; aber sehr leicht kann sie, nach dem was Pausanias von ihr erzählt 1), auch wohl nicht gewesen seyn.

Bey dem Fußvolk dagegen war die Verschiedenheit zwischen schwer- und leichtbewaffneten 2) wohl allgemein in den griechischen Städten eingeführt. Die erstern, die Hopliten, waren nur für den Angriff in der Nähe und das Handgemenge gerüstet und bewaffnet. Sie trugen Brustharnisch und Helm, der übrige Theil des Körpers ward durch

7) Nach Xenoph. de magist. Equit. O. p. 956. kostete sie jährlich 40 Talente.

8) Xenoph. de re equestr. Op. p. 951. hat sie genau beschrieben.

9) Xenoph. Op. p. 944.

1) Pausan. p. 797. Die gestürzten Reuter wurden von den Phocensern niedergemacht, weil sie sich nicht wieder aufrichten konnten.

2) ὁπλῖται und ψιλοί. Man sehe Potter Archaeolog. II, S. 24.

ten Schild gedeckt. Zum Angriff den Speer und das Schwerdt. Die leichtern Truppen, ohne jene schwere Rüstung, den Wurfspieß, nebst Bogen und Pfeilen 3).

Die Waffen blieben also im Ganzen dieselben wie wir sie in den Homerischen Zeiten finden. Aber viel ward darüber geforscht, und mancherley versucht, sie im Einzelnen zu verbessern. Ob das gerade oder gekrümmte Schwerdt 4); ob der längere oder kürzere Schild vorzuziehen sey 5); vor allen wie die Last des Harnisches zu verringern, aus welchem Stoff, ob aus Metall oder aus leichterm Material er zu verfertigen sey 6), waren allerdings keine unwichtige Gegenstände. Gleichwohl hören wir, vor den Macedonischen Zeiten, doch bey ihnen von keinen so großen Veränderungen, daß durch sie das Wesen des Ganzen umgebildet wäre; und deshalb müssen wir das Weitere darüber den speciellen Untersuchungen der Antiquare überlassen.

Dagegen mag es uns vergönnt seyn, so weit wenigstens ein Laye in der Kriegskunst sich darüber ein Urtheil erlauben darf, über die Fortschritte der Kunst der Stellungen und der Bewegungen der Armeen bey den Griechen, die wir unter dem Nahmen der Tactik begreifen, einige Bemerkungen

3) Indeß scheinen Bogen und Pfeile keine Lieblingswaffen geblieben zu seyn; sie werden selten erwähnt, oder nur bey einzelnen Völkerschaften, wie bey den Cretensern. Sonst zog man die Wurfspieße vor. Die Reuterey fuhrte diese, wie aus Xenoph. ll. cc. erhellt.

4) Man s. Xenoph. Op. p. 953.

5) Daher die verschiednen Benennungen θυρεὸς und σακος der große Schild, ἀσπὶς und πέλτη der kleine u. s. w.

6) Die Erfindung des leichtern Harnisches zeichnet bekanntlich Iphicrates aus. Cornel. Nep. in Iphicr. c. 1.

zu machen; um so mehr da es uns die natürlichste Veranlassung giebt, über einige ihrer ersten Feldherren unsre Meinung zu äußern. Man kann mit Recht sagen: daß jene Kunst in gewisser Rücksicht unabhängig, in andrer aber auch wiederum nothwendig abhängig von den übrigen Fortschritten der Kriegskunst sey. Unabhängig in so fern bey ihr von der Benutzung des Oertlichen und des Bodens die Rede ist. Der Anführer der Horde, wie des gebildetesten Heers, kann das Terrain benutzen; freylich jeder auf seine Weise. Aber diese Benutzung ist die Sache des Genies; sie läßt sich nicht auf Regeln bringen. Der vermages, dem die Natur dazu den Blick verlieh. Diese Kunst wird also immer auch nur persönlich bleiben; sie läßt sich nicht durch Anweisungen fortpflanzen oder erhalten. Ganz anders ist es mit den Stellungen, und den darauf gegründeten Bewegungen eines Heers. Sie beruhen auf Einrichtungen und Kenntnissen die dauernd sind; wenn wir gleich gern zugeben, daß dieß nur der Körper der Kunst sey; dem der Genius nicht weniger erst sein Leben einhauchen muß. Die neuere Geschichte hat ein großes Beyspiel aufgestellt, wie in dem geübtesten und muthvollsten Heere jenes Materielle fortdauern kann; und doch nichts vermag, wenn der Geist davon gewichen ist. Aber der Geschichte wird doch hier ein Stoff dargeboten, den sie behandeln mag. Kann man aber dieß besser und richtiger, als wenn man einige Haupttreffen, von denen uns die Geschichtschreiber das Genauere aufbewahrt haben, mit einander vergleicht? Rückschlüsse, die sich daraus auf die Fortschritte der Tactik ergeben, scheinen nicht leicht bedeutenden Irrthümern ausgesetzt zu seyn.

In den Perserkriegen ist der Sieg bey Marathon die erste glänzende Waffenthat der Griechen, oder vielmehr der Athenienser. Athen ver-

dankte ihn allerdings dem Heldengeist seines Miltiades. Er war es, der in dem entscheidenden Augenblicke den Ausschlag gab, als es die Frage galt, an der das Schicksal Athens hing, ob ein Treffen zu wagen sey oder nicht? Die Stimmen der zehn Feldherrn, unter denen sich Miltiades befand, waren getheilt; die eilfte des Polemarch sollte den Ausschlag geben. In diesem Augenblick erhob sich Miltiades: „Bey Dir steht es jetzt, sprach er zum Polemarchen Callimachus 7), Athen in die Sclaverey zu stürzen, oder, es befreyend, einen Ruhm unter den Menschen zu hinterlassen, wie weder Harmodius noch Aristogiton ihn hinterließen; denn so lange es ein Athen gab, war es noch in keiner solchen Gefahr! Unterwirft es sich den Persern, so ist beschlossen was es unter seinen Tyrannen zu leiden hat; wird es aber gerettet, so mag es die erste der Hellenischen Städte werden! Schlagen wir nicht, so fürchte ich wird eine Parthey den Sinn der Athener verwirren, daß sie persisch werden; schlagen wir aber vorher, so wird uns mit den Göttern der Sieg.“ Das Benehmen eines großen Mannes in dem größten Moment seines Lebens, ist das Wichtigste was die Geschichte von ihm aufzeichnen mag! Miltiades selber konnte es nicht ahnen, was Alles an diesem Augenblick hing; allein er erreichte seinen Zweck, und Callimachus trat seiner Meinung bey! Aber neben dem Talent des Anführers, der das Local zur Deckung der Flügel zu benutzen verstand, entschied den Sieg doch nicht weniger die Uebung der Athieniensischen Bürgermiliz, gewohnt auch im schnellen Verrücken Reihe und Glied zu halten. Sie griffen im Sturmschritt an 8); die ersten un-

7) Herod. VI, 109.

8) ἐν δρόμῳ Herod. VI. 112. Daß sie geschlossen, ἁθρόοι, den Angriff thaten, sagt Herodot ausdrücklich;

ter den Hellenen die dieses einführten. So warfen sie die feindlichen Flügel; und der Nahme von Marathon ward unsterblich unter den Menschen.

Die Schlacht bey Plataeae, eilf Jahre nach jener 9), gehört zu denen, über die wir am genauesten unterrichtet sind 1). Die Bewegungen der Armeen in den zunächst vorhergehenden Tagen machen sie dem Tactiker wichtig. Zwar erscheint dabey der Persische Feldherr den Griechischen überlegen; da er ihnen die Zufuhr und das Wasser abschnitt, und sie nöthigte ihre Stellungen zu verändern. Aber der Mangel der Reuterey, einem Heere gegenüber das daran Ueberfluß hatte, erschwerte den Griechen jede Bewegung, und wer einige Blicke in die innere Organisation des Heers und die geringe Macht des Oberbefehlshabers nicht nur über die Verbündeten, sondern sogar über seine Spartaner selber wirft 2), wird bald noch viel größere Hindernisse entdecken, mit denen Pausanias zu kämpfen hatte. Dennoch ward den Griechen ein glänzender Sieg; aber er war weit mehr die Frucht eines verzweiflungsvollen Angriffs derer von Tegea und Sparta, als einer künstlichen Tactik. Pausanias glänzt als Feldherr von Besonnenheit und richtigem Blick in den Tagen vor der Schlacht; den Sieg ver-

man wird es also nicht von einem wilden Anlauf verstehen wollen. Sie waren ohne Reuterey und Bogenschützen; völlig wie im Jahr 1513 die Schweizer bey Novara ohne Reuterey und Artillerie, mit gleichem Erfolge. Wo der Enthusiasmus angreift, gilt keine Berechnung.

9) Im Jahr 479.

1) Bey Herodot. IX, 28. &c. der auch von Plutarch in Aristide, Op. II, p. 510 &c. benutzt ist.

2) Man sehe die Erzählung von dem Ungehorsam des Amompharetus bey Herod. und Plut. ll. cc. p. 517. zugleich als Bestätigung der oben S. 243. über Pausanias gemachten Bemerkung.

dankte er nicht sich, sondern einem Theil des Heers und dem Glück.

Von den Treffen, in welchen der glückliche und genievolle Cimon gegen die Perser siegte, hat uns die Geschichte keine genauere Beschreibungen aufbehalten; aber doch genug um zu wissen, daß die Tactik dadurch keine Fortschritte machte. Es waren meist Treffen zur See; die zu Lande aber Ueberfälle. Nach seinem Tode aber ward, wie Plutarch uns ausdrücklich sagt, nichts Großes oder Erhebliches ausgerichtet 3).

Wie wenig aber überhaupt die höhere Kriegskunst fortgeschritten war, zeigen nachmals unwidersprechlich die ersten Feldzüge des Peloponnesischen Krieges. Es waren Streifereyen ohne entscheidenden Erfolg. Weshalb aber auch bey dem Fortgange dieses langwierigen Kriegs die Tactik so wenig gewann, ist bereits oben bemerkt.

Anders wurde es, als nach diesem Kriege Sparta, die errungene Vorsteherschaft Griechenlands durch Gewalt der Waffen behauptend, seinen Agesilaus fand, und sie dennoch durch Theben sich mußte entreißen sehn. Die Landmacht, nicht die Seemacht, mußte hier entscheiden. Sie erhielt also in den Augen jener Staaten von selbst eine größere Wichtigkeit.

Wir wollen Agesilaus keinen der Lobsprüche streitig machen, mit denen Xenephon gegen ihn so verschwenderisch ist. Er war das Ideal nicht bloß eines Spartanischen sondern eines Hellenischen Feldherrn. Er hat das Spartanische Kriegswesen in Einem Stück verändert, er bildete, in Asien gegen die Perser kämpfend, zuerst eine zahlreiche Reuterey; und zeigte, daß er sie zu gebrauchen verstand 4). Sonst aber hat er in der Tactik keine bedeutende

3) Plutarch. in Cimone Op. III. p. 217.

4) Aber auch das war bloß vorübergehend. Wie schlecht die Einrichtung der Spartanischen Reuterey auch nachher war,

Veränderungen gemacht. Den sichern Beweis davon liefert die Beschreibung des Treffens bey Coronea, die uns Xenophon giebt 5). Man findet hier dieselbe sonst gewöhnliche Stellung, dieselbe sonst gewöhnliche Angriffsart in gerader Linie gegen eine gerade Linie; ohne alle künstliche Wendungen, weder vor noch während der Schlacht.

Wenn aus diesem Allen hervorgeht, daß die höhere Kriegskunst, in so fern wir dieselbe in die Tactik setzen, keine so erhebliche Fortschritte bis dahin gemacht hatte, als die Nahmen so großer Feldherrn erwarten lassen möchten, so soll damit ihrem Ruhm durchaus nichts entzogen seyn. Er ruht auf einem andern Grunde, als bloßen kunstvollen Bewegungen ihrer Heerhaufen. Der griechische Feldherr mußte seinen Kriegern um vieles näher bleiben; er mußte es verstehn, sich das Zutrauen seiner Mitkämpfer zu erwerben, die zugleich seine Mitbürger waren. Nicht Befehle konnten dieß erzeugen; nicht Rang, nicht Geburt kam ihm zu statten; bey ihm war Alles persönlich; er mußte als großer Mann sich wirklich geltend machen können, wenn er dafür gelten wollte.

Aber wie die griechische Nation überhaupt den Ruhm hat, fast in jeder Wissenschaft und Kunst den Mann hervorgebracht zu haben, der zuerst die ewigen Grundsätze, auf denen sie ruht, klar erkannte, und durch ihre Ausübung oft ohne es selber zu ahnen der Lehrer der Nachwelt wurde, so auch in der höhern Kriegskunst. Er erschien in Epaminondas. Sein Feldherrnruhm ist allerdings nur sein geringerer; die Nachwelt sollte in ihm überhaupt den am meisten veredelten Character seines Volks erblicken. Er war für seine Zeit

zeigt die Schlacht bey Leuctra. Man sehe Xenoph. Op. p. 596.

5) Xenoph. in Agesil. p. 659.

was Gustav Adolph für eine spätere war. Nimmt man Alles weg, was bey jedem dieser beyden großen Männer nur Farbe seines Zeitalters ist, so möchte es schwer seyn, zwey näher verwandte Geister, zwey ähnlichere Charactere zu finden. Wir überlassen es andern diese Parallele durchzuführen; (von Beyden hört man nie zu viel;) nur Epaminondas der Tactiker ist es, von dem wir hier zu sprechen haben. So einfach wie der ganze Mann, war auch die Idee auf der seine veränderte Kriegskunst beruhte; und kaum ist es zu verkennen, daß sie aus dem Besondern seiner Lage hervorging. Mit einer schwächern Macht sollte er gegen eine überlegene kämpfen 6); die wahre Probe des militärischen Genies! Es entging ihm nicht, daß er mit der bisherigen Schlachtordnung, wo eine gerade Linie gegen die andere focht, nicht ausreichen konnte. So entstand die Idee, den Angriff mit dem Einen Theile seines Heers auf Einem Punct zu concentriren; indem er den andern zurückzog; um auf jenem Einen Punct die feindliche Linie zu durchbrechen. So siegte er schon bey Leuctra, wo er auf den rechten Flügel der Spartaner fiel; aber in seiner vollen Anwendung, (bey Leuctra hatte schon im voraus der Sieg der Thebanischen Reuterey den Ausgang vorbereitet,) erblicken wir die neue Tactik erst bey Mantinea; wo ein Kenner sie uns beschreibt. „Epaminondas, sagt Xenophon 7), rückte an mit seinem Heer, wie eine Trireme mit drohendem Rostro; überzeugt, daß wenn er die feindliche

6) Die Spartanische Macht war in der Schlacht bey Leuctra der Thebanischen dreyfach an Zahl überlegen; und, was noch mehr sagen will, bis dahin in der Meinung unüberwindlich.

7) Xenoph. H. Gr. VI, Op. p. 596. Man sehe ihn dort auch über die Vorzüge der vortrefflichen Thebanischen Reuterey, (von Pelopidas gebildet,) vor der Spartanischen.

Linie durchbräche, er bald die Flucht allgemein machen würde. Denn mit dem Kern seiner Armee beschloß er zu schlagen, indem er den schwächern Theil zurückzog." So war durch den großen Thebaner zuerst die Hauptaufgabe der Tactik für die Zukunft gelöset, vermöge der Stellung die einzelnen Theile des Heers nach Gefallen zu gebrauchen; so war jene Kriegskunst erfunden, die wahrhaft diesen Nahmen verdient; wodurch Alexander am Granicus, wie Friedrich bey Leuthen siegte. Leicht aber begreift es sich, daß das Große hier noch weit mehr in der Ausführung, als in der Idee lag. Es gehörte dazu ein weit geübteres Heer, als bisher die griechischen Heere gewesen waren. Eben darin setzt daher auch Xenophon, er selber practischer Feldherr, das große Verdienst des Epaminondas 8).

Mit Recht darf man also sagen, daß Epaminondas es war, der die höhere Kriegskunst unter den Griechen bildete. Aber in seinen Zeiten hatte sich auch bereits seit lange eine Veränderung in dem ganzen Kriegswesen allmählig vorbereitet, welche von der entschiedendsten Wichtigkeit wurde.

Es ist der eingeführte Gebrauch der Miethtruppen, wovon wir sprechen. In Staaten wo es ursprünglich nur Bürgermilizen gab, mußte durch den allgemein werdenden Gebrauch von Miethtruppen sowohl die Form als der Geist des Kriegswesens sich ändern. Ihre innere Einrichtung konnte nicht die der Bürgermiliz bleiben, welche auf die Eintheilung der Bürgerschaft gegründet war; und wenn gleich die Schweizer Söldner im sechszehnten Jahrhundert gezeigt haben, daß man auch mit Miethtruppen siegen kann, so ha=

8) Xenoph. Op. p. 645.

ben doch auch die damaligen Benspiele gezeigt, welche Uebel davon unzertrennlich sind.

Der Gebrauch von Söldnern steigt in gewisser Rücksicht allerdings bey den Griechen schon weit hinauf. Jene schon so früh sich zeigenden eigenmächtigen Herrscher in den Städten, Tyrannen von den Griechen genannt, haben ihn ohne Zweifel zuerst eingeführt; weil sie zur Behauptung ihrer angemaßten Gewalt einer bewaffneten Macht bedurften. Aber theils bestand diese bewaffnete Macht keinesweges immer aus Fremden; sie war vielmehr, zumal in den frühern Zeiten, sehr gewöhnlich eine bewaffnete Bürgerparthey; oder doch aus derselben genommen 9); theils konnte eine Einrichtung, die als unrechtmäßig angesehen ward, nach wiederhergestellter Freyheit nicht fortdauern, vielweniger als Regel angesehen werden.

Die Einführung der Söldner in den freyen Städten, worauf wir hier zu sehen haben, geschah erst später. Im Anfange des Persischen Kriegs, bey Marathon wie bey Plataeae, hören wir noch nicht davon. Aber in dem Peloponnesischen Kriege ward ihr Gebrauch schon sehr gewöhnlich 1); und nach diesen Zeiten fast allgemein. Mehrere Ursachen wirkten dazu:

9) So machte es Pisistratus, bey seiner ersten Usurpation; Herod. I. 59. In spätern Zeiten, (man erinnere sich nur an die Geschichte von Syracus,) bestanden die Söldner der Tyrannen ganz oder doch größtentheils aus Fremden.

1) Die Söldner der Spartaner schon unter Brasidas aus dem Peloponnes Thucyd. L. IV. 80. der Athenienser aus Tracien um dieselbe Zeit, Thucyd. V. 6. der Corinther u. a. findet man stets erwähnt. Im Peloponnes waren es besonders die Arcadier, welche sich als Söldlinge vermietheten; daher bey den Dichtern der Spruch: ἐξ Ἀρκαδίας ἐπικοῦροι. Athen. I, p. 27. denn umsonst dienten sie nicht.

Zuerst der ganze Zustand des Privatlebens. Nachdem seit der Bekanntschaft mit den Persern Gemächlichkeit und Wohlleben Eingang fanden, war es nicht zu verwundern, wenn die Reichern sich dem Kriegsdienst zu entziehen suchten. Auf der andern Seite hatte durch den Peloponnesischen Krieg, und die fast allgemein durch ihn verursachten Staatsumwälzungen, sich die Menge der Verarmten so vermehrt, daß es eine zahlreiche Classe gab, welche vom Kriege ein Handwerk machte; und jedem für sein Geld zu dienen bereit war. Mehr als dieß Alles aber wirkte vielleicht, daß bey den Persern nicht weniger als bey den Griechen dieselbe Veränderung des häuslichen Lebens auch dieselben Früchte erzeugte. Ihre Hülfsgelder waren es gewesen, welche zuerst die Spartaner in den Stand setzten Truppen zu miethen. Aber sie selbst mietheten derselben noch mehr, als die Griechen; und keine waren ihnen lieber und bald unentbehrlicher als gerade griechische Söldner. Ihr hoher Sold lockte, wie der der Britten in den neuern Zeiten, zahlreiche Schaaren übers Meer; und man braucht sich nur an die zehntausend zu erinnern, die Clearch dem jüngern Cyrus zuführte, und mit denen Xenophon seinen Rückzug machte 2), um sich zu überzeugen, wie groß die Menge derer war, welche dieser Lebensart sich widmeten. Der nachmalige Phocische Krieg 3) ward durch Hülfe der Delphischen Schätze von den Phocensern fast ganz mit Miethtruppen geführt; und wer erinnert sich nicht der Klagen und der Vorwürfe des Demosthenes 4) über eine Sitte, die alle Kraft seiner Beredtsamkeit nicht zu ändern vermochte?

2) Im Jahr v. Chr. 400.

3) Auch der heilige genannt, von 357 bis 347 v. Chr.

4) Man sehe seine Philippischen und Olyntischen Reden.

Unter allen Schriftstellern hat **Isocrates** über diesen Gegenstand am deutlichsten gesprochen. Sein langes Leben dauerte fast den ganzen Zeitraum hindurch, wo diese Sitte entstanden war; und als Greis hatten sich die Folgen davon zu fühlbar gezeigt, als daß sein patriotischer Sinn nicht in Klagen darüber hätte ausbrechen müssen! Schon jene Schaaren des Clearch und Xenophon, die dennoch die Perser hatten erzittern gemacht, wer waren sie? Leute, sagt Isocrates 5), die so verschrieen waren, daß sie in ihren Vaterstädten nicht leben konnten. „Vermals, sagt er an einer andern Stelle 6), gab es gar keine Miethtruppen; jetzt ist der Zustand von Griechenland so, daß es viel leichter ist, ein Heer aus Vagabonden, als aus Bürgern zu errichten.“ Die natürliche Folge dieser Einrichtungen war, daß der der Mächtigere ward, der das meiste Geld hatte. Er fand eine Armee so bald er wollte. Aber auf welchem schlüpfrigen Grunde ruhte diese Macht? Auch der Reiche kann von einem Reichern überboten werden; und auch Griechenland erfuhr, was Carthago freylich noch härter erfahren mußte 7), daß ein Staat, der sich auf Miethtruppen verläßt, zuletzt selber vor ihnen erzittern muß. „Sorgen wir nicht dafür, sagt Isocrates zu Philipp 8), daß diesen Leuten Unterhalt gegeben wird, indem man Colonien aus ihnen anlegt; so werden sie sich in große Schaaren zusammenrotten, und den Hellenen furchtbarer als den Barbaren werden 9).“

Daß die **Seemacht** in den Augen der Grie-

5) Isocrat. Panegyr. Op. p. 71.

6) Isocrat. Or. ad Phil. Op. p. 108.

7) In den Kriegen mit den Söldnern 240—237 v. Chr.

8) Isocr. ad Phil. Op. p. 106.

9) Man weiß aus Xenophons Rückzuge wie sie es ihren eignen Feldherrn wurden; gerade wie die Schweizer in Mayland.

chen fast noch wichtiger als die Landmacht wurde, ist bereits oben im voraus bemerkt. Sie gelangten schon früh dahin, ihre Kriegsschiffe von ihren Handelsschiffen zu unterscheiden; wovon die Folge war, daß, da jene dem Staat gehörten, die Erbauung und Ausrüstung der Flotten auch ganz zur öffentlichen Angelegenheit ward. Um jedoch das Seewesen der Griechen, und die Fortschritte die sie darin gemacht haben, richtig zu beurtheilen, darf man folgende Bemerkungen nicht aus den Augen lassen. Der Schauplatz ihrer Thätigkeit war und blieb ein sehr beschränkter Schauplatz, das Aegeische und Ionische Meer. Der Zug der Athener gegen Syracus ist der entfernteste, der von einer griechischen Flotte aus dem Mutterlande unternommen worden ist; man weiß mit welchem Glücke. Selbst das schwarze Meer, wenn gleich ihren Handelsschiffen offen, ward doch nicht leicht von ihren Triremen befahren, weil sie keine Veranlassung dazu hatten. Die Meere aber die sie befuhren, waren mit Inseln besäet; nicht leicht konnte es ihnen also an Landungsplätzen und Häfen fehlen; die Seezüge waren nicht viel mehr als Ueberfahrten. Ferner: Griechenland, besonders der am meisten angebaute östliche Theil, war kein holzreiches Land; und wenn auch einige der westlichen Landschaften oder des Innern 1) reicher daran waren, so boten doch die Flüsse, die nicht mehr als bloße Bergflüsse waren, wenig Bequemlichkeit zum Transport des Holzes dar. Die Städte welche Flotten baueten, mußten daher das Bauholz aus der Ferne holen; von Athen wissen wir bestimmt 2), daß es das Seinige aus Tracien zog. Die Kosten mußten also sehr groß seyn; nur die reichen Städte waren im Stande sie zu tragen;

1) Wie Acarnanien und Arcadien.

2) Thucyd. IV, 108.

und es ergiebt sich also von selbst, daß auch daraus Beschränkungen hervorgingen, welche die Anstrengungen einzelner Staaten für ihr Seewesen uns in einem außerordentlichen Lichte erscheinen lassen. Endlich: die Bemannung der Flotten hatte nicht weniger ihre eigenthümlichen Schwierigkeiten. Sie bestand aus zweyerley Leuten: Seeleuten, und Soldaten. Die letztern waren Bürger und gehörten der Bürgermiliz an; aber zum Dienst auf den Schiffen waren nach den frühern Einrichtungen die Bürger nicht verpflichtet. Man nahm dazu theils Sclaven, besonders zum Dienst bey den Rudern; theils Fremde, die man miethete. So schildert es uns Isocrates. „Vormals, sagt er 3), (in den bessern Zeiten Athens) wurden Fremde und Sclaven zur Besatzung der Schiffe gebraucht; den Dienst aber unter den Waffen thaten die Bürger. Jetzt sey es gerade umgekehrt; man treibe die Einheimischen in die Schiffe 4), hingegen die Soldaten seyn Miethlinge.“ So mußte also auch die Bemannung der Flotten große Kosten verursachen; und auch besonders bey diesen ist aus dem Peloponnesischen Kriege bekannt, wie Sparta nur durch seine Verbindung mit den Persern, und die von daher gezogenen Hülfsgelder, sie zu tragen vermochte.

Diese Ursachen werden hinreichend seyn, unsre Forderungen an das Seewesen der Griechen zu beschränken. Indeß müssen auch hier die Zeiten unterschieden werden.

Wir wissen sowohl aus Homer als aus den Argonautendichtern, daß die Griechen bereits in den Heldenzeiten Schiffe hatten, welche selbst zu entferntern Fahrten ausgerüstet waren. Die früher so gewöhnliche Freybeuterey mußte von selber zur Folge

3) Isocrat. de pace Op. p. 169. Man s. Scheffer de Milit. Naut. II. 3.

4) Besonders die Inquilinen. S. oben S. 241.

haben, daß Schiffe nicht bloß zum Transport, sondern auch zum Schlagen ausgerüstet waren. Durch den Nahmen der langen Schiffe werden diese von den ältern runden, nur zur Verschiffung der Waaren dienenden, unterschieden; wiewohl damit keinesweges geleugnet seyn soll, daß auch sie als Handelsschiffe gebraucht worden seyn. Das Eigenthümliche dieser Schiffe war, daß die Ruderer in ihnen in Einer Reihe saßen. In solchen Zeiten der Unsicherheit ist die Geschwindigkeit eines Schiffes immer der erste Vorzug; sey es zum Entfliehn oder zum Angriff. Die verlängerte Gestalt der Schiffe mußte diese sowohl durch ihre Bauart, als durch die größere Zahl der Ruderer befördern; die allmählig von zwanzig bis auf funfzig und noch wohl darüber stieg. Daher die eigne Classe von Schiffen, welche davon den Nahmen trug 5).

Aber die eigentlich Epoche machende, und wie es scheint allein Epoche machende, Begebenheit in der Geschichte der griechischen Schiffsbaukunst ist die Erfindung der Triremen. Ihre Eigenthümlichkeit bestand darin, daß sie drey Reihen Ruderbänke über einander hatten 6). Daraus ging von selbst hervor, daß ihr Bau um vieles höher seyn mußte, und wie sehr auch bey ihnen Geschwindigkeit in Betracht kommen mochte, so kam doch zufolge ihrer Bestimmung Stärke und Festigkeit gewiß nicht weniger in Betracht. Aus Triremen aber bestand, wenigstens vor den Macedonischen Zeiten

5) Die πεντηκόντοροι. Man sehe Scheffer de varietate Nav, in Gronov. Thes. XI. p. 752.

6) Man s. Scheffer de mil. nav. l. II, 2. So viel ich weiß wird dieser sonst so sehr bestrittene Punct nicht mehr bezweifelt; wenn gleich über die Anordnung der Reihen noch immer Ungewißheiten bleiben. Man vergleiche die Abbildungen und Erläuterungen in Antichità d'Ercolano T. V. am Ende.

nachmals immer, wie bey uns aus den Linienschiffen vom zweyten und dritten Range, die Hauptstärke der griechischen Flotten.

Bereits aus dem Bau der Triremen würde man mit großer Wahrscheinlichkeit schließen können, daß erst mit ihrer Erfindung eine Seemacht im eigentlichen Sinn, (d. i. Geschwader nur zum Kriege bestimmt, und Eigenthum des Staats,) in den griechischen Städten zu entstehen anfing. Allein die classische Stelle in Thucydides 7), setzt dieß meines Erachtens außer Zweifel. „Als nach der Abschaffung der königlichen Regierungen die Städte „reicher wurden, fing man an in Griechenland Flotten zu erbauen, und mehr auf das Meer zu sehen. „Die Corinther aber waren die ersten, welche die „Schiffe nach unsrer jetzigen Form veränderten; „denn in Griechenland wurden in Corinth zuerst „Triremen erbaut; auch war es der Schiffsbau„meister Aminocles aus Corinth, der den Samiern „vier (solche) Schiffe erbaute. Es sind aber un„gefähr dreyhundert Jahre vor dem Ende dieses „Kriegs 8), daß Aminocles zu den Samiern kam. „Das älteste Seetreffen aber, das wir kennen, war „zwischen den Corinthern und Corcyräern; von da „bis zu eben diesem Zeitpunct sind aber 260 Jah„re 9)."

Dieses Zeugniß, (in meinen Augen wichtiger als alle Nachrichten späterer Grammatiker und Compilatoren,) zeigt uns, daß das siebente Jahrhundert vor dem Anfange unsrer Zeitrechnung dasjenige war, wo die Hellenischen Städte anfingen, sich Kriegsflotten zu halten. Wenn wir in den Untersuchungen

7) Thucyd. I, c. 13.
8) Um 700 v. Chr.
9) Um 640 v. Chr.

über den Handel weiter ausführen, was schon oben 1) angedeutet ward, daß eben dieses der Zeitraum ist, wo jene Saat Hellenischer Städte von Asiens bis zu Siciliens Küsten, erwärmt von der Sonne der Freyheit, im lebendigsten und üppigsten Treiben war, so wird dadurch jener Bericht des großen Geschichtschreibers um vieles deutlicher. Zwar bestimmt er das Jahr nicht, in welchem die ersten Triremen in Corinth erbaut wurden; aber der ganze Zusammenhang lehrt doch wohl, daß die Erfindung im Zeitalter des Aminocles noch neu war; und da erst 40 Jahre später die erste Seeschlacht zwischen Griechen geliefert wurde, so versteht es sich wohl von selbst, daß sie erst damals anfingen Kriegsflotten zu halten.

Allein zugleich werden wir auch eingestehn, daß nach jenem ersten großen Schritt den die Schiffbaukunst gethan hatte, sie vor den Macedonischen Zeiten keine weitere große Fortschritte machte. Thucydides sagt dieß ausdrücklich, wenn er bemerkt, die Corinther hätten damals den Schiffen die Gestalt gegeben, welche sie noch in seinen Zeiten trugen. Auch ward der Bau der Triremen nichts weniger als sofort allgemein. Bis gegen die Zeiten der Perserkriege blieb der Gebrauch der Funfzigruderer und langen Schiffe in den meisten Seestädten noch vorherrschend; die Syracuser und Corcyräer waren um diese Zeit diejenigen, die zuerst ganze Flotten von Triremen hatten 2). Allerdings mögen an diesen auch manche Verbesserungen im Einzelnen gemacht worden seyn; aber da sie das Ganze nicht veränderten, so überlassen wir die Untersuchungen darüber, so wie über manches Andre was auf das Schiffswesen Beziehung hatte, billig dem Fleiße der Antiquare.

1) S. oben S. 148, 149.

2) Thucyd. I, 14.

Nur über die Seetactik der Griechen sey es uns erlaubt, noch einige Bemerkungen hinzuzufügen. Ward sie mehr und früher ausgebildet als die der Landkriege? Und wenn es geschah, durch wen geschah es, und wie? Auch hier muß aber der Leser nicht vergessen, daß nur von den Vor-Macedonischen Zeiten die Rede sey.

Schon aus dem Obigen erhellt allerdings, daß die Griechen weit mehr Veranlassung zu der Ausbildung ihrer See- als ihrer Landtactik hatten. Sie mußten oft, wie in den Perserkriegen, gegen eine weit überlegene Macht, nicht nur der Zahl sondern auch dem Werth nach, (man denke an die Phoenicischen Flotten,) kämpfen. Von der Seemacht hing, auch nach errungenem Siege, die Sicherheit Griechenlands ab. Auf sie ward nachmals die Größe der ersten der Hellenischen Städte gegründet. Seetreffen waren es, welche mehr als Landschlachten das Schicksal der Staaten bestimmten. Welche Umstände und Verhältnisse konnten der Entwickelung großer Talente günstiger seyn? Wo sind wir zu größern Erwartungen berechtigt; zumal wenn wir die Listen der Männer übersehen, denen Athen und Sparta die Führung ihrer Geschwader anvertrauten?

Wir können aber die Geschichte der Seetactik erst da anheben, wo wir Beschreibungen von Seeschlachten haben. Die früheste, die wir besitzen, ist die zwischen der Jonischen und der Persisch-Phönicischen Flotte, bey der Insel Lada vor Miletus. Die Seemacht der Jonier war damals bereits vollkommen ausgebildet; sie bestand aus nicht weniger als 350 Triremen, die der Phönicier betrug fast das Doppelte. Wir finden in den Tagen vor der Schlacht bereits eine künstliche Stellung. Die Abtheilungen der ersten Linie hatten Zwischenräume, durch welche die der zweyten zum

Angriff durchfahren konnten 3). Aber das Treffen selbst ist nicht lehrreich, da es den Persern gelang die verbündete Flotte schon im voraus zu trennen.

Bey Xerxes Zuge gegen Griechenland ward Themistocles der Ruhm, der Retter des Vaterlandes auf dem Meere geworden zu seyn. Aber man darf nicht vergessen, daß er, zwar Befehlshaber der Athener, doch nicht allgemeiner Befehlshaber der Verbündeten war. Er selber war klug und gemäßigt genug, diesen Posten dem Spartaner Eurybiades, wenigstens dem Nahmen nach, zu lassen 4). Aber dennoch war Er es, der, nicht durch Befehle, sondern durch Ueberredung (und wer war darin Themistocles gleich?) das Ganze lenkte. Zweymal maaß er sich mit der vielfach überlegenen Persischen Seemacht; das erstemal bey Artemisium, das anderemal bey Salamis. Beydemal aber sind es nicht sowohl künstliche Bewegungen der Flotten, als die Wahl des Orts, wodurch er sich half. Er vermied es im offenen Meere der gewaltigen Perserflotte entgegen zu gehen; wo es unmöglich gewesen seyn möchte, das Ueberflügeln zu verhindern. Daher nahm er die erste Stellung bey dem nördlichen Eingang der Meerenge von Euboea 5), und zog sich nach den unentschiedenen Gefechten von Artemisium durch diese Meerenge nach dem Saronischen Meerbusen

3) Herod. VI, 12. etc. Aber auch hier ein Beyspiel wie wenig das Commando vermochte.

4) Man sehe für dieses und für das Folgende die so interessante Erzählung bey Herod. I. VIII. 2 etc.

5) Den sogenannten Euripus. Die Perser ließen durch eine Abtheilung ihrer Flotte die Insel Euboea umschiffen, um den südlichen Eingang zu versperren, und den Griechen den Rückzug abzuschneiden; allein ihr Geschwader ward durch Sturm zu Grunde gerichtet. Herod. l. c.

zurück; wo der Winkel zwischen der Insel Salamis und Attica eine neue, noch sicherere, Station darbot. In einer solchen Stellung, wo man in geschlossener Reihe den Feind erwartet, vermag die Tactik nichts weiter; aber wer das Genauere der Erzählung bey Herodot lieset, wird zweifelhaft werden, ob er mehr den richtigern Blick, oder die Klugheit und Gewandtheit des Heerführers bewundern soll!

Von den spätern Seetreffen dieses Kriegs hat uns die Geschichte nur allgemeine Nachrichten aufbewahrt. Die Siege über die Perser wurden den Griechen zu leicht. Wo man anfängt den Feind zu verachten, wird die Kriegskunst schwerlich große Fortschritte machen.

Bey dem Anfange des Peloponnesischen Krieges haben wir die ausführliche Beschreibung des Treffens zwischen den Corinthern und Corcyräern 6); nach welchem beyde Theile ein Siegszeichen errichteten. Die Flotte der Corinther bildete Eine Linie; die der Corcyräer hingegen war in drey Abtheilungen gestellt. Aber der Geschichtschreiber bemerkt selbst, daß gar keine Evolutionen statt fanden; weil sogleich ein Handgemenge entstand, und nur einzelne Schiffe gegen einzelne fochten. Ueberhaupt giebt das was wir von der Flotte der Corcyräer lesen, keinen großen Begriff von ihrer Seetactik. In einem zweyten Seetreffen, gegen die Peloponneser, benahmen sie sich noch ungeschickter; und wurden nur dadurch gerettet, daß die Division der Athener ihren Rückzug deckte 7).

Allerdings hatte sich aber um diese Zeit bey den Griechen schon eine Seetactik ausgebildet, welche hauptsächlich in zwey Stücke, das Umschiffen und das Durchschiffen, gesetzt ward. Das Erste

6) Thucyd. I. 47 &c.

7) Thucyd. III. 77, 78.

hatte zum Zweck den Feind zu überflügeln, das Andere ihn zu durchbrechen. Um dieß zu hindern ward dagegen die andere Flotte in zwey Linien gestellt, beyde mit Zwischenräumen, so daß die Abtheilungen der zweyten Linie durch die Zwischenräume der ersten vordringen, und diese zur rechten Zeit unterstützen konnten. Diese Tactik war besonders in Athen ausgebildet worden; wo man auch eine andre Art des Angriffs der einzelnen Schiffe angenommen hatte; nicht mit dem Vordertheil, sondern schräg von der Seite; um durch Zerbrechung der Ruder das feindliche Schiff erst unbeweglich zu machen. In diesen Dingen waren die Athener nicht nur den Spartanern, sondern selbst den Syracusern überlegen 9).

Die beyden letzten Jahre des Peloponnesischen Krieges waren vor allen durch Seeschlachten ausgezeichnet; unter denen aber nur die zwischen den Spartanern unter Callicratidas und den Athenern bey den Aeginussischen Inseln neben Lesbos tactisch merkwürdig ist; indem sie uns das Bild jener doppelten Stellung der Flotten giebt. Die Athenische Flotte war auf dem rechten wie auf dem linken Flügel in zwey Linien gestellt. Die auf jedem bestand aus zwey Abtheilungen jede von 15 Schiffen; und ward in der zweyten Linie von gleichen Abtheilungen unterstützt; das Mitteltreffen ward durch Eine Linie gebildet. Diese Anordnung, sagt Xenophon 1) war gemacht, damit die Flotte nicht durchbrochen werden konnte. Die Spartanische Flotte dagegen bildete Eine Linie; sowohl zum Umsegeln als zum Durchbrechen eingerichtet. Das Treffen ward hartnäckig, es dauerte lange bis den Athenern der Sieg

8) *περιπλεῖν* und *διεκπλεῖν*. Thucyd. VII, 36. Xenoph. H. Gr. I, Op. p. 446.

9) Man sehe die Beschreibung des Gefechts bey Thucyd. l. c.

1) Xenoph. Op. p. 446.

ward, als Callicratidas fiel. Sein Steuermann hatte ihm vor der Schlacht, bey der großen Uebermacht der Athener, den Rückzug angerathen. „Sparta wird, wenn ich falle, eben so gut bestehen" war seine Antwort.

Eine weitere Ausbildung hat allerdings die Seetactik der Alten in den Römisch-Carthagischen Kriegen, und unter den Ptolemäern erhalten. Wenn man sie aber beurtheilen will, darf man zwey Dinge nicht vergessen. Einmal: Es hing viel weniger von den Winden ab, als in der Seetactik der Neuern: weil die Triremen weit mehr durch die Ruder als die Segel bewegt wurden. Zweytens: wo die Gefechte immer ganz in der Nähe, und Schiff gegen Schiff geliefert werden, können die Bewegungen der Flotten weder so mannigfaltig, noch so entscheidend werden, als wo die Schiffe in einer gewissen Entfernung bleiben, und während des Gefechts noch immerfort maneuvrirt wird. Wenn aber die Seetactik der Neuern allerdings um vieles schwerer und verwickelter ist, so schließe man davon nicht auf die Geringfügigkeit der Seetreffen zurück. Sie entschieden die Kriege im Alterthum weit häufiger als in der Neuern Zeit; und wenn von Menschenverlust die Rede ist, so wäre es leicht zu zeigen, daß Eine Seeschlacht der alten Welt oft mehr Menschen wegraffte, als vielleicht drey und mehrere in unsern Tagen.

Dreyzehnter Abschnitt.

Staatsmänner und Redner.

Das Bild des Staasmannes in Republiken wie die griechischen, muß sich nothwendig in vielen Rücksichten von dem in unsern Monarchien gar sehr unterscheiden; es hat seine Schwierigkeit sich dasselbe richtig zu entwerfen. Und dennoch ist es nothwendig sich eine anschauliche Idee von den Wirkungskreisen der Männer zu bilden, auf welche das Alterthum nicht ohne Ursache stolz ist. Es mag aber um so weniger überflüssig scheinen, etwas dabey zu verweilen, da wir dadurch Gelegenheit haben werden, einige jener Männer vielleicht richtiger zu würdigen. Lebten und wirkten dieselben gleich meist in Athen; so gehörten sie doch gewissermaaßen ganz Griechenland an; und sollen auch hier nur als Muster so vieler Andern aufgestellt werden, von denen uns die Geschichte, da sie in weniger berühmten Städten auftraten, auch weniger Nachrichten aufbewahrt hat.

Der so sehr verschiedne Character der griechischen Staaten mußte nothwendig auch auf die Staatsmänner zurückwirken, welche in ihnen handelten. Wo das Gesetz eine so unbeschränkte Gewalt wie in Sparta ausübte, war kein Platz für Volksführer wie sie in Athen erscheinen. Aber neben der Verfassung wirkte auch nicht weniger die

Verschiedenheit der Zeit. Wie war es anders zu erwarten, als daß mit der fortschreitenden Bildung der Nation auch das Wirken und Verfahren derjenigen gar sehr sich ändern mußte, die an ihrer Spitze standen?

Wir irren gewiß nicht, wenn wir das Zeitalter von Solon als dasjenige festsetzen, wo zuerst, besonders in dem Mutterlande, solche Männer auftraten, welche den Nahmen von Staatsmännern verdienen. Es hat früher Machthaber in Menge gegeben, die nicht selten Tyrannen wurden; allein der Sprachgebrauch selber legt jenen Nahmen nur denen bey, die als freye Männer die Angelegenheiten gebildeter Völker leiten.

In Solons Zeitalter 1) fanden noch keine verwickelte Verhältnisse zwischen den griechischen Staaten statt. Keiner derselben war vorherrschend, keiner strebte auch darnach es werden zu wollen; selbst Spartas Ansehn im Peloponnes war darauf gegründet, daß es die Befreyerin von dem Joche der sogenannten Tyrannen zu werden suchte. In einem solchen Zeitraum, wo die einzelnen Staaten meist mit sich selber oder doch nur mit den nächsten Nachbarn beschäftigt waren, konnte der Wirkungskreis eines Staatsmanns sich nicht leicht, oder wenigstens nicht anhaltend, über das Innere der Verfassung und Verwaltung ausdehnen. Die sieben Weisen, nach welchen die Griechen selber dieses Zeitalter als das der anfangenden Staatskunst bezeichnen, waren, wie hinreichend bekannt ist, nicht speculative Philosophen, sondern Beherrscher, Vorsteher und Rathgeber von Staaten. Beherrscher, wie Periander von Corint, und Pittacus von Mitylene; Vorsteher, wie Solon von Athen, Chilon von Sparta, Cleobulus von Lindus; Rathgeber, wie Bias und Thales, von Fürsten und

1) Etwa zwischen 600 und 550 v. Chr.

Städten 2). Unter ihnen ist eigentlich Solon allein uns genauer bekannt; zunächst als Gesetzgeber; demnächst als Krieger und Dichter. Dennoch aber ist es erst seit den Perserkriegen, wo die Männer in Griechenland auftraten, denen wir den Nahmen von Staatsmännern im neuern Sinne des Worts beylegen. Denn erst damals war es, als bey dem Kampf mit einem, an Macht scheinbar unendlich überlegenen Feinde, in welchem es Seyn oder Nichtseyn galt, und der Rath nicht weniger als die That entschied, ein höheres Interesse des Staats auflebte, das die bessern Köpfe und hervorragenden Geister beschäftigte; und auch nicht wieder erstarb noch sobald ersterben konnte. Denn unmittelbar aus diesem Kampf ging jene Idee der Vorsteherschaft von Griechenland hervor, die ein einziger Staat erhielt und gegen siebzig Jahre behauptete; und in welcher er, wie bereits oben gezeigt ist 3), die Grundlage seiner Größe und seines Glanzes fand. Nun entstand ein ganz anderer Maaßstab der politischen Geschäfte und Verhandlungen. Die auswärtigen Verhältnisse wurden die Hauptsache; *ihre* Lenkung war es, welche die Männer an der Spitze des Staats beschäftigte. Aber eben deshalb blieb der Wirkungskreis dieser Männer auch nicht blos auf Athen beschränkt; er breitete sich gewissermaßen über ganz Griechenland aus.

Das Streben dieser Männer ging dahin, und mußte dahin gehen, in einer Bürgergemeine sich geltend zu machen; in der zwar einige Ungleichheit durch die Geburt herrschte, (denn gewisse

2) Man s. *Diog. Laert.* I, c. 1—5. Die Stellen, welche sich auf sie beziehen, sind bereits von *Meiners* Gesch. d. *Wiss.* I, S. 43. und andern Schriftstellern der philosophischen Geschichte gesammelt und erläutert.

3) S. oben S. 156 ꝛc.

Familien, die der Eupatriden, wurden als hervorragend, als eine Art von Adel angesehen, und bildeten selbst eine politische Parthey,) aber in der doch die Geburt sehr wenig über den künftigen Einfluß bestimmte. Es ist wahr, auch in Athen waren, etwa so wie in England, in gewissen Familien, oder Classen von Familien, auch gewisse politische Ideen und Grundsätze herrschend; wodurch jene Aristocratische und Democratische Partheyen sich bildeten, und unter mannigfaltigem Wechsel erhielten. Aber die Geschichte Athens liefert dennoch der Beweise genug, daß der Einfluß, dessen jemand in der Gemeine genoß, keinesweges von seiner Geburt abhing. Es gab hier wie in andern ähnlichen Staaten zwey Mittel sich diesen zu verschaffen; im Kriege durch die That, im Frieden durch den Rath. Aber mit dem Unterschied, daß in gewissen Zeiten der kriegerische Ruhm vorherrschend war; in andern auch ohne ihn der Mann von Einfluß sich bilden konnte. In den ersten Zeiten, während des Kampfes mit den Persern, war der Feldherr Staatsmann; — und wie konnte es anders seyn? Als aber die Geschäfte des Friedens wichtiger wurden, eröffnete sich für den Mann von Geist auch ein anderer Weg sich geltend zu machen. Aber dennoch dauerte es lange in Athen, bis der bloße Staatsmann sich heben konnte; lange blieb er noch mit dem Feldherrn vereint; nur daß nun die Zeiten kamen, wo der erste vor dem letztern hervorzuragen begann. So werden wir also nicht mehr mißverstanden werden können, wenn wir die drey Zeiten von einander unterscheiden; die erste, wo der Staatsmann dem Feldherrn, die andere, wo der Feldherr dem Staatsmann untergeordnet war; und die dritte, wo der Staatsmann auch von dem Feldherrn abgesondert handelt. Auch ohne einen

ausführlichen Beweis, wird es der Leser leicht wahrnehmen, daß hier zugleich ein gewisses Verhältniß mit der fortschreitenden Cultur der Nation statt finde; der bloße Feldherr mag auch bey einem Barbaren-Volke vorherrschen; allein der Staatsmann, getrennt vom Feldherrn, findet erst bey einer cultivirten Nation seinen Platz. Um aber jene Zeitalter bestimmter zu bezeichnen, mag es uns erlaubt seyn, das erste das des Themistocles, das andere das des Pericles, das dritte das des Demosthenes zu nennen.

Von dem ersten Zeitalter ist es leicht einzusehen, daß in ihm der Feldherr über den Staatsmann stehen mußte. Es kam darauf an mit dem Schwerdt in der Hand den Staat zu retten; aber es bedurfte der Einsicht dazu nicht weniger als des Muths. Themistocles selber mag als der Repräsentant dieser Periode angesehen werden. Von der Natur gewiß weit mehr zum Volksführer als zum Feldherrn bestimmt, lag es in den Verhältnissen und dem Geist seines Zeitalters, daß er seinen politischen Einfluß auf seinen Feldherrnruhm gründen mußte. Ohne den Perserkrieg und ohne Salamis wäre er das nicht geworden, was er ward. Aber schon als Feldherr ist er vielleicht das vollkommenste Muster eines Bürgeranführers, der weniger durch Befehl, als durch Ueberredung und Menschenkunde wirkt. Sein Volk erkannte in ihm den klügsten Mann; er aber kannte wie kein Andrer sein Volk, nicht bloß das Ganze, sondern auch die Einzelnen. Daraus ging sein Wirken hervor. „Er zeigte, sagt Thucydides 4), „am stärksten die Kraft seines Genies; und ist „darum vor allen andern bewundernswürdig. Durch „seinen Verstand war er der schärfste Beurthei-

4) Thucyd. I, c. 138.

„ler jedes unerwarteten Vorfalls; ohne weder „vorher oder nachher sich darüber zu unter„richten; und der richtigste Vorherseher der Zu„kunft. Was er unter den Händen hatte, ver„stand er auszuführen; was ihm neu war, rich„tig zu würdigen. Auch bey dunkeln Sachen „wußte er am besten zu sagen, was zu thun sey „und nicht zu thun sey, und überhaupt war er „der erste, an Kraft des Geistes, und Schnellig„keit des Entschlusses." Wohl dem Staat, dem ein solcher Mann zu Theil ward! Auch in großen Gefahren braucht er nicht zu verzagen! Wer die Geschichte von Themistocles durchgeht, wird ihn weniger in seinen Heldenthaten als darin bewundern, wie er den Muth seines Volks aufrecht zu halten, und in dem entscheidenden Augenblicke auch zu einem entscheidenden Schritte es zu bewegen wußte, zu dem Entschluß lieber die Schiffe besteigend seine Vaterstadt zu verlassen, als sich dem Persischen Joch zu unterwerfen. Das kann nur der an Geist über Alle hervorragende Mann! Allerdings waren diese großen Talente mit einem Character gepaart, der keineswegs über den Eigennutz erhoben war 5). Allein das Interesse des Vaterlandes wurde diesem nicht aufgeopfert. Um aber die politische Lage von Themistocles zu beurtheilen, darf man nicht vergessen, daß Er der erste in Athen war, der als Neuling, ohne Geburt, sich emporschwang; und die Macht der edlen Geschlechter brach 6). So etwas wird nicht verziehen; und es ist nicht zu verwundern, wenn er, zugleich von Sparta verfolgt, den innern und äußern Feinden erlag. Aber als er das undankbare Athen verließ,

5) Man sehe besonders die Erzählung von der Bestechung der griechischen Feldherrn durch die Euboeer; Herodot. VIII. 5.

6) Plutarch. in Themist. Op. I, p. 438.

war sein Werk hier bereits vollendet. Er hatte durch die That es bewiesen, daß er die Kunst verstand, deren er sich rühmte, einen kleinen Staat groß zu machen. Die Aufnahme, die er in Persien fand, ehrt ihn nicht weniger als Artaxerxes; und wenn es gleich zweifelhaft bleibt, ob er durch einen freywilligen Tod sich dem Dienst gegen sein Vaterland entzog 7); so ist es doch gewiß, daß er nichts that, das seinen Ruhm hätte beflecken können.

Wenn Themistocles zeigte wie man in einem Staat wie Athen durch Talente sich heben konnte, so gab dagegen Aristides ein Beyspiel was der Character vermag. Denn auf diesen, auf die Ueberzeugung von seiner Rechtlichkeit und Uneigennützigkeit, war zuerst sein Einfluß, und seine Theilnahme an Staatsgeschäften gegründet; wiewohl auch hier der Feldherrnruhm hinzukommen mußte, es zu befestigen. Schon bey Marathon war Er es, der als Einer der zehn Feldherrn den Miltiades unterstützte; und selbst groß genug dachte ihm den Oberbefehl statt seiner zu überlassen 8). Bey Plateae aber war Er der Heerführer der Athener; und als durch diesen Sieg die Freyheit Griechenlands gerettet war, und nachher Athen als Haupt des Bundes gegen die Perser seinen Principat gründete; führte Er, zum Schatzmeister Griechenlands auf Verlangen der Verbündeten ernannt, die schwerste

7) Er starb, sagt Thucydides, an einer Krankheit. Einige sagen aber er sey freywillig an genommenem Gift gestorben, weil er nicht leisten konnte, was er dem Könige versprochen. Thucyd. I, 138. Von der Sage, die nachmals allgemein ward, daß er sich durch Ochsenblut getödtet habe, Plut. Op. I, p. 498. weiß Thucydides noch nichts. Die Erzählung ward also nachher weiter ausgesponnen; Thucydides scheint den natürlichen Tod kaum bezweifelt zu haben, da er so bestimmt spricht.

8) Plutarch. Op. I, p. 489.

Aufgabe aus, die Vertheilung der jährlichen Beyträge unter ihnen 9). So verdankt Athen ihm nicht viel weniger als dem Themistocles; sein Nebenbuhler von Jugend auf. Wenn politische und moralische Grundsätze eine Uebereinstimmung zwischen beyden Männern fast unmöglich machten, (nur die Noth des Vaterlandes vermochte es auf eine Zeitlang;) so darf man nicht vergessen, daß Aristides, wenn auch wahrscheinlich von keiner begüterten Familie 1), dennoch durch seine Herkunft den Eupatriden angehörte.

Cimon, der Sohn des Miltiades, der dritte den wir aus diesem ersten Zeitraum nennen müssen, macht gleichsam den Uebergang zu dem folgenden. Auch bey ihm steht der Feldherr über dem Staatsmann. Seine Politik hatte nur Ein Ziel, Bekriegung der Perser als das Mittel zur Erhaltung der Einigkeit unter den Griechen. Dieß verfolgte er sein ganzes Leben, von der Schlacht bey Salamis, (er war der erste gewesen, der das Beyspiel gab die Stadt zu verlassen, und die Schiffe zu besteigen 2)); bis kurz vor dem ruhmvollen Frieden, den Er herbeyführte, ohne noch seinen Abschluß zu erleben 3). Kaum scheint es daher, daß er an

9) Aristides, sagt Plutarch, stellte eine Untersuchung über das Gebiet und über die Einkünfte der einzelnen Staaten an; und bestimmte darnach, zur allgemeinen Zufriedenheit, die Tribute. *Plutarch.* Op. II, p. 535. Aber auch schon vorher war es recht eigentlich sein Character gewesen, der Athen den Principat verschaffte. Denn einen *solchen* Vorsteher wollten die Verbündeten haben, und forderten ihn selber zum Oberbefehl auf. *Plutarch.* II, p. 532. Er war damals mit Cimon Feldherr der Athener.

1) Wie ungewiß man darüber war, erhellt aus *Plutarch.* III, p. 478.

2) *Plutarch.* Op. III, p. 181.

3) Der Friede mit den Persern 449 v. Chr. wo die Grie-

innern Angelegenheiten einen weitern Antheil genommen habe, als seine Lage ihn dazu nöthigte. Denn durch seine Herkunft den Optimaten angehörend, und, ein Zögling des Aristides, mit diesem politisch gleichgesinnt, suchte er nur die Volksgunst, in so fern sie ihm nöthig war sich als Feldherr zu behaupten; ohne doch dem Loose zu entgehen das auch Themistocles und Aristides traf. Allein sein kriegerischer Ruhm verschaffte ihm eine baldige Rückkehr; und befestigte ihn in gleichem Maaße mehr in seinem Platz, als er forthin sich vermehrte. Die Mittel aber, deren sich Cimon bediente, um die Gunst des Volks sich zu erhalten, sind es, welche, wie wir vorher bemerkten, ihn gleichsam in die Mitte zwischen den ersten und zweyten Zeitraum stellen. Seine Freygebigkeit beschränkte sich nicht bloß auf einzelne Bürger; sondern bereits Er fing an, durch öffentliche Anlagen, meist auf seine Kosten, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Hatte Themistocles die Stadt und den Piraeeus befestigt; so fing er an sie zu verschönern. Aus der Persischen Beute erbaute er den einen Theil der Mauern der Burg 4). Die sumpfige Gegend ihr zur Seite 5) ließ er austrocknen und pflastern; er bereitete Plato und seiner Philosophie ihren Wohnsitz vor, indem er die Academie (bisher ein dürres Feld,) in einen lieblich bewässerten Hayn verwandelte; und den Athenern ihren liebsten Versammlungsplatz, den Markt; indem er ihn mit Platanen bepflanzte 6). Bereits Er stand in enger freundschaftlicher Verbindung mit Künstlern; besonders dem Mahler Polygnotus; dessen Kunst und Patriotismus die Athener die

chen die Bedingungen vorschrieben; wie sie Plutarch aus dem Volksschluß uns erhalten hat. Op. III, p. 202.

4) Plutarch. Op. III, p. 202.

5) αἱ λίμναι genannt.

6) Plutarch. l. c.

Mahlereyen in der berühmtesten ihrer öffentlichen Hallen, einem ihrer Lieblingsörter, verdankten 7).

Mit Recht mag also Cimon schon der Verläufer des Pericles heißen; dessen Nahme uns das zweyte Zeitalter bezeichnet. Die Zeiten waren gekommen, wo neben den Künsten des Kriegs auch die des Friedens ihren Platz fanden; wo auf eine, noch nie gesehene, Weise fast alle Zweige der Kunst und Litteratur zugleich ihre schönsten und unverwelklichsten Blüthen entfalten sollten.

Unter solchen Umständen begreift es sich leicht, daß in einem Freystaat, wo nur der an die Spitze gelangte, und an der Spitze sich erhielt, der die Achtung und die Bewunderung seiner Mitbürger zu gewinnen und zu erhalten verstand, auch für den Staatsmann ganz neue Bedürfnisse entstanden, und ganz andere Forderungen an ihn gemacht wurden, als vorher. Der wechselseitige Einfluß der hervorragenden Männer auf ihr Zeitalter, und ihres Zeitalters wiederum auf sie, ist vielleicht eine der interessantesten Untersuchungen, zu welchen die Geschichte den Stoff darbietet. Wenn man die einzelnen, bald sich näher liegenden, bald weiter von einander entfernten Zeitpuncte übersicht, in welchen die großen Veränderungen einzelner Völker, und selbst eines großen Theils der Menschheit erfolgten, so wird man immer in ihnen einzelne Männer erscheinen sehen, die man gleichsam als die Darsteller des Zeitalters betrachten mag; und nach denen es nicht selten mit Recht seinen Nahmen trägt. Sie können sich allerdings in einem gewissen Grade über ihr Zeitalter erheben; allein sie bleiben darum doch nicht minder die Söhne der Zeit; und eine Geschichte der Menschheit, bloß an diese hervorragenden Geister geknüpft, wäre vielleicht am Ende die treuste die sich

7) Plutarch. Op. II, p. 178. Davon die Bunte, ποικιλη, genannt. Sie stieß an das Forum.

geben läßt. Wer Herrman und Caesar, wer Gregor, wer Luther und Friedrich treu darstellt, hat auch in seinen Hauptumrissen ihr Zeitalter geschildert. Das was man Erhebung über das Zeitalter nennt, ist gewöhnlich nur das richtige Auffassen des Zeitalters in allen seinen Beziehungen; und daraus hervorgehendes, dieser Ansicht gemäßes, Handeln. Darin liegt eigentlich das Geheimniß der großen Männer; das sie Niemand zu verrathen fähig sind, weil sie Niemand ihren Tiefblick, oder vielleicht in manchen Fällen vielmehr ihre Ahnungen, mittheilen können. Wer das Zeitalter des Pericles nennen hört, knüpft daran sofort eine Reihe großer und schöner Ideen; wer tiefer in die Kenntniß desselben eindringt, findet freylich bald, daß hier kein reines Ideal vorhanden war; allein das Große und Edle bleibt darum doch nicht minder wahr. Den bloßen Bürger eines Freystaats zu erblicken, der sein Volk, und durch dasselbe die gebildete Menschheit überhaupt, auf eine höhere Stufe hebt, ist ein Schauspiel, das die Geschichte nur noch ein einzigesmal, unter ähnlichen Umständen, in Lorenzo dem Fürstlichen zu wiederholen vermochte. Beneidenswerthe Männer, um deren Scheitel ein ewig frischer Lorbeer grünt! Ist Nachruhm, ist dankbares Andenken der Nachwelt kein leeres Glück; — wer möchte nicht mit dem Eurigen tauschen?

Die Staatskunst des Pericles ruht auf einer einfachen Grundlage: der erste in seiner Vaterstadt zu seyn, indem er seine Vaterstadt zu der ersten machte. Ihr politisches Uebergewicht hing ab von der Behauptung jener schon oben erläuterten 8) Vorsteherschaft von Griechenland; allein nicht bloß die Gewalt, sondern Alles was eine Stadt nach griechischem Sinn verherrlichen konnte, sollte ihr dieses erhalten. So fühlte er selber das Bedürfniß einer

8) S. oben S. 156.

vielseitigeren Ausbildung, als sie bisher in Athen statt gefunden hatte; und nichts was sein Zeitalter ihm darbieten konnte, blieb ungenutzt. Er war der erste Staatsmann der es empfand, daß ein gewisser Grad von philosophischer Bildung ihm nöthig sey; nicht um in ein Lehrsystem sich einzuspinnen; sondern sich im freyen Denken zu üben; und er ward der Schüler des Anaxagoras 9). Wenn bisher nur vom Staat bestellte Redner die Vorträge in der Volksversammlung thaten, so trat er zuerst als selbstbestellter Redner auf 1); und das Studium der Beredtsamkeit ward ihm Bedürfniß, ohne daß doch das Handeln bey ihm dem Reden untergeordnet gewesen wäre. Indem er Athen durch jene Meisterwerke der Baukunst und der bildenden Künste verherrlichte, war er nicht der Gönner, sondern der Freund eines Phidias, und ähnlicher Männer; und wer weiß nicht, wie er durch die Verbindung mit Aspasia, der Vertrauten, der Geliebten, zuletzt der Gemahlin, jene feinere Bildung seinem Geist zu geben wußte, die er bey Atheniensischen Bürgerinnen vergeblich suchen mochte. Das Alles stand aber in Beziehung bey ihm mit seinem öffentlichen Leben. Er wollte ganz Staatsmann seyn, und war es. „Nur auf Einem Wege in der Stadt, sagt Plutarch 2), sah man ihn; auf dem zum Markt und zum Rathhaus. Einladungen zu Gastmählern und zu allen muntern Gesellschaften und Umgang lehnte er ab. In der langen Zeit, wo er dem Staat vorstand, hat er nie bey einem seiner Freunde gespeiset; bloß bey der Hochzeit seines Neffen Euryptolemus war er zugegen; aber sofort nach der

9) Man sehe für dieses und das Folgende Plutarch in seiner Biographie Op. T. II.

1) Jene Redner unterscheidet Plutarch selber von ihm l. c. p. 601. Man sehe Petit. de leg. Att. III, 3.

2) Plutarch. Op. II. p. 601.

Libation 3) stand er auf. Aber auch in der Volksversammlung erschien er nicht immer; sondern nur bey wichtigen Gelegenheiten; kleine Sachen ließ er durch Vertraute und Redner betreiben." So stellte Pericles das Muster eines Staatsmanns dar, wie Griechenland ihn noch nicht gesehen hatte; und ihn auch nicht wieder erblickte. Seine Geschichte lehrt, daß auch Er unter dem Getreibe der Partheyen groß wurde; die er dennoch endlich alle niederschlug; und wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn sein Zeitalter nicht einstimmig über ihn urtheilte. Wie rieben sich auch nicht schon an ihm, wie man aus Plutarch sieht 4), die Komiker! Aber Eine Stimme hat er für sich gewonnen, die allein alle andren aufwiegt, die des Thucydides. „So lange er dem Staat im Frieden vorstand, sagt der Geschichtschreiber 5), geschah es mit Mäßigung; er hielt ihn aufrecht; ja er ward am größten unter ihm. Wie der Krieg begann, zeigte er auch hier, daß er seine Kraft richtig berechnet hatte. Da er, an Würde und Klugheit der erste, über allen Verdacht der Bestechlichkeit erhaben war; so lenkte er das Volk mit großer Freyheit; und ward nicht sowohl von ihm geleitet, als er es leitete; weil er ihm nicht nach dem Munde redete; sondern mit Würde, und selbst mit Heftigkeit ihm widersprach. Wollte es etwas unzeitig thun, so wußte er es zu bändigen; wollte es ohne Grund den Muth sinken lassen, wußte er ihn wieder aufzurichten. So war es dem Nahmen nach eine Herrschaft des Volks; der Sache nach die

3) Also beym Anfang der Mahlzeit. — Mich dünkt, diese kleinen Züge zeichnen den Mann, der sich nie etwas vergab. Giebt es ein Ehrfurcht gebietenderes Bild als das des großen Staatsmanns, der ganz seinem hohen Berufe, und seiner würdig lebend, für sich nur Augenblicke übrig behält?

4) Wie z. B. Op. II, p. 592.

5) Thucyd. II, c. 65.

Herrschaft des ersten Mannes.“ Die Characteristik eines solchen Meisters bedarf keiner Zusätze; nur das dürfen wir aber nicht unberührt lassen, daß auch bey einem Pericles der Feldherr nicht über dem Staatsmann vergessen wurde. Hohe Vorsicht, nichts ohne die größte Wahrscheinlichkeit des Erfolgs zu unternehmen, scheint hier seine Regel gewesen zu seyn; und so groß war auch hier das zu ihm gefaßte Zutrauen, daß er in den letzten funfzehn Jahren, wo er allein die Lenkung der Angelegenheiten hatte, ununterbrochen in dieser Stelle geblieben zu seyn scheint 6).

Bey aller gerechten Bewunderung, die wir dem Pericles zollen, dürfen wir aber auch nicht vergessen, daß die Zeitumstände ihn begünstigten. Ein Mann wie Er vermag viel, weil der Staat dem er vorsteht im Aufblühen ist; und in dem Volke selbst sich Anlagen und Kräfte entwickeln, die er nur muß zu nutzen verstehn. Pericles selber hätte seine Rolle nicht zum zweytenmal spielen können, wie viel weniger die, welche seine Nachfolger wurden. Die Geschichte hat unter diesen nur Einen zu nennen; den wir erwähnen müssen, weil er auch in einem gewissen Sinn nicht bloß Athen, sondern Griechenland angehörte, Alcibiades. Das Zeitalter, in dem er auftritt, ist durchaus kriegerisch; hauptsächlich durch seine Schuld. So mußte also freylich bey ihm der Feldherr über den Staatsman stehen. Aber dennoch kann man mit Zuversicht sagen, daß er auch in bessern Zeiten kein Pericles geworden wäre; wie sehr auch Geburt, Talente und Vermögen, ihn zu einer ähnlichen Rolle zu bestimmen schienen. Pericles sah in Allem erst den Staat, und dann sich. Alcibia-

6) Nämlich seit dem Siege über seinen Gegner, den ältern Thucydides, den die Optimatenparthey unterstützte. Plutarch. Op. II, p. 626. 627.

des in allem erst sich und dann den Staat. Bedarf es mehr um ihn als Staatsmann zu würdigen? Eitelkeit war die Grundlage seines Characters. So schildert ihn derselbe große Geschichtschreiber, der uns Pericles mahlte. „Obwohl Alcibiades, sagt er 7), an Reichthum und Ansehen unter seinen Mitbürgern hervorragte, so waren seine Wünsche doch immer größer als sein Vermögen; besonders um Prachtrosse zu halten, und andern Aufwand zu treiben; welches nicht wenig dazu beygetragen hat, nachmals den Staat der Athener zu stürzen.“ Seine Geschichte ist zu bekannt, als daß es nöthig wäre, Beweise dafür im Einzelnen zu führen; sie ist vom Anfang bis zum Ende der Beleg dazu.

In allen bisher erwähnten Männern sahen wir den Staatsmann mit dem Feldherrn vereinigt; mochte nun der letzte vor dem erstern, oder der erstere vor dem letztern hervorragen. Wodurch ward aber die gänzliche Trennung beyder herbeygeführt; wie wir in der dritten Zeit, die wir nach Demosthenes nannten, sie erblicken? Der Nahme allein sagt uns schon klar genug, daß in der Herrschaft der Beredtsamkeit dieser Grund zu suchen sey; aber es bleibt die Frage zu beantworten, weshalb und wodurch die Beredtsamkeit erst so spät diese Herrschaft in der Politik sich errungen habe?

Von Themistocles und Aristides lesen wir nicht, daß sie durch Kunst gebildete Redner waren. Daß vielmehr unter den practischen Staatsmännern dieser Ruhm zuerst dem Pericles gebührte, wird nicht bezweifelt; wenn es auch ungewiß ist, ob er schon des Unterrichts der damals entstehenden Lehrer der Beredtsamkeit genoß 8). Aber wenn auch die Re-

7) Thucyd. VI, 15.

8) Nach Plutarch. I, p. 594. war zwar der Sophist Damon sein Lehrer; aber wie es scheint mehr sein politi-

den des Pericles Kunstwerke waren; so waren sie es doch schwerlich in dem Sinn, wie die des Demosthenes und seiner Zeitgenossen. Da Pericles nichts geschrieben hinterließ, so muß es zweifelhaft bleiben, ob er seine Reden überhaupt wirklich ausarbeitete. Ein Umstand, den uns Plutarch aufbehalten hat, scheint dieß sehr ungewiß zu machen. „Er pflegte, sagt der Biograph 9), wenn er öffentlich reden wollte, vorher immer die Götter anzurufen, daß ihm kein Wort wider seinen Willen entfallen möchte, welches nicht zur Sache gehöre.“ Scheint dieß nicht anzudeuten, daß er seine Reden keineswegs genau niedergeschrieben, und aus dem Gedächtniß hergesagt; sondern daß er vielmehr Manches der freyen Ausführung überlassen habe? Die Rede, welche ihm Thucydides in den Mund legt 1), ist freylich das Werk des Geschichtschreibers; aber aus ihr so wie aus andern ähnlichen Reden bey ihm können wir doch den Zustand der Staats-Beredtsamkeit vor und zur Zeit des Peloponnesischen Kriegs unstreitig am zuverlässigsten beurtheilen; da sie nicht anders als im Geschmack und nach der Sitte der Zeit geschrieben seyn können. Wie verschieden ist aber dieser noch von dem in dem Zeitalter des Demosthenes? Wie viel weniger können diese Reden, wie groß auch übrigens ihr Werth ist, als rednerische Kunstwerke betrachtet werden? Wir finden noch wenig oder nichts in ihnen von

scher Rathgeber, als eigentlicher Lehrer in der Redekunst. Er bediente sich, sagt Plutarch, des Vorwandes ihn in der Musik zu unterrichten. Gorgias von Leontium, der sonst gewöhnlich die Reihe der Sophisten eröffnet, kann schwerlich schon sein Lehrer gewesen seyn. Man sehe das Fragment aus den Schol. ad. Hermog. ap. Reiske Or. Gr. VIII, p. 195.

9) Plut. Op. II, p. 604.

1) Thucyd. II, c. 60.

einem künstlichen Plan. Eben so wenig von jener rednerischen Ausführung; und den Kunstgriffen, durch welche jene spätern Redner auf ihre Zuhörer wirken. Wir bewundern in ihnen mit Recht die Kraft der einzelnen Gedanken, so wie einzelne Wendungen und Ausdrücke. Aber eben so unwidersprechlich scheinen sie auch zu beweisen, daß der rednerische Styl sich damals noch keinesweges in Athen ausgebildet hatte. Ihr Character nähert sich weit mehr dem der militärischen Beredtsamkeit; sie tragen den Stempel des Zeitalters, in welchem der Staatsredner zugleich auch Feldherr war 2).

Wodurch erhielt nun aber die griechische Staatsberedtsamkeit den ihr nachmals eigenthümlichen Character, wie wir ihn in dem Zeitalter des Demosthenes finden? Allerdings hängt das Entstehen und die Ausbildung der Staatsberedtsamkeit immer in einem gewissen Grade von äußern Umständen ab. Es ist nicht genug, daß die Verfassung Platz für sie läßt; sonst hätte sie ja auch in den übrigen griechischen Städten, und auch schon viel früher in Athen, sich ausbilden müssen. Auch die kunstmäßige Behandlung, und der in ihr gegebne Unterricht, giebt nicht den Maaßstab in wie fern große Staatsredner wirklich erscheinen. Allerdings wird dieses Alles vorausgesetzt. Aber die äußern Verhältnisse müssen zugleich von der Art seyn, daß sie das Bedürfniß von Rednern fühlbar machen. Wo kann dieses aber in freyen Staaten anders, als in den Zeiten, — nicht sowohl der Kriege selbst, denn hier entscheiden nur die Waffen; als vielmehr in den Zeiten drohender Gefahren, die durch Klugheit und zugleich durch muthige Entschlüsse noch vielleicht

2) In dem meisterhaften Abriß, den Cicero in Bruto, cap. 7 — 13. von der Folge der griechischen Redner giebt, wird man viel lehrreiches über diese Gegenstände finden.

abgewandt werden können, geschehen? Hier ist der Staatsredner an seinem Platz; hier sieht er das Feld des Ruhms für sich eröffnet; und wenn keine andere Gründe als die Liebe des Vaterlandes ihn auf die Rednerbühne führten, wo könnte eine edlere Begeisterung als hier seine Brust erwärmen?

Dieß war der Fall in Griechenland, und besonders in Athen, in Philipp's Zeitalter. Denn Philipp war es, der selber einen Demosthenes hervorrief. Was vorausgehen mußte, um eine solche Erscheinung vorzubereiten, war vorausgegangen. Man war im Besitz einer Verfassung, die schon lange an öffentliche Beredtsamkeit gewöhnt hatte, und ihr Platz ließ. Sie ward schon lange nicht mehr als ein bloßes Geschenk der Natur, sondern als eine Frucht des Studiums betrachtet; und der Redner sprach zu einem Volke, das genug gebildet war, um ihn beurtheilen und schätzen zu können. Nun kamen jene äußeren Veranlassungen, jene schwierigen Verhältnisse hinzu. Wo wäre mehr wie hier Platz für große Staatsredner gewesen; wo ließe sich ihre Erscheinung im Allgemeinen leichter erklären? Wo war es natürlicher, daß der practische Staatsmann immer mehr Redner wurde, und also jene dritte Zeit von selbst erscheinen mußte, wo auch der bloße Redner, ohne zugleich Feldherr zu seyn, die Staatsgeschäfte leiten konnte?

Aber wenn man die practische Ausbildung der griechischen Beredtsamkeit, (denn nur von dieser, nicht von ihrer Theorie, ist hier die Rede) verfolgt, so geräth man leicht auf die Bemerkung, die noch eine genauere Erörterung verdient: daß in diesem letzten Zeitraum eine viel engere Verbindung zwischen der gerichtlichen und der Staatsberedtsamkeit Statt fand, als vormals. Jene Männer, welche in den frühern Zeiten an der Spitze des Staats

standen, ein Pericles, Alcibiades u. a. gelangten dahin nicht auf der Laufbahn der Sachwalter. Wenn sie auch vielleicht in einzelnen Fällen, wie Pericles bey Cimon 3), als Ankläger in Staatsprocessen auftraten, so machten sie doch aus der gerichtlichen Beredtsamkeit kein Gewerbe, wie die Redner im Zeitalter des Demosthenes. So entsteht also die für die Geschichte der practischen Politik sowohl als der Beredtsamkeit, gleich wichtige Frage: Wann wurden die Sachwalter in Griechenland Staatsmänner; und wie wurden sie es?

Irre ich nicht, so ist es nicht schwer zu erweisen, daß dieses während, und durch den Peloponnesischen Krieg geschah. Der Weg, der sie dahin bringen konnte, ist aus dem was bereits oben über das Gerichtswesen gesagt ist 4), klar. Die Staatsprocesse waren es, die dahin führten. Diese fingen aber erst an während und zunächst nach diesem Kriege recht häufig zu werden. Sie konnten es nicht eher, (wenn gleich einzelne auch früher vorkommen, als bis der Factionsgeist jene unausrottbaren Wurzeln geschlagen hatte, der ihnen beständige Nahrung gab. Von denen uns bekannten Rednern ist Antiphon der früheste, der hier genannt werden muß. Das Bild, das uns Thucydides von ihm entwirft, zeigt uns den Mann, der, eigentlich Sachwalter, dennoch gegen seine Neigung in Staatsgeschäfte hereingezogen ward; und deshalb zuletzt seinen eignen Kopf vertheidigen mußte 5). Von seinen Zeitgenossen, Andocides und Lysias, ward der erste wahrscheinlich nur durch seinen unruhigen Geist

3) Plutarch, Op. I, p. 610. Und selbst damals, wie der Schriftsteller bemerkt, mehr dem Schein nach als ernstlich.

4) S. oben S. 232.

5) Thucyd. VIII. c. 68.

und seine Sittenlosigkeit verhindert 6), daß er nicht dauernd eine große politische Rolle spielen konnte. Sein Gegner Lysias war, wie seine noch übrigen Reden zeigen, ganz Sachwalter; aber sie sind meist in solchen Sachen gehalten, welche man in Athen zu den öffentlichen Rechtshändeln zählte; die gerichtliche Beredtsamkeit stieg aber natürlich immer mehr in Ansehen, je mehr die Rechtssachen sich nicht bloß vervielfältigten, sondern auch wichtiger wurden. So wurde aber auch, bey dieser Vervielfältigung der Staatsprocesse, dem Sachwalter immer mehr der Weg zu der Theilnahme an Staatsgeschäften gebahnt; und die Begriffe von Rednern und Staatsmännern wurden von selbst unzertrennlich. Nirgend zeigt sich dieses mehr als in den, für diese Gegenstände oft so lehrreichen, Schriften des Isocrates. Er, der eigentlich nur Lehrer der Beredtsamkeit war, (da er selber öffentlich zu sprechen zu furchtsam sich fühlte), betrachtet sich selbst nicht weniger als Lehrer der Staatskunst; und da er in Staatssachen nicht sprach, so schrieb er darüber 7). Mehrere seiner Aufsätze gehören in jene Classe von Denkschriften, wie wir sie nennen; welche er selbst an Fürsten und Könige richtete; ungeachtet, wie er sagt, seine Freunde ihn gewarnt hatten, wie gefährlich diese Art der Schriftstellerey für ihn werden könnte 8). Sie haben freylich nicht mehr gewirkt, als solche Schriften in den meisten Fällen ohne persönliche Verbindungen zu wirken pflegen; allein der große Antheil, den er an der Bildung so vieler Staatsmänner und Redner

6) Man sehe Hauptmann de Andocide ap. Reisk, Vol. VIII, p. 535.

7) Man sehe besonders die Einleitung zu dem Panathenaicus, Op. p. 234 etc.

8) Orat. ad. Phil. Op. p. 85.

durch seinen Unterricht hatte, wird ihm nicht streitig gemacht 9).

Nichts wäre überflüssiger, als noch der Lobredner des Meisters werden zu wollen, den schon lange die Uebereinstimmung der Jahrhunderte für den ersten erklärte; den selbst der einzige, den das Alterthum ihm an die Seite setzte, so treffend, und gleich ruhmvoll für Beyde, gewürdigt hat 1). Nicht von Demosthenes dem Redner, sondern von Demosthenes dem Staatsmann soll hier die Rede seyn; und auch von diesem nur, in so fern der Mensch, der Redner und der Staatsmann bey ihm auf das engste vereinigt waren. Aus dem Innersten seines Gemüths ging seine Politik hervor; diesen seinen Gefühlen und seiner Ueberzeugung bleibt er treu, trotz allem Wechsel der Verhältnisse, trotz allen drohenden Gefahren! Dadurch ward er eigentlich der gewaltigste der Redner; weil kein Capituliren mit seiner Ueberzeugung; kein halbes Nachgeben; weil überhaupt keine Spur von Schwäche je bey ihm sichtbar ist. Dieß ist der wahre Kern seiner Kunst; alles Uebrige nur die Schale. Wie hoch ragt er hier über Cicero hervor! Aber wer hat auch härter wie Er für diese seine Größe gebüßt? Unter allen politischen Characteren ist Demosthenes der höchste und der reinste 2) tragische Character, den

9) Cic. Brut. c. 8. Isocrates, cujus domus cunctae Graeciae quasi ludus quidam patuit, atque officina dicendi; magnus orator et perfectus magister.

1) Cicero in Bruto c. 9.

2) Verlästert ward er natürlich wie kein andrer. Und doch konnten sie nichts auf ihn bringen als sein Stillschweigen bey der Sache des Harpalus, (man s. unten,) und daß er im Persischen Solde stehe; damals die gewöhnliche Verleumdung derer, die nicht philippisirten. Hätten sie es beweisen können, würden sie wohl geschwiegen haben?

die Geschichte kennt. Wenn man, noch erschüttert von jener gewaltigen Kraft seiner Worte, sein Leben im Plutarch durchgeht; wenn man sich ganz in seine Zeiten, in seine Lagen versetzt; so wird man zu einer Theilnahme hingerissen, wie schwerlich der Held einer Epopoe oder eines Trauerspiels sie hervorzubringen vermag. Von seinem ersten Auftritt bis zu dem Augenblick, wo er im Tempel das Gift nimmt, sehen wir ihn im Kampf mit einem Schicksale, das fast grausam seiner zu zu spotten scheint. Wiederholt wirft es ihn nieder, aber niemals besiegt es ihn. Welche Fluth von Gefühlen muß bey diesem Wechsel von auflebenden und getäuschten Hoffnungen diese männliche Brust bestürmt haben! Wie natürlich grub sich, wie wir es noch auf seinem Bildniß erblikken 3), diesem ernsten Gesicht die Furche der Schwermuth 4) und des Unwillens ein! Kaum dem Jünglingsalter entwachsen, trat er zuerst als Kläger in seiner eignen Sache gegen seine treulosen Vormünder auf 5); denen er dennoch nur einen geringen Theil des väterlichen Vermögens entreißen konnte 6)! Bey seinen nächsten Versuchen verspottet vom großen Haufen, aber durch Einzelne, die seine künftige Größe ahnten, ermuntert, bestand er nun den hartnäckigen Kampf mit sich selbst, bis er über seine eigne Natur den Sieg davon trug 7). Nun trat er wiederholt als Ankläger

3) Visconti Iconographie Pl. XXX.

4) Der leichtfertige Spott seines Gegners über ihn, „der leichter weine als andre lachen," Æschin. in Ctesiph. Op. III. p. 597. Reisk. hatte eine tiefere Wahrheit als er selber hineinlegen wollte.

5) In den Reden gegen den Aphobus Op. II. Reisk.

6) Plutarch. IV, p. 700.

7) Viel ist darüber späterhin gefabelt worden; die Erzählung aber von den Kieselsteinen die er in den Mund nahm,

von öffentlichen Verbrechern auf 8); ehe er es noch wagte in Staatssachen zu sprechen. Gleich in der ersten dieser seiner Reden 9) erblickt man aber auch schon den selbstständigen Staatsmann der, nicht geblendet von einer glänzenden Idee, sich einem unbesonnenen Unternehmen widersetzt. Als kurz darauf Philipp durch seine Einmischung in den Phocischen Krieg seine Absichten gegen Griechenland darlegte, tritt er zum erstenmal gegen ihn in seiner ersten Philippischen Rede auf 1). Von diesem Zeitpunkt an, hatte er die große Aufgabe für sein Leben gefunden. Bald als Rathgeber, bald als Ankläger, bald als Gesandter schützt er die Selbstständigkeit seiner Vaterstadt gegen die Macedonische Politik. Ein glänzender Erfolg schien zuerst seine Anstrengung zu belohnen. Schon hatte er eine Anzahl Staaten für Athen gewonnen 2); schon war es, als Philipp in Griechenland einbrach, ihm gelungen auch die Thebaner nicht bloß zu gewinnen sondern bis zur Begeisterung zu

beruht auf dem Bericht des Demetrius Phalereus, der es von ihm selber noch gehört hatte. Plut. IV. p. 709. So auch verschiedenes andere.

8) Gegen den Androtion, Timocrates u. a., damals 27 Jahr alt. Plut. p. 717.

9) In der von den Symmorien, oder Classen; gehalten 354 v. Chr. Er widerrieth hier einen Angriffskrieg gegen die Perser, zu dem die Athener in Hoffnung einer allgemeinen Vereinigung der Hellenen gestimmt waren. Aber schon hier findet man das nachher so oft wiederkehrende Thema seiner Reden, wie es das von Chatham war: auf seinen eignen Füßen zu stehen.

1) Gehalten im Jahr 352.

2) Achaja, Corinth, Megara u. a. Plut. IV. p. 720.

entflammen 3), als der Tag bey Chaeronea seine Hoffnungen zerschmetterte 4). Aber muthvoll erklärt er in der Versammlung: auch so gereuen ihm seine Rathschläge nicht 5). Bald ändert ein unerwartetes Ereigniß die ganze Lage der Dinge. Philipp fällt als Opfer eines Meuchelmords 6); ein noch wenig gekannter Jüngling wird sein Nachfolger. Sofort wird Demosthenes der Stifter einer zweyten Verbindung der Griechen; aber Alexander erscheint plötzlich vor Theben; die schwere Rache die er hier nimmt, zerstört sofort den Bund; die Auslieferung von Demosthenes, Lycurg, und mehreren seiner Gehülfen, wird gefordert; aber Demades gleicht damals die Sache aus und besänftigt den König 7). Seine Kraft bleibt also gelähmt, als Alexander nach Asien geht; er fängt an wieder das Haupt zu erheben, als Sparta das Joch abzuschütteln versucht 8); aber unter Antipater erliegt. Dennoch war es um diese Zeit, als er durch die berühmteste seiner Reden den Sieg über den beredtesten seiner Gegner davon trug; und Aeschines Athen verlassen mußte 9). Aber seine Feinde, die Führer der Macedonischen Parthey, scheinen dadurch nur noch mehr erbittert zu seyn; und bald fanden sie eine Gelegenheit ihn zu stürzen. Wie Harpalus, geflüchtet von Alexanders Heer, mit

3) Plut. IV, p. 722. Eine Hauptstelle über seine politische Thätigkeit.

4) Im Jahr 338 v. Chr.

5) Plut. V, p. 726. Umsonst suchten damals seine Feinde ihn anzugreifen. Das Volk übertrug ihm die Denkrede auf die bey Chaeronea Gefallenen; gleich ruhmvoll für ihn und sich selbst.

6) Im Jahr 336 v. Chr.

7) Plut. IV, p. 751.

8) Im Jahr 330 v. Chr.

9) Die Rede Pro Corona. Der Proceß fällt ins Jahr 330.

seinen Schätzen nach Athen kam, und die Frage entstand, ob man hier ihn dulden wollte? ward Demosthenes beschuldigt durch sein Geld gewonnen zu seyn wenigstens still zu schweigen 1). Das reichte hin ihn in eine Geldstrafe verfallen zu machen 2), deren Nichtbezahlung ihn in den Kerker brachte. Es gelang ihm daraus zu entfliehen; aber für den Mann, der nur dem Vaterlande lebte, war das Exil so schlimm wie der Kerker. Meist weilte er auf Aegina und in Troezen; von wo er mit nassen Augen nach dem nahen Attica hinüberblickte 3). Plötzlich und unerwartet brach ein neuer Stral durch die Gewölke. Die Nachricht erscholl Alexander sey todt 4)! Der Augenblick der Befreyung schien da zu seyn; ganz Griechenland gerieth in Bewegung; die Gesandten der Athener durchzogen die Städte; unter sie mischte sich Demosthenes, sprach, half und bewirkte, daß sie sich gegen Macedonien verbanden 5). Zum Ersatz dafür beschloß das Volk seine Rückkehr; und für Jahre von Leiden folgte endlich ein Tag hohen Lohns! Eine Trireme ward nach Aegina gesandt, den Sachwalter der Freyheit zu holen. Ganz Athen erhob sich; kein Magistrat, kein Priester blieb in der Stadt, als der Ruf erscholl, daß Demosthenes aus dem Piraeeus heraufziehe 6). Ueberwältigt von seinen Gefühlen breitete er seine Arme aus, und pries

1) Plutarch. IV, p. 733. Ich überlasse es den Lesern die dort erzählten Anecdoten zu würdigen. Sein Ankläger war Dinarch, dessen Läster-Rede wir noch haben. Or. Gr. Vol. IV. Reisk.

2) Von 50 Talenten, (gegen 60000 Thaler,) Plut. IV, p. 735.

3) Plut. IV, p. 736.

4) Im Jahr 323.

5) Plut. IV, p. 737.

6) Plut. IV, p. 738.

sich glücklicher als Alcibiades 7); denn nicht gezwungen sondern freywillig rufe ihn sein Volk zurück! Es war ein Sonnenblick des Glücks, den bald schwärzere Gewölke als je vorher verdunkeln sollten! Antipater und Craterus siegten; mit ihnen in Athen die Macedonische Parthey; Demosthenes und seine Freunde wurden in den Anklagestand versetzt, und auf Demades Antrag zum Tode verurtheilt. Sie hatten sich schon vorher heimlich aus der Stadt entfernt; aber wo einen Zufluchtsort finden? Hyperides mit zwey andern hatte sich auf Aegina in das Heiligthum des Ajax geflüchtet. Umsonst! sie wurden weggerissen, zum Antipater geschleppt, und hingerichtet! Demosthenes war nach der Insel Calauria bey Troezen entkommen; und nahm seine Zuflucht in den Tempel des Neptuns 8). Vergebens beredete ihn Archias, Antipaters Trabant, ihm Gnade versprechend, sich zu ergeben. Er täuschte ihn, als wolle er noch etwas schreiben; biß die Feder auf, und verschlang das in ihr verborgene Gift. Dann verhüllte er sich mit zurückgesenktem Haupt; bis er seine Wirkung fühlte. „Sie haben, rief er aus, o Neptun, deinen Tempel entheiligt, ich aber will, Dich ehrend, ihn noch lebend verlassen!" Aber schon am Altare sank er nieder 9), und ein schneller Tod entriß ihn einer Welt, die nach dem Fall des Vaterlandes für ihn kein Glück mehr haben konnte. Großer Demosthenes!

Es schien keinesweges überflüssig das Bild eines griechischen Staatsmanns jener Zeit aus der Ge-

7) Dem bekanntlich ein ähnlicher Tag der Rückkehr zu Theil ward.

8) Man sehe für das Folgende Plut. IV. p. 741.

9) Welch' ein Gegenstand für die bildende Kunst; und so viel ich weiß noch nie behandelt! Der Künstler brauchte nur nach Plutarch zu zeichnen.

schichte des ersten unter ihnen etwas genauer darzustellen. Man wird daraus leicht ersehn, daß die Thätigkeit solcher, Männer wenn sie auch Redner hießen, sich keineswegs auf bloße Reden beschränkte. Wir kennen sie nur am meisten aus diesen. Aber in welch' einem ganz andern Lichte müßte uns noch wohl ein Demosthenes erscheinen, wenn wir über seine politische Thätigkeit genau im Einzelnen unterrichtet wären 1)? Was mußte dazu gehören ein Bündniß zu Stande zu bringen, wie er sie wiederholt zu Stande gebracht hat? Welche Reisen, welche Verbindungen, welche Kunst die leitenden Männer zu gewinnen, und überhaupt die Menschen zu behandeln?

Und welche Mittel standen diesen Staatsmännern des Alterthums zu Gebote, wenn wir sie mit denen der neuern Zeiten vergleichen? Sie hatten keine Befehle aus dem Cabinet zu ertheilen. Sie geboten nicht über die Schätze der Völker; sie konnen nicht mit Gewalt erzwingen, was man gutwillig nicht leisten wollte. Selbst die Vergleichung, welche man mit Brittischen Staatsmännern anzustellen geneigt seyn könnte, gilt nur in so fern, als auch diese der Beredtsamkeit bedurften, und durch diese wirkten. Aber die andern Mittel, die einem Pitt zu Gebote standen, sich eine Parthey zu erhalten, hatte Demosthenes nicht. Er hatte keine Geschenke zu bieten, keine Stellen zu vergeben, keine Ordensbänder zu versprechen. Ihm gegenüber standen vielmehr die Männer, die über Alles, was die Habsucht und die Ehrsucht reizen kann, zu verfügen hatten. Was hatte er diesen

1) Spräche auch die Geschichte nicht laut genug, so ließe sich dieses schon aus den Lästerungen des D i n a r c h abnehmen. Sehr wohl kann damit bestehen, daß Demosthenes bey seinen Unterhandlungen zuweilen mehr wie er sollte durch die Lebendigkeit seiner Gefühle weggerissen ward.

entgegen zu setzen, als seine Talente, seine Thätigkeit und seinen Muth? Bloß mit diesen ausgerüstet, bestand er den Kampf mit der auswärtigen Uebermacht, und den noch viel gefährlichern mit der Verderbniß seines eignen Volks. Die Stütze eines sinkenden Staats zu seyn, war sein schwerer Beruf. Dreyßig Jahre blieb er ihm getreu; und wich nicht, bis er unter seinen Trümmern erschlagen ward!

Vierzehnter Abschnitt.

Wissenschaften in Beziehung auf den Staat.

Die Beziehung in welcher Staat und Wissenschaft wechselseitig stehen, kann einnen doppelten Sinn haben. Man kann darunter entweder die Frage verstehen: was der Staat von seiner Seite für die Wissenschaften thut? Oder auch die: welche Rückwirkung die Wissenschaften überhaupt, oder auch einzelne derselben, auf den Staat äußerten? Beyde verdienen bey den Griechen einer genauern Erörterung.

Wo der Staat thätig für die Wissenschaften wirken soll, müssen schon Wissenschaften da seyn. Es ist nicht, und kann auch nicht Sache des Staats seyn, sie zuerst hervorzurufen. Selbst auch wo Wissenschaften beginnen, kann es nicht sofort vom Staat erwartet werden, sie zu unterstützen; da sie zunächst in keinen bedeutenden Beziehungen auf ihn stehen. Sie sind die Frucht der Untersuchungen einzelner hervorragender Männer; die nur das mit Recht erwarten können, daß man von oben herab ihren Forschungen und Arbeiten keine Hindernisse in den Weg legt. So war die Lage der Dinge in den griechischen Staaten, als wissenschaftliche Forschungen hier zuerst aufzuleben begannen. Wie hätte hier der Staat sich veranlaßt finden können sogleich zu

zutreten? Auch der Beweggrund dazu fehlte hier, der im Orient würkte. Die Religion war ohne geheime Priesterlehre. Sie erforderte also keine Institute, in welchen der Unterricht darüber ertheilt worden wäre. Allerdings gab es Volksschulen für den Unterricht im Lesen, Schreiben und der Music (Poesie und Gesang); denen Lehrer vorstanden in allen bedeutenden Städten; auch sorgten die Gesetze dafür, daß hier keine der Jugend gefährliche Mißbräuche einschleichen konnten 1). Allein die Lehrer wurden wahrscheinlich in den meisten nicht vom Staate besoldet 2); sie erhielten ihre Bezahlung von den Schülern. Dasselbe war der Fall mit dem höhern Unterricht, den die Sophisten ertheilten; sie wurden zum Theil reich dabey; aber nicht auf Kosten des Staats, sondern ihrer Zuhörer.

Es gab also, wenn man die für körperliche Uebungen bestimmten Gymnasien ausnimmt, deren Erhaltung zu den Bürgerpflichten gehörte 3), vor den Macedonischen Zeiten keine vom Staat errichtete höhere Lehranstalten. Als aber die Masse wissenschaftlicher Kenntnisse sich gemehrt hatte; als es fühlbar ward, welchen Werth sie für den Staat

1) Man sehe die Gesetze welche Solon darüber gab. Petit. Leg. Att. L. I. Tit. IV. p. 239.

2) Ich spreche absichtlich unbestimmt, denn es ist ganz falsch allgemein zu sagen, daß dieß nicht geschehen sey. Charondas in seinen Gesetzen zu Cantana, die nachher auch in Thurium angenommen wurden, hatte ausdrücklich verordnet, die Schullehrer sollten vom Staat besoldet werden; Diod. XI. p. 80. als eine hochwichtige Sache. Sollte bey der scharfen Aufsicht über die Schulen dieß nicht auch in vielen andern Städten geschehen seyn? Allerdings gilt dieß aber nur von den niedern oder Volksschulen.

3) Die Gymnasiarchien; man sehe Petit. III, Tit. VI, p. 355.

haben; als nach Alexanders Zeiten die Monarchischen Verfassungen entstanden; sorgte man auch für Institute dieser Art; die Museen von Alexandrien und Pergamus entstanden; und es bedarf noch einer genauern Untersuchung, ob für die nun sich bildenden Philosophen- und Redner-Schulen in Griechenland der Staat ganz unthätig geblieben sey. Wird man sich also noch, mit dem berühmten Stifter einer neuen staatswirthschaftlichen Schule, auf die griechischen Republiken berufen wollen, um zu beweisen, daß der Staat die Wissenschaften bloß sich selber überlassen solle? Wird er auch da sich ihrer nicht anzunehmen haben, wo die Cultur der meisten derselben in mannigfaltiger Beziehung für ihn selber zum Bedürfniß geworden ist? Wo der Lehrer der Religion wie der Richter, wo der Arzt wie der Staatsmann mannigfaltiger Kenntnisse bedarf?

Allein sobald man jener Behauptung vollends den Sinn giebt, daß der Staat bey den Griechen sich überhaupt um geistige Ausbildung und Veredlung nicht bekümmert, sondern diese sich selbst überlassen habe, so liegt dabey noch ein andrer ungeheurer Irrthum zum Grunde. Keine Staaten in der ganzen Geschichte haben verhältnißmäßig mehr für diese gethan als eben die griechischen; aber sie thaten es nur auf einem andern Wege. Wir sehen die geistige Ausbildung zunächst in der Wissenschaft; wie viel, und bald wie wenig, unsre Staaten für diese gethan haben, ist bekannt; der Grieche sucht sie zunächst nicht in dieser, sondern in der Kunst. Der Staat that bey den Griechen wenig für die Wissenschaft, weil er Alles für die Kunst that. Diese lag ihm, wie wir weiter unten entwickeln werden, viel näher als die Wissenschaft; während uns die Wissenschaft näher als die Kunst liegt. Was Wunder daß er sich für sie zunächst interessirte?

Umfassender ist die Beantwortung der andern Frage: Welche Folgen bey den Griechen die Wissenschaften für den Staat hatten? Es ist hier zunächst von der Philosophie die Rede. Demnächst aber sey es uns erlaubt, der Untersuchung darüber auch einige Bemerkungen über die Geschichte anzuknüpfen.

Nach so vielen scharfsinnigen und ausführlichen Erläuterungen der griechischen Philosophie wird Niemand hier eine neue Erörterung ihrer Systeme erwarten. Unsre Aufgabe ist nur zu zeigen: wie der Zusammenhang zwischen Philosophie und Politik bey den Griechen entstand, wie er sich fortbildete, und was er wirkte?

Die Philosophie begann bey den Griechen wie bey andern Völkern, mit Untersuchungen über den Ursprung der Dinge. Die Meinungen der Jonischen Schule darüber sind bekannt. Gingen sie, wie ein neuerer Geschichtsforscher es sehr wahrscheinlich gemacht hat 4), von religiösen Vorstellungen aus, wie sie in den Orphischen Lehren enthalten waren, so trennten sie sich doch sofort gänzlich davon, indem sie ihrer mythischen Hülle beraubt wurden; und eben dadurch erhielt die Philosophie der Griechen ihre Selbstständigkeit, statt daß sie im Orient stets an Religion geknüpft blieb. Daß die Denker, welche zu dieser Schule gezählt werden, den Staat zum Gegenstand ihrer Untersuchungen gemacht hätten, wird indeß nirgend erwähnt; in so fern man gleichwohl Anaxagoras zu ihnen rechnen will, ist seine Verbindung mit Pericles, und der Einfluß den er auf diesen durch seinen Unterricht hatte, dennoch merkwürdig. Aber es war, wie wir

4) Bouterweck Commentatio de primis philosophorum Graecorum decretis physicis; s. Gött. Gel. Anzeigen 1812. St. 11.

schon oben bemerkten 5), kein Unterricht in einem philosophischen System; sondern eine Anwendung einiger Natur-Philosopheme auf die Practische Politik. Den eigentlichen Zweck derselben hat uns Plutarch aufbewahrt. „Er befreyte ihn, sagt der Biograph 6), von jenem Aberglauben, der aus der falschen Beurtheilung von Anzeichen und Wundern entsteht, indem er ihm die natürlichen Ursachen derselben erläuterte.“ Wer es weis, welchen großen Einfluß dieser Glaube oder Aberglaube auf die Unternehmungen der Staatsmänner des Alterthums hatte, wird die Wichtigkeit davon nicht verkennen; aber auch nicht die Folgen, welche Herabsetzung der Volksreligion in den Augen des großen Haufens haben konnte. Die Verfolgung, welche über Anaxagoras erging, weil er die Götter leugnete, und über himmlische Dinge vernünftelte 7), vermochte Pericles nicht abzuwenden; er mußte es zugeben, daß er aus der Stadt entfernt wurde. Mit ihr beginnt der seitdem öfter erneuerte Streit zwischen Volksreligion und Philosophie; dessen weitere Folgen wir nicht aus den Augen lassen dürfen.

Zwar etwas jünger als die Stifter der Jonischen Schule, aber, selbst ein Jonier von der Insel Samos, war Pythagoras; wenn er gleich nicht dort, sondern in Croton in Unteritalien seinen Wirkungskreis sich bildete. Die Geschichte keines andern Weltweisen Griechenlands ist so in den Nebel der Sage und des Wunderbaren gehüllt; und doch ist kaum irgend ein andrer so politisch wichtig geworden 8). Will man aber den Einfluß seiner Phi-

5) S. oben S. 280.

6) Plutarch. I, p. 597.

7) Plutarch. I, p. 654. 655.

8) Weder das Geburts noch das Todesjahr des Pythagoras lassen sich mit Bestimmtheit angeben. Aber nach höchster Wahrscheinlichkeit kam er um 540 nach Croton; war ge-

losophie auf den Staat bestimmen, so muß man nothwendig den Einfluß des Pythagoreischen Bundes auf die Städte von Großgriechenland von dem unterscheiden, den nach der Zerstörung von jenem seine Philosophie auf Griechenland selber gehabt hat.

Wenn wir das, was das Alterthum von seiner Gesellschaft und ihren Zwecken auf eine glaubwürdige Weise erzählt, der Untersuchung unterwerfen, so zeigt sich allerdings ein in gewisser Rücksicht einziges Phaenomen. Aber dennoch, glaube ich, hängt dieses mit den sehr gewöhnlichen Erscheinungen in den griechischen Staaten, von aristocratischen und democratischen Factionen, auf das engste zusammen. Pythagoras hatte Samos verlassen um nicht unter der Herrschaft des Polycrates zu stehen; und welchen Zweifel man auch über seine andern Reisen erhoben hat, so wird doch sein Aufenthalt in Aegypten von Niemand geleugnet. Als er dieß Land, vermuthlich unter Amasis, der Aegypten den Griechen eröffnete, besuchte, stand der Thron der Pharaone, und der Einfluß der Priestercaste, noch aufrecht. Daß er in der Kleidung und Lebensart vieles von dieser annahm, ist gewiß; sollte einem solchen Kopfe es haben entgehen können, wie viel im Staat durch engere Verbindungen Einfluß habender Männer auszurichten sey; wenn er auch klar einsehen mußte, daß eine Priestercaste nicht unter Grie-

wiß noch hier zur Zeit der Zerstörung von Sybaris 510 v. Chr. Sein damals noch bestehender Bund ward einige Zeit nachher, etwa um 500 v. Ch., durch Cylon und seine Faction gesprengt. — Nach den critischen Untersuchungen von Meiners über die Pythagoreische Philosophie, Gesch. d. Wiss. in Griechenland und Rom B. I (wodurch er eigentlich diesem Werke einen bleibenden Werth gegeben hat,) lassen sich kaum bedeutende Zusätze geben. Dem Geist unsers Werks gemäß, legt der Vf. nur seine Ansicht der Sache andern zur weitern Prüfung vor.

chen gedeihen könne? Nach Allem was wir von ihm hören, war er Meister in der Kunst, nicht bloß Aufsehen, sondern Enthusiasmus zu erregen. Sein Anstand, seine Kleidung, die Reinheit seiner Sitten, seine Beredtsamkeit, waren von der Art, daß man selbst über die Classe der gemeinen Sterblichen ihn zu erheben geneigt war 9). Aus der Vergleichung der Geschichte der einzelnen Städte Großgriechenlands um die Zeit seiner dortigen Erscheinung geht aber hervor, daß die Herrschaft in den blühendsten derselben in den Händen von Optimaten war; gegen welche aber um eben diese Zeit eine Volksparthey anfing sich zu bilden, deren Zwiste bald den Untergang von Sybaris herbeyführten 1). Pythagoras, nichts weniger als ein Pöbelfreund, schloß sich an die Optimatenparthey an; die wiederum an ihm, dem Manne von so glänzenden Talenten, ihre Stütze fand. Es war dies aber die Zeit, wo die Ueppigkeit in jenen Städten, vor allem unter den reichen Familien, einen noch nie gesehenen Grad erstiegen hatte. Es konnte einem Manne wie ihm nicht entgehen, daß dieses Sittenverderbniß den Sturz der herrschenden Parthey herbeyführen müsse; und so entstand natürlich der Gedanke, seine politische Reform auf eine moralische zu gründen 2). In genauer Verbindung mit den Optimaten vereinigte er

9) Man sehe für dieses Alles die Beweisstellen bey Meiners B. I. S. 405 rc. die meist aus dem Aristoxenus, einem der glaubwürdigsten Zeugen, genommen sind.

1) Die Parthey der Optimaten, 500 an der Zahl, flüchtete, von dort vertrieben nach Croton, und bat um Schutz; den sie hauptsächlich auf den Rath des Pythagoras erhielt. Diod. XII. p. 77. Wechel. Die Beweisstellen für die Aristocratische Verfassung jener Städte überhaupt, findet man bey Meiners I., S. 396.

2) Man sehe die Beweisstellen davon, so wie von der fast unglaublichen Sensation die er erregte, bey Meiners S. 399.

diese in einen engern Kreis; und das Bedürfniß selber mußte wohl bald dahin führen die Classe der zu Prüfenden von der der Aufgenommenen zu unterscheiden 3). Seine moralische Reform hatte Ein Hauptziel: das, sich selber beherrschen zu lernen. Er fand dazu eine vorgeschriebne Lebensart nöthig, die durch Kleidung (bey der hohe Reinlichkeit, nicht Ueppigkeit, das Gesetz war); durch eine vorgeschriebne Diät; durch eine regelmäßige Vertheilung der Zeit, die man sich selber und die man dem Staat widmete; sich von der gewöhnlichen unterschied; und die nicht wenig dazu beytragen mochte, jene festeren Freundschaften zu schließen, ohne welche in Freystaaten in den öffentlichen Angelegenheiten nicht viel gewirkt werden kann. Seine speculativen und mathematischen Kenntnisse und Entdeckungen gehören um so weniger hierher, da es uns durchaus unbekannt ist, in wie fern er für die politische Bildung davon Gebrauch gemacht hat, oder nicht.

Wenn man erwägt, wie die Dauer seiner Gesellschaft, in welcher er selber den Mittelpunct bildete, die aber auch in Töchterkreisen über die andern Städte Großgriechenlands, ja nach einigen Nachrichten noch weiter, selbst nach Carthago und Cyrene sich verbreitete, gewiß nicht unter dreyßig Jahre betragen haben kann, so begreift es sich, daß sie nicht bloß Blüthen sondern auch Früchte tragen konnte. Allmählig kamen seine Schüler in die bedeutendsten Stellen, sowohl in Croton, wie in andern griechischen Städten; und noch um die Zeit der Zerstörung von Sybaris muß der Bund in seiner vollen Kraft bestanden haben; da Pythagoras zu der Aufnahme der Vertriebnen gerathen hatte 4); und in dem Kriege gegen Sybaris einer sei-

3) Daher wird auch bey Herod. II, 81. der Pythagoreische Bund den übrigen Mysterien zugezählt.

4) Diod. l. c.

ner vornehmsten Schüler der Athlet Milon 5) den Oberbefehl führte. Wenn aber eine geheime Verbindung politische Zwecke verfolgt, so liegt es in der Natur der Dinge, daß eine Gegenparthey in eben dem Maaße zunimmt, als das Uebergewicht von jener fühlbarer wird 6). Hier kam aber noch hinzu, daß diese Gegenparthey schon in der Volksparthey vorhanden war 7). So bedurfte es nur eines verwegenen Führers, wie Cylon, und die gewaltsame Zersprengung des Bundes, indem die Versammlung überfallen, und die meisten niedergemacht wurden, während nur wenige, mit ihnen der Meister, entkamen, war unvermeidlich. Bey einem solchen Siege der entgegengesetzten Faction war die Verdrängung der noch lebenden Pythagoräer aus ihren Stellen eine natürliche Folge; und die politische Bedeutsamkeit der Gesellschaft war vernichtet. Sie konnte als solche ihr Haupt nicht wieder erheben.

Die **politische Lehre** der Pythagoräer kennen wir nur aus spätern, aber doch zum Theil glaubwürdigen Schriftstellern, deren Nachrichten und Bruchstücke sich besonders in den Sammlungen des Stobaeus erhalten haben. „Als das größte Uebel,

5) Starke Leibesübungen gehörten zu der Disciplin des Pythagoras. Sechsmal in Einer Olympiade errungen Crotoniaten in jenen Zeiten den Preis zu Olympia. Sollte nicht auch dieß den Ruhm von Pythagoras vergrößert haben?

6) Brauche ich erst an das Beyspiel der Illuminaten zu erinnern?

7) Cylon, der Urheber des Aufstandes, wird nicht nur als Anführer der Democratischen Parthey geschildert; sondern auch die nach der Catastrophe einreißende Anarchie, bis durch die Mutterstädte in Achaja die Ordnung hergestellt ward, beweiset dasselbe.

sagt Aristoxenus 8), sahen sie die Anarchie an; weil ohne die bürgerliche Ordnung der Mensch nicht bestehen könne. Alles hange von dem Verhältniß der Befehlenden und Gehorchenden ab; jene sollten nicht bloß klug sondern auch milde seyn; diese nicht bloß gehorsam, sondern auch ihre Obrigkeit liebend. Es sey aber nöthig schon die Knaben daran zu gewöhnen, daß Ordnung und Uebereinstimmung schön und nützlich, Unordnung aber und Verwirrung häßlich und schädlich sey." Aus den Bruchstücken von Schriften älterer Pythagoräer, wie des Archytas, des Diotogenes und des Hippodamus 9) sehen wir, daß sie nicht blindlings eine einzige Art der Verfassung wollten; sondern nur darauf bestanden, daß keine gesetzwidrige Tyranney statt finden sollte. Auch wo Könige herrschten sollten sie, unter dem Gesetz stehend, nur die ersten Magistrate seyn 1). Als die zweckmäßigsten sahen sie gemischte Verfassungen an; und wenn sie gleich nach dem obigen weit davon entfernt waren unbedingte Volkherrschaften zu wollen, so verlangten sie doch auch eben so wenig unbedingte Aristocratien; sondern ließen auch da, wo die Verwaltung vorzugsweise in den Händen der Optimaten war, dem Volke seinen Antheil 2).

8) Stob. Serm. XLI, p. 243. Das Zeugniß ist entweder aus Aristoxenus, oder selbst Aristoteles entlehnt, und also auch nach Meiners unverwerflich.

9) Bekanntlich will Meiners alle diese Schriften für unächt halten. Seine Gründe passen indeß auf diese politischen Bruchstücke nicht, die in Cap. XLI und XLIII. sich finden. Ueberhaupt ist es auffallend, daß er von der politischen Lehre des Pythagoras so gut wie gar nichts sagt.

1) Man sehe besonders die Bruchstücke des Archytas Serm. XLIV, 314.

2) Man vergleiche das Bruchstück aus dem Diotogenes cap. XLVI, p. 329.

konnte gleich seit der Zersprengung der Gesellschaft ihre politische Thätigkeit nicht fortdauern; so ging deshalb doch keinesweges die Pythagoräische Lehre unter. Sie verbreitete sich mit den Schriften der Pythagoräer, die mit hohen Preisen bezahlt wurden, nach Griechenland; aber politisch wichtig wurde sie hier nur in so fern, als einzelne große Männer, (wir brauchen nur Epaminondas zu nennen,) durch sie gebildet worden sind.

In dem eigentlichen Griechenlande wurde, der gemeinen Meinung zufolge, zuerst durch die Sophisten Philosophie auf die Staatskunst angewandt; und diese letztere dadurch ein Gegenstand des wissenschaftlichen Unterrichts. Plutarch indeß, in einer merkwürdigen Stelle 3), spricht von einer, bereits seit Solon's Zeiten in Athen sich fortpflanzenden, politischen Schule. „Themistocles, sagt er, konnte nicht ein Schüler des Anaxagoras seyn, wie einige behaupten. Er war aber ein Anhänger des Mnesiphilus; der weder Redner war, noch zu den physischen Philosophen 4) gehörte; sondern der mit jener Weisheit sich beschäftigte, welche in der politischen Geschicklichkeit, und der practischen Einsicht bestand; und die von Solon's Zeit her wie in einer Schule sich erhielt." Daß ein Mann wie Solon einen Kreis um sich bildete, den er mit seinen Gedanken und Maximen vertraut machte, war wohl nicht bloß natürlich, sondern mußte für die Erhaltung seiner Gesetzgebung auch Bedürfniß werden; wie es auch wohl nicht weniger natürlich war, daß seine jüngern Freunde die Lehren des hochverehrten Mannes wieder den ihrigen überlieferten. Daß gleichwohl hier an keinen eigentlichen wissenschaftlichen Unterricht zu denken sey, geht aus den Worten des Biographen selber klar genug hervor. Es war

3) In Themistocles, Op. I, p. 440.

4) Die Jonischen und Eleatischen Weltweisen.

practische Lebensweisheit, in Maximen zu der Führung der öffentlichen Geschäfte bestehend, und aus der eignen Erfahrung geschöpft; wovon die wenigen noch übrigen poëtischen Bruchstücke des Gesetzgebers einen so großen Schatz enthalten.

Von dieser practischen Richtung aber entfernte die griechische Philosophie schon seit Pythagoras Zeiten sich gänzlich; indem sie sich ganz auf metaphysische Speculationen warf. Die Untersuchungen über die Elemente und über das Wesen der Dinge beschäftigten sie; und führten nothwendig zu der so oft wiederholten, und nie zu beantwortenden Frage: über die Wahrheit oder Nichtwahrheit unsrer sinnlichen Erkenntniß. Es ist bekannt mit welchem Eifer diese Untersuchungen in der Eleatischen Schule angestellt wurden. Sie waren es, die einen Xenophanes, Parmenides, Heraclit, Empedocles u. a. vorzugsweise beschäftigten. Wenn wir daher auch von einzelnen dieser Männer lesen, daß sie auch politisch-bedeutende Männer waren 5); so stand diese ihre politische Rolle mit ihrer Philosophie doch nur in so weit in Verbindung, als sie durch diese Aufsehen erregten; und als weise Männer zu Rathgebern gewählt wurden. Von Einer Seite indessen fand eine nähere Beziehung zwischen ihrer Philosophie und dem Staate statt; in wie fern sie die Volksreligion herabsetzten, oder herabzusetzen suchten. Bey einem Volke dessen Religion eine Dichterreligion war, und bey welchem zugleich Philosophie von der Religion sich gänzlich losgemacht hatte, war es nach dem Erwachen der freyen und ganz fessellosen Speculation wohl unausbleiblich, daß sich diese auch auf den Volksglauben warf, und die Blößen desselben

5) Wie z. B. Empedocles in Agrigent; der selbst das Diadem ausgeschlagen, und dagegen die Volksfreyheit befestigt haben soll. Diog. Laert. VIII, II, 9.

sehr bald ausspührte; wie wir dieß bereits von Xenophanes hören; der mit gleicher Keckheit sich über die Götter wie über die Dichter, besonders die Epiker, bitter ausließ, welche so unanständige Dinge von den Göttern fabelten 6). Dieser Widerspruch zwischen Philosophie und Volkereligion ist zwar auf der einen Seite der sicherste Beweis von der Selbstständigkeit der ersten; aber auch der Punct wo Staat und Philosophie, nicht ohne Gefahr für jenen, und wenn nicht für die Philosophie doch für die Philosophen, zusammenstießen.

Allein wie entfernt auch die Speculationen jener Denker an und für sich von dem Staat und der Politik seyn mochten, so führte doch der Geist der Zeit und das Bedürfniß Berührungspuncte zwischen beyden herbey; wodurch die Erscheinung der Sophisten, und die Rolle die sie spielten, erklärlich wird. Ohne Rücksicht auf ihre Lehren, können wir es als ihren unterscheidenden äußern Character annehmen, daß sie die ersten waren, die für Bezahlung lehrten. Dieß setzte aber voraus, daß das Bedürfniß des wissenschaftlichen Unterrichts anfing fühlbar zu werden; und dieses wiederum ein schon vorangegangenes Fortschreiten der Nation in ihrer geistigen Cultur, auch unabhängig von jenem Unterricht. Mit andern Worten: wer im Staat etwas seyn oder werden wollte, empfand das Bedürfniß des Unterrichts zu seiner Bildung. Er mußte Sprechen — also auch Denken lernen; und sich in beyden zu üben, darauf ging der ganze Unterricht der Sophisten hinaus. Von großer Wichtigkeit aber war es, daß jene metaphysischen Fragen um diese Zeit schon so sehr die Köpfe beschäftigt hatten und noch beschäftigten; die, da sie ihrer Natur nach nicht mit Gewißheit beantwortet werden können, so ganz zum Disputiren gemacht,

6) Diog. Laert. IX, II, 3.

und so geschickt dazu sind, bald so, bald anders beantwortet zu werden.

Nach den ausführlichen Untersuchungen, welche über die Sophisten von neuern Geschichtschreibern der Philosophie angestellt sind 7), und nach den obigen Bemerkungen ist es klar genug, daß sie eine Frucht des Zeitalters waren. Bemerkenswerth ist aber der Umstand, daß die berühmtesten unter ihnen aus den verschiedensten Gegenden der Griechenwelt herstammten; Gorgias, mit dem man die Reihe eröffnet, aus Leontium in Sicilien; Protagoras aus Abdera an der Thracischen Küste; Hippias aus Colophon in Vorderasien, eine Menge we-

7) Auch nach dem indeß, was von Meiners, Tennemann u. a. hier gethan worden ist, bleiben noch große Dunkelheiten übrig; zu deren Aufklärung eine genauere Chronologie der Sophisten den Grund legen muß. Auch bereits die Sophisten vor den Macedonischen Zeiten, (von den spätern ist hier gar nicht die Rede), sind sich keineswegs gleich geblieben, und man würde einem Gorgias und Protagoras Unrecht thun, wenn man sie ganz auf gleiche Stuffe mit denen stellen wollte, über welche der alte Isocrates in seinem Panathenaicus Op. p. 236. und de Sophistis p. 293. etc. sich so bitter beklagt. Gorgias, Protagoras und Hippias, heißen gewöhnlich die alten Sophisten; von denen Gorgias 427 als Gesandter nach Athen gekommen seyn soll, (wiewohl Thucydides ihn nicht erwähnt). Nun ist aber schon aus Aristophanes klar, der 424 v. Chr. seine Wolken zum erstenmal aufs Theater brachte, daß um diese Zeit das Sophistenwesen in Athen schon lange im vollen Gange war. Das scheint aber allerdings wahr, daß der große Ruhm und der Reichthum der Sophisten erst mit und nach den Zeiten des Gorgias anfing. Auch in den Wolken werden bekanntlich Socrates und seine Gehülfen nichts weniger als reich, sondern als arme Schlucker geschildert, die nicht wissen wovon sie den andern Tag leben sollen.

niger berühmter zu geschweigen. Ein auffallender Beweis, wie allgemein seit den Perserkriegen der wissenschaftliche Geist unter der Nation aufzuleben anfing! Allerdings zogen sich diese Männer meist nach Athen; wohin Gorgias im Peloponnesischen Kriege als Gesandter geschickt ward; weil, nach den Verhältnissen dieser Stadt, so lange sie an der Spitze stand, sie hier den größten und einträglichsten Schauplatz ihrer Wirksamkeit fanden; aber sie zogen auch außerdem oft im Gefolge ihrer Schüler durch die Städte Griechenlands umher; fanden die günstigste Aufnahme; wurden als Rathgeber in Staatssachen, und nicht selten als Gesandte gebraucht. Sie unterrichteten gegen hohen Lohn die jungen Leute, welche sich an sie anschlossen, in allen den Kenntnissen, welche ihnen für ihre Bildung brauchbar schienen. Allerdings entstand daraus jenes Pralen mit Vielwisserey, deren sie beschuldigt werden. Man muß sich aber auch erinnern, daß der Umfang der wissenschaftlichen Kenntnisse damals noch sehr beschränkt war.

Der Kreis des Unterrichts der Sophisten umfaßte ursprünglich sowohl Philosophie als Beredtsamkeit. Aber das was sie Philosophie nannten, war, wie in spätern Zeiten bey den Scholastikern, die Kunst durch Schlüsse und Trugschlüsse den Gegner zu verwirren; und die Gegenstände über welche sie am liebsten philosophirten, einige jener metaphysischen Fragen, worüber wir endlich so viel wissen sollten, daß wir nichts darüber wissen können. Diese Art des Philosophirens, da sie Disputiren und Sprechen lehrten, hing mit der Beredtsamkeit also sehr enge zusammen. Nachmals trennten sich allerdings Sophisten und Rhetoren von einander; aber die verschiedenen Classen, welche schon Isocrates von ihnen in seinem Alter unterscheidet 8), lie-

8) Isocrates Op. p. 293. &c.

ßen sich schwerlich schon so bestimmt in seiner Jugend unterscheiden.

Die Lehre und selbst der Nahme der Sophisten ward schon im Alterthum verschrieen; und es würde vergeblich seyn, sie gänzlich von den Vorwürfen reinigen zu wollen, die Weltweise und Comiker ihnen machten. Aber entziehen kann man ihnen doch den Ruhm nicht, daß sie das Bedürfniß einer wissenschaftlichen Bildung der höhern Classe der Nation zuerst fühlbar machten. Sie hoben sich so schnell und so außerordentlich, weil sie so tief in die Bedürfnisse der Zeit eingriffen. In Staaten, wo Alles mündlich verhandelt ward, und wo gerade Alles im Aufblühen begriffen war, konnten die Männer, welche Denken und Sprechen lehrten, nicht anders als willkommen seyn. Aber von zwey Seiten betrachtet, wurden sie dem Staat allerdings bald schädlich, und selbst gefährlich; theils, indem sie die Beredtsamkeit zu einer bloßen Disputirkunst machten; theils, indem sie die Volksreligion herabsetzten, oder verspotteten.

Das Erste scheint doch aber eine sehr natürliche Folge des damaligen Zustandes der Wissenschaften zu seyn. Je beschränkter noch die Kenntnisse der Menschen sind, desto kecker sind sie in ihren Behauptungen; je weniger sie wissen, desto mehr glauben sie zu wissen und wissen zu können. Nichts bildet der Mensch so leicht sich ein, als bis zu den Grenzen der menschlichen Erkenntniß gedrungen zu seyn. Aus diesem Glauben entsteht die Rechthaberey; weil man meint Alles beweisen zu können. Wo man aber erst glaubt Alles beweisen zu können, entsteht von selbst auch die Kunst das Gegentheil von dem beweisen zu können, was man so eben bewiesen hatte; und darin eben artete die Disputirkunst der Sophisten aus. Die Kunst das Unrecht zu Recht, und das Recht zu Unrecht zu

machen, die der Comiker so bitter ihnen vorwirft, mochte allerdings für das bürgerliche Leben höchst nachtheilig seyn; aber ein noch weit größerer Schade war die Ertödtung des Sinnes für Wahrheit; die selber verächtlich wird, so bald man glaubt, man könne sie eben so gut weg als wieder her disputiren.

Die Herabsetzung der Volksreligion war vermuthlich eine Folge des engern Zusammenhangs der zwischen den ältern Sophisten, und ihren Vorgängern und Zeitgenossen, den Weltweisen aus der Eleatischen Schule statt fand. Man hat ihnen, oder wenigstens einzelnen derselben, vielleicht bey diesen Beschuldigungen Unrecht gethan; denn noch kann man zweifeln in wie fern z. B. Protagoras den Nahmen eines Gottesleugners verdiente 9); aber schwerlich hat etwas so sehr dazu beygetragen sie bey dem Volke verhaßt zu machen.

Nimmt man zu diesen noch ihre laxen moralischen Grundsätze, die in einer bloßen Klugheitslehre bestanden, wie das Leben leicht zu machen und zu genießen sey, aber die gewiß nicht wenig dazu beytrugen ihnen Schüler und Anhänger zu verschaffen, so übersieht man den Nachtheil, den sie stifteten. Indeß es bedurfte vielleicht dieser Verirrungen des menschlichen Geistes, um die Köpfe zu wecken, welche die bessern Wege zeigen sollten.

Der Sohn des Sophroniscus beginnt diese Reihe. Er war der Erste der sich den Sophisten widersetzte. Wie Philipp einen Demosthenes hervorrief, so die Sophisten einen Socrates. Nach Allem was das Alterthum uns über ihn hinterlas-

9) Der nur gesagt hatte, er wisse nicht ob Götter seyn oder nicht; aber schon deshalb aus Athen verjagt, und seine Schriften verbrannt wurden. Sext. Emp. IX, 57. Daß der Atheismus des Prodicus ungewiß sey, bemerkt auch Tennemann Gesch. d. Phil. I. S. 377.

sen und neuere Geschichtschreiber über ihn gesagt haben, bleibt Er dennoch eine der am schwersten zu erklärenden Erscheinungen; und steht nicht bloß unter seinem Volke, sondern in der ganzen Geschichte der Bildung unsers Geschlechts einzig da. Denn wo hat ein Weiser, ohne eigentlicher Lehrer, ohne Schriftsteller, und ohne Religionsverbesserer zu seyn, so auf Welt und Nachwelt gewirkt wie Er? Wir wollen es gern zugeben, daß sein Wirkungskreis seine eignen Erwartungen und Absichten sehr weit übertroffen hat. Schwerlich gingen diese auf die Nachwelt; Alles scheint uns anzudeuten, daß sie nur auf seine Zeitgenossen berechnet waren. Aber mit Recht mag man einwenden, das Räthsel werde dadurch nicht leichter, sondern nur schwerer aufzulösen. Denn wer wird nicht fragen: wie konnte denn aber dieser Mann dennoch ohne es selber zu wollen, auf alle Jahrhunderte wirken? Der Hauptgrund lag allerdings in der Natur seiner Philosophie; aber freylich kamen ihm dabey auch äußere Ursachen zu Hülfe.

Es wäre überflüssig, nach so vielen Vorgängern seine Philosophie aufs neue darstellen zu wollen. Sie fand Eingang zunächst, weil sie unmittelbar das höhere menschliche Interesse betraf. Wenn die Sophisten über leere Speculationen brüteten, wenn ihre Streitigkeiten Wortstreitigkeiten wurden, so lehrte Socrates die, welche ihm sich nahten, in sich selber blicken; der Mensch selbst, und seine Beziehungen auf die Welt, waren die Gegenstände seiner Untersuchungen. Um nicht zu wiederholen, was Andre schon vortrefflich gesagt haben, erlauben wir uns über ihn und seine Thätigkeit nur einige allgemeine Bemerkungen.

Sein Wirken hing aufs engste mit den Formen des geselligen Lebens in Athen zusammen; wo diese anders sind, als sie es hier waren, würde auch ein

zweyter Socrates nicht so wie der erste wirken können. Er lehrte bekanntlich weder in seinem Hause, noch an einem andern bestimmten Ort; die öffentlichen Plätze und Hallen waren seine gewöhnlichen Unterhaltungsorte. Zu einem solchen Unterricht gehört ein Volk, dessen Privatleben überhaupt in einem viel höhern Grade ein öffentliches Leben ist. Und so war es bey den Athenern. Nicht bloß, daß es Sitte bey ihnen war, einen großen Theil des Tages hier zuzubringen, sondern auch fast über Alles, worüber man sprechen wollte, hier zu sprechen, machte eine solche Lehrart möglich. Hier war es, wo die Sophisten so häufig sich aufhielten, nicht eigentlich um ihren förmlichen Unterricht zu ertheilen, welches, da er bezahlt wurde, auch in einem bestimmten Local geschehen mußte; sondern um jene Jagd nach reichen Jünglingen anzustellen, welche Plato ihnen vorwirft. Der Krieg, den Socrates ein für allemal ihnen angekündigt hatte, brachte es also schon mit sich, daß auch er am liebsten und am meisten da sich aufhielt, wo er seine Gegner so wie seine Freunde und Anhänger gewiß zu finden hoffen durfte 1).

Nicht weniger wichtig war die Form seiner Lehrart. Sein Lehren bestand in Gespräch und Unterhaltung; nicht in zusammenhängendem Vortrag. Es hatte also die Form wie sie für öffentliche Oer-

1) Aus dieser Aehnlichkeit, scheint es mir, erklärt es sich, wie Aristophanes den Socrates mit den Sophisten verwechseln konnte. Er läßt ihn für Geld, und in einem eignen Studirhause, (φροντιςηριον) Unterricht ertheilen, welches beydes die Sophisten, bekanntlich aber niemals Socrates that. Ich kann daher in seinem Socrates auch nichts anders als den Repräsentanten der Sophisten erblicken. Freylich hätte der Comiker besser für seinen Nachruhm gesorgt, wenn er einen Prodicus oder Gorgias statt des Socrates hätte auftreten lassen.

ter sich paßt. Aber durch zwey Dinge erhob es sich, auch abgesehen von seinem Inhalt, über das alltägliche Gespräch. Theils durch die feine Ironie, die er, besonders in seinen Angriffen gegen die Sophisten, hineinzulegen wußte; theils, und am meisten, durch die oft geäußerte Ueberzeugung, daß er in Auftrag der Gottheit spreche. Socrates unterscheidet sich dadurch von der ganzen Classe von Männern, die wir unter dem Nahmen der Propheten begreifen, daß diese unmittelbar als Bevollmächtigte und Gesandte der Gottheit auftraten; Er hingegen dieß nur gelegentlich andeutete, wenn er gleich nie es verleugnete. Er wollte weder der Stifter einer neuen Religion, noch der Verbesserer der bestehenden werden, wie es der Zweck der Propheten war und seyn mußte. Die Erscheinung eines Socrates also war die edelste Frucht jener Trennung der Philosophie von der Religion, die das eigenthümliche Verdienst der Griechen war; unter keinem Orientalischen Volke hätte ein Socrates gedeihen können.

Er ward aber der Märtyrer seiner Lehre. Die Grundlosigkeit der ihm gemachten Vorwürfe, daß er die Volksreligion verleugne, daß er die Jugend verderbe, aufs neue darthun zu wollen, wäre eine überflüssige Arbeit 2). Aber verkennen wollen wir es nicht, daß er durch seinen Tod vielleicht noch mehr gewirkt hat, als durch sein Leben. Hätte eine Krankheit ihn weggerafft, wer weiß ob sein Andenken sich mehr als andrer verdienter Lehrer erhalten hätte? Seine Freunde und Schüler hätten von ihm mit Achtung, schwerlich mit Enthusiasmus, gesprochen. Aber der Giftbecher sicherte ihm die Unsterblichkeit. Durch diesen Tod, in Verbindung mit seiner Lehre, hatte er eins jener hohen Ideale wirklich gemacht,

2) Man sehe außer den Werken über die Gesch. d. Philosophie die Abhandlung von Tychsen: über den Proceß des Socrates, in Bibl. d. alten Litt. u. Kunst St. 1. 2.

an denen allein die griechische Nation so reich ist, und das ihr bisher noch fehlte: das Bild des Weisen, der für seine Ueberzeugung stirbt.

Die Philosophie des Socrates hatte keine unmittelbare politische Beziehungen. Ihr Gegenstand war der Mensch als Mensch; nicht als Bürger. Desto wichtiger war sie mittelbar für den Staat; da sie nichts anders als ein Versuch war, dem Verderben abzuhelfen, das eine falsche Philosophie dem Staat bereitete. Dieser Zweck ward freylich keineswegs vollständig erreicht; aber wird man die Schuld davon dem Socrates beymessen wollen?

Aus seiner Schule, oder vielmehr seinem Kreise, ging bekanntlich eine Reihe der ausgezeichnetesten Köpfe hervor, welche in ihren Meinungen und ihren Systemen zum Theil wie entgegengesetzte Pole von einander abstanden. Möglich ward diese Erscheinung nur dadurch, daß Socrates selber kein System hatte, und eben deswegen dem philosophirenden Geiste durchaus keine Fesseln anlegte. Er wollte nur aufregen; und so erklärt es sich, wie aus seinem Umgange sowohl ein Antisthenes hervorgehen konnte, der das Entbehren, als ein Aristipp, der das Genießen zum Grundsatz der Ethik machte; wie ein Pyrrho, der das Bezweifeln, und ein Euclides von Megara, der das Beweisen sich zum Ziel setzte. Da die Philosophie dieser Männer in keiner Beziehung mit Politik stand, so übergehen wir sie; um den größten aller Schüler des Socrates nicht unerwähnt zu lassen.

Man muß beynahe selber ein zweyter Plato seyn, um Plato fassen zu können. Nicht mit dem gewöhnlichen, oder auch selbst ungewöhnlichen philosophischen Scharfsinn, nicht mit Fleiß, nicht mit Gelehrsamkeit reicht man hier aus! Wer sich nicht über das Sichtbare erheben, wer sich ihm

nicht in jene höhern Regionen nachschwingen kann, wo jene ewigen Urformen der Dinge, auf welche sein Blick unveränderlich gerichtet ist, und gerichtet bleiben mußte, weil nur bey ihnen Erkennen, bey der Sinnenwelt nur Meinen statt findet, wo das wahre Schöne, das wahre Gute, das wahre Gerechte, ewig und unveränderlich wie die Gottheit, und doch verschieden von der Gottheit, wohnen; wer nicht, was er selber oft mehr ahnte als wußte, in der Hülle der Mythen mit ihm zu ahnen versteht; — der mag viel Gutes und auch manches Wahre über Plato sagen; ihn darzustellen wie er ist, ihn ganz und gerecht zu würdigen, vermag er nicht. Vergebens strebt man das Aetherische zu verkörpern; es hört auf Aetherisch zu seyn. Aber das Verhältniß in dem er zu seiner Nation stand, läßt sich sehr bestimmt bezeichnen. In ihm sprach sich der poetische Character der Griechen philosophisch aus. Nur ein so durchaus poetisches Volk konnte einen Plato hervorbringen.

Socrates hatte den Menschen als Menschen betrachtet; Plato's Philosophie umfaßte auch den bürgerlichen Verein. Bereits geraume Zeit vor ihm war der Staat in dem Sinne Gegenstand der Speculation geworden, daß Schriftsteller es versucht hatten, Muster von Staatsverfassungen zu entwerfen. Wo konnte hierzu nähere Veranlassung seyn, als in dieser griechischen Welt, die gleichsam eine Mustercharte freyer Staaten war; welche durch ihre Mängel und Veränderungen fast nothwendig den denkenden Geist zu solchen Betrachtungen führten? Der erste Versuch dieser Art ward, wie wir es bestimmt aus Aristoteles wissen 3), von Hippodamus von Milet gemacht, der ein Zeitgenoß

3) Aristot. Polit. II, cap. 8.

des Themistocles gewesen seyn muß 4). Eine scharfe Absonderung der drey Stände der Künstler, der Ackerbauer, und der Krieger; und die Eintheilung des Landes in heiliges Land, Staatsland und Privatland bey ihm, erinnern an die Aegyptischen Einrichtungen. Sowohl sein Entwurf, als der des Phaneas von Chalcedon sind von Aristoteles ausführlich beurtheilt. Untersuchungen über Staatsverfassungen und Gesetzgebungen wurden nun häufig behandelte Gegenstände; practisch viel wirken konnten sie schwerlich, da nicht mehr die Zeiten waren, wo neue Gesetzgeber in Griechenland hätten aufstehen können. Von vielen haben sich nur aus diesen Zeiten die beyden Werke des Plato erhalten. Sie werden, vorzüglich das über die Republik, nur dem verständlich seyn, der den Grundbegriff der Griechen vom Staat als einer moralischen Person, die sich selber regiert; durchaus aber nicht als einer Maschine die von oben herab, oder von einem andern regiert wird 5), richtig gefaßt hat, und sich immer gegenwärtig erhält. Dann erklärt sich von selbst die enge und unauflößliche Verbindung zwischen Moralität und Politik, welche neuere Schriftsteller so oft bezweifelt haben.

Von den großen Fragen der theoretischen wie der practischen Philosophie war schon in diesen Zeiten der griechischen Freyheit schwerlich irgend eine unberührt und unerörtert geblieben. Spätere Denker mochten sie vielleicht noch wieder anders oder doch schärfer beantworten; aber diesen frühern bleibt doch das große Verdienst, dem speculirenden Geist

4) Er war nach Aristoteles bey der Anlage des Piraeeus gebraucht, welches ein Werk des Themistocles war.

5) S. oben S. 166. Wir erwähnen hier vor allen, neben den andern in Deutschland allgemein bekannten Werken, der vortrefflichen Schrift: J. L. G. de Geer Diatribe in Politiçes Platonicae principia. Trajecti ad Rhenum 1810.

schon die Ziele vorgestreckt zu haben, auf welche er hinarbeiten soll. In welchem Verhältniß aber die spätern Systeme der griechischen Philosophie gegen jene frühern standen, in wie fern das Stoische mit dem Cynischen, das Epicureische mit dem der Cyrenaiker, das der spätern Skeptiker mit dem des Pyrrho und der Eleatiker verwandt war, — dieß überlassen wir dem Schriftsteller zu entwickeln, der statt einer bändereichen uns eine geistreiche Darstellung der Versuche des philosophirenden Verstandes bey den Griechen geben wird.

Wenn die Beziehung der Philosophie auf den Staat nach den Rückwirkungen bestimmt werden muß, die sie auf ihn hatte, so tritt bey der Geschichte gewissermaßen der umgekehrte Fall ein. Sie steht mit dem Staat in Beziehung, in so fern sie aus seinen Veränderungen und Schicksalen hervorgeht. Bey den Griechen beschränkte sich zwar die Geschichte nicht lange auf ihre eigne Nation. Bey dem frühen Verkehr mit Fremden fanden auch Nachrichten und Sagen von der Herkunft und den Sitten und Schicksalen von diesen bey ihnen Eingang. Aber von vaterländischer Geschichte ging doch Alles bey ihnen aus; und sie blieb immer der Mittelpunct. Auch darin zeigt sich der richtige Sinn der Griechen. Bleibt nicht jedes Volk sich selbst das nächste? Und was kann es nächst der Gegenwart mehr interessiren als seine eigne Vorzeit?

Auch hat man dieß fast allenthalben früh gefühlt; und wenn die Geschichte zu dürftig oder gar nicht erhalten ward, so lag die Schuld gewöhnlich nicht sowohl an dem Mangel des Strebens dazu, als an der Unvollkommenheit der Mittel, welche den Völkern zu Gebot standen; das heißt nicht bloß an dem Besitz einer Schrift, sondern auch der Materialien womit und worauf man schrieb. Per-

sepolis, Theben, Mexico, — geben sie nicht sämmtlich die redenden Beweise davon?

Allein nicht weniger kam darauf an, ob bestimmte Personen, ob eine eigne Classe oder Caste in der Nation mit der Aufzeichnung der Begebenheiten beauftragt war. Wo ein Priesterstand oder Priesterclasse sich fand, war die Entwerfung des Calenders, wie mangelhaft oder vollkommen er seyn mochte, ihr Geschäft; und an dieses reihte sich gleichsam von selbst die Entwerfung von Annalen.

Die Griechen hatten keinen solchen abgesonderten Priesterstand; und eben deshalb hören wir auch nicht von Annalen, welche diese gehalten hätten 6). Allerdings geschah zwar auch hier etwas für die Geschichte durch die Religion. An die Weihgeschenke in den Tempeln reihte sich eine Menge von Erzählungen, wodurch das Andenken früherer Begebenheiten erhalten ward. Wie oft beruft sich Herodot auf sie? und die geschichtlichen Einschaltungen des Pausanias sind großentheils an sie geknüpft. Aber sie konnten doch weder eine Zeitfolge bestimmen, noch mehr als bloß einzelne Thatsachen bestätigen.

Aus einer andern Quelle also floß die Geschichte bey den Griechen; sie ging ganz aus der Sage hervor; und da diese den Stoff der Poësie bildete, so blieb diese Jahrhunderte hindurch das einzige Mittel zu ihrer Erhaltung. War aber auch gleich die Geschichte bey den Griechen in ihrem Ursprunge eine Dichtergeschichte, (und nie hat sie auch nach-

6) Wo etwa in den ältesten Zeiten ein erbliches Priesterthum sich fand, wie in Sicyon, knüpft sich auch sofort eine Art von Annalen daran. Sie scheinen doch aber nur bloß in einem Verzeichniß der Priesterfolge bestanden zu haben, und verdienen also noch nicht eigentlich jenen Nahmen.

mals diesen Character gänzlich verleugnet,) so war sie deshalb nicht erdichtet. Der historische Stoff, wie ihn die Sage darbot, war nur mit Dichtungen durchwebt. Von selbst aber ergiebt sich, daß der Character der griechischen Sage auf den Character ihrer Geschichte einen großen Einfluß haben, diesen gewissermaßen bestimmen mußte.

Durch die uralte, und stets fortdauernde, Theilung der Nation in viele Stämme war dieser Sage ein großer Reichthum zu Theil geworden. Jeder Stamm hatte seine Helden, seine Thaten, die dem Dichter Stoff darboten. Man braucht nur einen Blick auf die griechische Heldensage zu werfen, um sich davon zu überzeugen. Einzelne Helden, die vor andern hervorragten, ein Hercules, ein Jason, wurden indeß Nationalhelden; und also auch die Lieblinge der Dichter. Und als die erste große Nationalunternehmung ausgeführt, als Troja gefallen war, was Wunder, daß die historische Muse diesen Stoff allen andern vorzog?

Dieß Alles ist zu bekannt, als daß es einer weitern Ausführung bedürfte 7). Aber wie sehr auch Homer und die Cycliker ihre Nachfolger verdunkelten, so hielt doch die historische Poesie gleichen Schritt mit der politischen Ausbildung der Nation. Diese Verbindung dürfen wir nicht aus den Augen lassen.

Jene politische Ausbildung war, wie oben gezeigt ist, an das Aufblühen der Städte, sowohl derer in Griechenland, als der Colonien außerhalb desselben, geknüpft. Die Gründung der Städte machte darum einen wesentlichen Bestandtheil der frühern Geschichte aus. Diese Gründung der Städte war aber durch Heroen geschehen; und die Sagen davon hingen also genau mit der

7) Man sehe Heyne Historiae scribendae inter Graecos primordia, Commentat. Soc. Sc. Gotting. Vol. XIV.

übrigen Sagengeschichte zusammen. Wer sieht also nicht leicht ein, welches weite Feld sich hier für die historische Poesie eröffnete? Die Erzählungen davon hatten ein bleibendes Interesse für die Bewohner; sie waren ihrer Natur nach geschickt ins Wunderbare getrieben zu werden; an sie knüpften sich von selbst die Berichte von den ältesten Schifffahrten; die Mährchen von den Wundern fremder und entfernter Länder, der Insel der Cyclopen, der Gärten der Hesperiden, des reichen Iberiens und andere. Was konnte der Einbildungskraft eines jugendlichen Volks reichere und zugleich angenehmere Nahrung gewähren? Was die Dichter mehr anziehen? -

So entstand bey den Griechen eine eigne Classe historischer Gedichte, die unter dem Nahmen der Stiftungen der Städte (κτισεις) bekannt ist; aber sowohl dem Stoff als der Form nach die genaueste Verbindung und Verwandtschaft mit den übrigen hatte. Sie umfaßte zwar auch die Städte des Mutterlandes, aber doch hauptsächlich die Colonien; und war mithin ohne Zweifel jünger als das Homerische Zeitalter.

Diese poetische Behandlung der Geschichte dauerte bis gegen die Zeiten der Perserkriege. Wie tief mußte sich also der griechischen Geschichte nicht der poetische Character eindrücken? Die Erfahrung hat gelehrt, daß er gewissermaßen unauslöschlich ward. Auch als die ersten Schriftsteller auftraten, welche in ungebundener Rede schrieben, ward dadurch dieser Character nur in Rücksicht der Form, keineswegs aber der Materie, verändert. Sie erzählten in Prosa, was die Dichter in Versen erzählt hatten. So berichtet ausdrücklich Strabo 8). „Die frühsten Schriftsteller, sagt er, Cadmus von Milet, Pherecydes, Hecataeus lößten nur die Verse auf,

8) Strab. I, p. 12, Casaub.

behielten aber sonst den poetischen Character bey. Erst die nach ihnen kamen stiegen allmählig von jener Höhe zu der jetzigen Schreibart herab." Kaum scheint daher das Urtheil des Cicero Grund zu haben, wenn er die ältesten Historiker, unter ihnen nahmentlich den Pherecydes, mit den frühesten Annalisten der Römer Fabius Pictor und Cato vergleicht 9), deren Schreibart doch sicher nicht poetisch war.

Die meisten und frühsten dieser Sagenerzähler 1), wie Herodot sie im Gegensatz gegen die Epiker nennt, waren in Jonien zu Hause. In eben den Gegenden, wo der Heldengesang sich am herrlichsten gebildet hatte, ging auch aus ihm die prosaische Erzählung hervor. Die Geschichte hat uns zwar über die genauern Veranlassungen meist in Ungewißheit gelassen; aber war nicht stets und ist nicht auch jetzt der Orient das Land der Mährchen? Fand nicht gerade hier, wo jene Kette von Pflanzstädten aufgeblüht war, deren Stiftung gerade gegen das Ende des Heroischen Zeitalters fällt, jene Classe von Erzählungen, welche sich mit diesen Gegenständen beschäftigt, den wichtigsten Stoff? Man dürfte also auch bey Erklärung des Ursprungs der Geschichte bey den Griechen vielleicht nicht mit Unrecht wiederum daran erinnern, daß sie halbe Orientaler waren; wenn ihnen auch der Ruhm vorbehalten blieb, ihr nachmals ihren wahren und eigenthümlichen Character zu geben.

Allein auch der Zeitraum, in welchem sich die Erzählung in ungebundener Rede auf diesem Wege bildete, scheint mehrere sehr natürliche Veranlassungen dazu dargeboten zu haben. Die meisten und berühmtesten jener Sagenerzähler lebten und blühten in der letzten Hälfte des sechsten Jahrhunderts

9) Cicero de Oratore II, 12.

1) Die λογογράφοι, wie Hecataeus u. a.

vor dem Beginn unsrer Zeitrechnung; also nicht lange vor dem Anfange der Perserkriege 2). Unter ihnen werden als die frühesten genannt Cadmus von Milet, und Hecataeus ebendaher, Acusilaus von Argos, Pherecydes von Syros, Charon von Lampsacus, und verschiedene andre, welche Dionys von Halicarnas aufzählt. Sie fallen in die Zeiten des eigentlich jugendlichen Emporstrebens der Nation; als sie sich bereits nach Westen und Osten verbreitet hatte, und ihre aufgeblühten Städte in vielfachem Verkehr standen; als man viele Völker schon hatte kennen gelernt, und das Reisen angefangen hatte gewöhnlich zu werden. So geht auch schon aus den Titeln der Werke der Sagenschreiber hervor, daß sie sich keineswegs mehr ängstlich auf die Nachrichten der alten Epiker beschränkten; daß vielmehr ihr Gesichtskreis sich erweitert hatte, und Geschichte der Städte und Völker, wie Beschreibung der Küsten der Länder, innerhalb desselben lag. Das Verzeichniß der Schriften des Hellanicus von Lesbos, eines der spätern von ihnen, giebt den Beweis davon 3).

Nehmen wir dieß Alles zusammen, so ergiebt sich daraus die Stufe, auf welcher die Geschichte vor Herodot stand. Sie war in ihrem Ursprunge ganz vaterländisch; und hielt auch nachmals, als der Gesichtskreis sich über das Vaterland erweiterte, mit der politischen Ausbildung der Nation gleichen Schritt. Sie behielt ihren poetischen Character, und blieb also ohne Critik; aber sie bildete sich dagegen auch ganz frey aus; sie ward

2) Zwischen der 60. und 70. Olympiade oder 540 - 560 v. Ch.

3) Man sehe es bey Creuzer: Die historische Kunst der Griechen in ihrer Entstehung und Fortbildung S. 30. In diesem vortrefflichen Werke ist besonders die Untersuchung über die Logographen mit solcher Sorgfalt durchgeführt, daß ich glaube mich nur darauf beziehen zu brauchen.

nicht der Religion zu Gefallen von Priestern in Fesseln geschlagen. Indem die Poesie lange Zeit ihr Erhaltungsmittel blieb, ward sie allerdings in einem gewissen Grade das Spiel der Phantasie (wiewohl die Epische Poesie hier in viel engeren Schranken blieb, als nachmals die Lyrische und Tragische); aber sie konnte, durch keine Hieroglyphen fortgepflanzt, dafür auch nicht, wie in Aegypten, in bloße symbolische Erzählung ausarten. Seitdem sie aus der gebundenen Schreibart in die ungebundene übersetzt ward, mußte sie dadurch allerdings an die Fortschritte der Schreib-Kunst gebunden werden; und der große Mangel an Nachrichten darüber, welchen neuere Gelehrte durch ihre Untersuchungen dargethan haben 4), ist allerdings ein Hauptgrund, weshalb wir so wenig im Stande sind, ihre Fortschritte im Einzelnen zu verfolgen. Aber wie groß auch die Einwirkung davon gewesen seyn mag; so lag doch die Hauptursache, welche ihren Fortschritt vor Herodot aufhielt, noch in etwas anderm, nehmlich in dem Mangel des Stoffs.

Vor den Perserkriegen gab es keinen Stoff, der den Historiker als solchen hätte begeistern können. Was Großes da war, wie der Trojanische Krieg, der Argonautenzug, gehörte der Sage, gehörte eben deshalb mehr als zur Hälfte der Dichtung an. Die Erzählungen von dem Ursprunge einzelner Städte, die Nachrichten von fernen Völkern und Ländern, konnten die Neugierde befriedigen, konnten Unterhaltung gewähren; aber doch auch nicht mehr als dieses. Es mangelte gänzlich an einem großen und allgemein interessanten Nationalgegenstande.

Nun kamen die Perserkriege! Der Sieg bey Marathon weckte zuerst den Muth; ob die Niederlage bey Thermopylae oder der Sieg bey Salamis

4) Man sehe besonders Wolfii Proleg. p. XL. etc.

ihn mehr entflammte, ist schwer zu sagen; mit der Schlacht bey Plateae war die Freyheit gerettet. Welch' ein Stoff für die Geschichte!

Aber dieser Stoff gehörte seiner Natur nach ihr auch ganz an; sie konnte ihn nicht mit der Dichtung theilen. Es war so wenig ein Stoff der grauen Vorzeit, als der Gegenwart; es war ein Stoff der nahen Vergangenheit. Auf der andern Seite berührte er aber doch so mannigfaltig das Gebiet der Sage, daß der Geschichtschreiber auch eines critischen Zeitalters kaum würde umhin gekonnt haben, es oft zu betreten. Wie vollends in einer Periode, wo die Grenzen zwischen beyden noch nicht im mindesten bestimmt waren!

Herodot bemächtigte sich dieses Stoffs, und behandelte ihn mit einer Kunst, die jede Erwartung übertraf. Allerdings fand er vieles vorbereitet. Man hatte schon manche Versuche, die frühste Geschichte der Städte und Völker aufzuklären; durch den ausgedehnten Verkehr der griechischen Städte war das Reisen erleichtert, und verschiedne seiner Vorgänger sind als vielgereisete Männer bekannt 5); die Logographen hatten die Sprache bereits für die prosaische Erzählung gebildet; und bey der Nation, für die Er schrieb, war schon der Sinn für Geschichte geweckt. Aber dennoch war er der Erste, der einen rein historischen Stoff zu behandeln unternahm; und dadurch geschah der entscheidende Schritt, der Geschichte ihre Selbstständigkeit zu geben. Allein er beschränkte sich nicht bloß auf den Hauptstoff, sondern gab ihm auch einen solchen Umfang, daß sein Werk, ungeachtet seiner Epischen Einheit, dennoch in einem gewissen Sinne eine all-

5) Wie Hecataeus und Pherecydes.

gemeine Geschichte ward 6). Indem er den Hauptfaden seiner Erzählung, von den Zeiten an, wo zuerst Zwiste unter den Hellenen und Barbaren entstanden, bis zu denen herunterführte, wo bey Plataeae die glorreiche Entscheidung für die Griechen erfolgte, und das angegriffene aber befreyte Hellas der große Gegenstand seiner Erzählung ward; boten sich ihm allenthalben die Gelegenheiten dar, oder er wußte sie herbeyzuführen, die Beschreibungen und Geschichten der Länder und Völker einzuweben, welche die Erzählung berührte; ohne darum je den Hauptfaden zu verlieren, zu welchem er von jeder Abschweifung zurückkehrt. Er selber hatte den größten Theil dieser Länder und Völker besucht; mit eignen Augen gesehen; Erkundigungen eingezogen wo sie am sichersten einzuziehen waren. Aber wo er in die Alterthümer der Völker, besonders seines eignen Volks, zurückgeht, benutzt er, was das Zeitalter ihm darbot; hier grenzt sein Werk an die der frühern Logographen. Es ist jetzt nicht mehr nöthig, sein Vertheidiger zu werden; die Nachwelt ist gegen ihn nicht immer ungerecht geblieben. Wer wäre wohl durch die großen Entdeckungen in der Länder- und Völkerkunde in den beyden letzten Jahrzehnden glänzender gerechtfertigt worden, als der so oft verspottete Herodot? Hier lag uns nur daran zu zeigen, wie durch die Wahl seines Stoffs die Geschichtschreibekunst gehoben ward; und wie diese Wahl in der engsten Verbindung mit dem politischen Aufschwunge seiner Nation stand.

So war also der erste große Schritt gethan! Ein rein historischer Gegenstand, zwar der Vergangenheit, aber der nahen Vergangenheit, nicht mehr der Sage angehörend, war von einem Meister be-

6) Nur die Geschichte der Assyrer behielt er sich für ein eignes Werk vor; I. 184.

handelt worden, der den größten Theil seines Lebens einem Plan weihte, der mit eben so großer Besonnenheit gefaßt, als mit Enthusiasmus ausgeführt ward. Die Nation hatte also ein historisches Werk, das zuerst zeigte, was Geschichte sey; und welches ganz dazu geeignet war, den Sinn für sie zu wecken. Als Herodot es dem versammelten Griechenland zu Olympia verlas, ward, wie die Sage will, ein Jüngling dadurch entflammt, nicht Nachahmer, aber Nachfolger zu werden.

Thucydides erschien. Sein Vorgänger hatte eine Geschichte der Vergangenheit beschrieben. Er ward der Geschichtschreiber seiner Zeit. Er war der erste, der diese Idee faßte, aus welcher der ganze Character seines Werks eigentlich hervorging; den man so oft, besonders die alten Critiker, in seiner Schreibart, Beredtsamkeit und andern Nebensachen gesucht hat. Dadurch hob er die Geschichte nicht nur auf eine neue Stufe; sondern auch auf eine höhere, als er selber es ahnen mochte. Sein Stoff mußte ihn zum Critiker machen.

Der Sturm der Perserkriege war furchtbar gewesen, aber vorübergehend. Unmöglich hatte während desselben ein Geschichtschreiber aufstehen können. Erst als er eine geraume Zeit schon ausgetobt hatte, als man wieder zur Besinnung gekommen war, ward für einen Herodot Platz. Unter dem Glanze der errungenen Siege, unter dem Schatten der erfochtenen Sicherheit, — mit welchen Gefühlen blickte nicht der Grieche auf jene Jahre zurück? Wer konnte ihm willkommener seyn als der Historiker, der ihm dieß Gemählde seines eignen Ruhms nicht bloß im Ganzen, sondern auch im Einzelnen ausmahlte? Das Zeitalter des Thucydides dagegen war eine große, aber schwere, Zeit. Im langen hartnäckigen Kampfe

unter einander suchten sich die griechischen Staaten aus ihren Wurzeln zu reißen. Es ward nicht bloß das Zeitalter der Kriege, sondern der Staatsumwälzungen mit allen ihren Greueln. Ob man aristocratisch oder democratisch, Athenisch oder Spartanisch gesinnt sey, war die Frage, an der Vermögen, Freyheit, Leben hing. Ein wohlthätiges Mißgeschick riß Thucydides mitten aus diesem Strudel heraus; und gab ihm eine Unsterblichkeit, welche die Rettung von Amphipolis ihm nicht gegeben hätte 7). Die Frucht seiner Muße war die Geschichte seiner Zeit; ein Werk für immer 8), wie er selber zu schreiben es sich vornahm, und wirklich es schrieb!

Es ist hier nicht der Ort, das Lob des Mannes zu machen, der mitten im Sturm der Leidenschaften ruhig blieb; des einzigen Verbannten, der unpartheyisch Geschichte geschrieben hat. Seine Kenntniß der Staaten und der Sachen, sein tiefer politischer Blick, seine kernhafte, wenn auch oft ungelenke, Schreibart, — das Alles ist schon von Andern gewürdigt. Nur über den Punct, wie durch die Natur seines Stoffs die Geschichte gewann, erlauben wir uns einige Bemerkungen.

Man wird das Unternehmen eines Mannes, der zuerst die Idee faßte die Geschichte seiner Zeit zu schreiben, an der er selber nicht ohne Antheil geblieben war, nicht mit dem des neuern Schriftstellers vergleichen wollen, der sie aus mancherley schriftlichen Nachrichten compilirt. Er muß-

7) Bekanntlich ward Thucydides, als man nach der Einnahme von Amphipolis durch Brasidas ihn beschuldigte zu spät zu Hülfe gekommen zu seyn, von dem Athenischen Volke verwiesen, und brachte 20 Jahre in Thracien im Exel zu, wo er reiche Bergwerke besaß. Man höre darüber ihn selbst IV, 104 und V, 26.

8) κτῆμα εἰς ἀεὶ, Thucyd. I, 22.

re Alles durch eigne Erkundigung erforschen; und zwar in einem Zeitpunct, wo Partheygeist und Leidenschaft Alles zu entstellen suchten. Um seinen Stoff hatte aber weder die Vorzeit den Nebel der Sage gehüllt, noch hatte er seiner Natur nach irgend ein Episches Interesse. Es war ein durchaus prosaischer Stoff; der dem Schriftsteller kein anderes Ziel, als Darstellung der Wahrheit gestattete. In ihr allein lag das Interesse; sie zu erforschen und wiederzugeben ist Alles, was wir von dem Geschichtschreiber zu fordern berechtigt sind; eben dadurch wird er groß und ehrwürdig in unsern Augen, daß er, durchdrungen von dem Gefühl seiner Würde, diese keinen Augenblick verleugnet. Vom ersten bis zum letzten Blatt seines Werks begleitet uns ein Gefühl der Ehrfurcht, das nie erstirbt. Nicht der Geschichtschreiber, die Geschichte selber scheint zu sprechen.

Aber diese Erforschung der Wahrheit zu welchen Betrachtungen mußte sie ihn führen, wenn er seinen Blick auf die bisherige Gestalt der Geschichte warf? Zwar schrieb er nur zunächst die Begebenheiten seiner Zeit; aber die Vorzeit konnte doch nicht ganz von seinem Gesichtskreise ausgeschlossen bleiben. Sie zeigte sich ihm aber in der Hülle der Sage; und ihm, dem strengen Forscher, konnte es unmöglich entgehen, wie täuschend ihr Schimmer sey. Er suchte ihr diesen zu nehmen, und auch sie auf die nackte Wahrheit zurückzuführen; und so entstand jene unschätzbare Einleitung, die er seinem Werke vorangeschickt hat.

Auf diesem Wege ward Thucydides der Erfinder einer noch so gut wie unbekannten Kunst, der historischen Critik; ohne es selber ganz zu wissen wie unendlich wichtig seine Erfindung war. Denn nicht auf die Wissenschaft überhaupt, nur auf seinen Stoff wandte er sie an, eben weil sie aus

seinem Stoff hervorging. Ihm hatte die historische Muse zuerst das Innerste ihres Wesens enthüllt; bestimmter wie Er hat keiner weder vor noch nach ihm die Grenzscheide zwischen Geschichte und Sage gezogen. Was heißt dieß aber anders, als zwischen der ganzen historischen Cultur des Orients und Occidents? Und wenn wir es uns klar gestehen, was Alles an dieser historischen Cultur hängt, — zwischen der wissenschaftlichen Cultur des Orients und Occidents überhaupt? Denn um es noch bestimmter zu wiederholen, was schon einmal früher angedeutet ward 9), die große Scheidewand zwischen beyden ist dadurch gezogen, daß der Occident Critik hatte, der Orient niemals.

Mit Recht nennen wir es einen Riesenschritt, den Thucydides that. Mit Recht sagen wir von ihm, daß er sich über sein Zeitalter erhob; auch konnte weder sein Zeitalter, noch die zunächst folgenden ihm nachkommen. Die poetische Sage war viel zu tief in die Geschichte bey den Griechen verwebt, als daß sie ganz davon hätte getrennt werden können. Ein Theopomp und Ephorus schöpften, so bald von den Heldenzeiten die Rede war, eben so unbekümmert aus Mythographen und Dichtern, als ob kein Thucydides geschrieben hätte.

Noch war ein dritter Schritt übrig; gewissermaßen der gefährlichste von allen; der, der Geschichtschreiber seiner eignen Thaten zu werden. Xenophon that ihn. Denn seine Anabasis ragt, wenn von seinen eigentlich historischen Schriften die Rede ist, so vor den übrigen hervor, daß sie allein hier genannt werden kann. Mit Recht aber bezeichnen wir diesen neuen Schritt als einen der wichtigsten; hätte nur der, der ihn that, viele Nachfolger gefunden! Xenophon blieb durch die Milde und Bescheidenheit seines persönli-

9) S. oben S. 2.

chen Characters vor den Fehlern gesichert, in welche die Beschreiber ihrer eignen Thaten so leicht verfallen; wenn gleich diese Tugenden und die Natur seines Stoffs seinem Werke nicht die Vorzüge geben konnten, die der Geist eines Caesar's dem seinigen zu geben wußte.

So wurden also schon in der Periode der Freyheit alle Hauptformen der Geschichte von den Griechen ausgebildet. Was nachher geschah, war kaum Fortschritt zu nennen, wenn gleich mit dem erweiterten politischen Gesichtskreis im Macedonischen und Römischen Zeitalter der Stoff sich erweiterte; und die Idee einer Universalgeschichte mehr ausgebildet ward. Seitdem aber nach dem Untergange der Freyheit die eigentliche Rhetorik herrschend, und auf die Geschichte angewandt ward, ging die höhere Critik bey ihr so gut wie gänzlich verloren. Der Vortrag, die Behandlung ward beurtheilt, nicht der Stoff; über die Schale vergaß man den Kern. Die Critiken selbst eines Dionys von Halicarnaß geben die Belege dazu, den man doch als den ersten dieser Critiker zu nennen pflegt.

Funfzehnter Abschnitt.

Poesie und Kunst in Beziehung auf den Staat.

Ob in einer Untersuchung über die Politik der Griechen auch von ihrer Poesie und Kunst die Rede seyn müsse, — wird schwerlich irgend einer meiner Leser noch bezweifeln. Fast jeder der vorhergehenden Abschnitte hat aufmerksam darauf gemacht, in welcher engen Verbindung beyde mit dem Staat standen. Allerdings beschränkt sich aber die Untersuchung über sie auch nur auf die Frage, von welcher Art und von welchen Folgen diese Verbindung war? Aber auch ihre Beantwortung allein kann schon sehr weit führen, wenn man sich nicht, wie es die Form dieses Werks erfordert, in gewissen Schranken hält. Bey der Poesie sehen wir hier zunächst auf die dramatische, da von der Epischen schon oben die Rede war. Wer kann aber von der dramatischen sprechen, ohne die lyrische zu berühren? Mit der Poesie aber setzen wir die Kunst in unmittelbare Verbindung, weil bey den Griechen die Natur selber diese geknüpft hat; ja weil bey diesem Volke die Kunst gleichsam der Schlüssel zu ihrer Poesie ist. Es ist vollkommen wahr, was ein neuerer Critiker bemerkt 1), daß es

1) A. W. Schlegel über dramatische Kunst und Litteratur, Th. 1, S. 67.

keinen besseren Commentar für die Tragiker gebe, als die Meisterwerke der plastischen Kunst. Sind es gerade auch nicht immer dieselben Personen, welche die Bildhauer und Dichter uns vorführen, so bilden wir doch nach ihnen unsre Ideale. Wer die hohen Gebilde der Niobe und des Laocoons sah, wird auch leicht eine Electra und einen Oedipus so sich denken können, wie sie dem Dichter vorschwebten.

Die Beziehung in der Poesie und Kunst bey den Griechen auf den Staat stand, ward in gleichem Maaße enger, wie die Bildung der Nation zunahm, und war daher auch in den blühendsten Zeiten Griechenlands am festesten geknüpft. Schon die frühesten Gesetzgeber der Griechen sahen aber auch in der Poesie das Hauptmittel zu der Bildung der Jugend; und selbst zu der Einwirkung auf das männliche Alter. Aber Poesie war in jenen Zeiten, wo es noch keine Litteratur gab, unzertrennlich von Gesang; gewöhnlich begleitet von einem Instrument; und daher jene Bedeutung des Worts Musik, welche dieß alles zusammen umfaßte. Indeß gilt dieß vorzugsweise von der lyrischen Poesie, welche als unmittelbarer Ausdruck der Empfindungen des Dichters viel enger an Gesang geknüpft ist, als die Epische. Sobald man nur jenen Grundbegriff nie aus den Augen verliert, den der Grieche von dem Staat gefaßt hat, als einer moralischen Person die sich selber regieren soll, so tritt damit auch die ganze Wichtigkeit der Musik, in jenem weitern Umfange des Worts, in den Augen der griechischen Gesetzgeber sofort hervor. In jenem Zeitalter, wo es noch keine philosophische Bildung gab, wo das Gefühl und seine Lenkung noch Alles galt, sah man in ihr das Hauptmittel auf dieses zu wirken; und so dürfen wir uns nicht wundern, wenn wir in Ply-

tarch 2) und andern Schriftstellern von der großen Strenge lesen, mit der die Gesetze, besonders in Sparta, über die Erhaltung der alten Musik, und der einmal eingeführten Tonart hielten. Es mag schwer seyn in unsern Tagen, wo die Staaten nicht eben die Musik als den Hebel der Nationalkraft betrachten 3), sich von jenen Einrichtungen des Alterthums einen klaren Begriff zu machen. Allein da die menschliche Natur sich nie gänzlich verleugnet, so behalten auch Einrichtungen, die unmittelbar auf sie gegründet sind, in einem gewissen Grade, und unter gewissen Formen, ihr Daseyn. Auch im neunzehnten Jahrhundert, wo man durch die Veränderung der Musik vielleicht kein Volk mehr verderben kann, (wiewohl es sehr gewagt wäre, über ihren Einfluß und ihre Wirkungen keck abzusprechen,) errichtet man kein Regiment, ohne ihm sein Musikchor zu geben; und der Befehlshaber, der statt des kriegerischen Marsches klagende Melodieen und Todtenlieder ertönen ließe, möchte nicht mit Unrecht gleichen Vorwürfen sich aussetzen, als der, welcher im Alterthum zur unrechten Zeit die lydische statt der dorischen Weise anwendete.

Lyrische Poesie stand ferner in der engsten Verbindung mit der Volksreligion. Sie war gewissermaßen daraus hervorgegangen; denn Hymnen zum Lobe der Götter werden als die ersten Früchte derselben erwähnt 4). Als Stütze der Volksreligion

2) In seiner Abhandlung de Musica Op. II. p. 1131.

3) Wie auch schon in seinen Zeiten, wo Musik nur in den Theatern gebraucht wurde, jene alte Anwendung der Musik sich verlohren habe, klagt Plut. II. p. 1140.

4) Musik, sagt Plutarch II. p. 1140. ward zuerst nur den Tempeln und heiligen Oertern, zum Lobe der Götter, und zur Unterweisung der Jugend gebraucht, lange vorher ehe sie in die Theater eingeführt ward, die es damals noch gar nicht gab.

mußte sie also auch dem Staat wichtig seyn; hauptsächlich in so fern durch sie die Feste verherrlicht wurden. Wo feyerte aber der Grieche ein Fest, auf dem nicht die Gesänge der Dichter erklungen wären? Sie erhielt aber ihre größte Wichtigkeit durch die Entstehung und Ausbildung des Chorgesangs. Diese Chöre, auch unabhängig von dem Drama, verschönerten vor allen die Feste; und wurden nach den verschiedenen Altern zusammengesetzt. Es gab Chöre der Jünglinge, der Männer, der Alten; welche im Wechselgesange sich antworteten 5). Da Feste überhaupt Sache des Staats waren, so also auch die Chöre; und so dürfen wir uns nicht wundern, wenn die Ausrichtung derselben zu den Bürgerlasten gehörte.

Der Chorgesang bey den Festen stammte schon aus den Heldenzeiten, oder doch den Homerischen Zeiten her 6). Wie sehr er auch verschönert werden konnte, und es wurde, so bedurfte er doch an und für sich selbst keiner großen Zurüstungen. Die ähnlichen Anblicke, welche neuere Reisende auf den Inseln der Südsee, besonders den Gesellschafts-Inseln, gesehen haben, versetzen uns in jene frühere Griechenwelt. Aus den Chören aber ging das Drama hervor; es konnte aber seiner Natur nach erst eine spätere Frucht des poetischen Geistes der Nation seyn.

Auch das Drama interessirt uns hier nur in Rücksicht seiner Beziehung auf den Staat. Aber auch schon diese Untersuchung greift dennoch auf das tiefste in das innerste Wesen desselben ein. Es entsteht daher die doppelte Frage: theils was der

5) Man sehe vor allen die ganze Rede des Demosthenes gegen den Midias, der gegen Demosthenes als Choragen gefrevelt hatte.

6) Man sehe den Hymn. in Apoll. v. 147 f. von den Chören bey den Jonischen Festen auf Delos.

Staat für das Drama that; theils in wie fern es durch sein Wesen und seine innere Beschaffenheit in Beziehung auf den Staat stand, und für diesen wichtig war?

Die dramatische Poesie, da sie stets eine Handlung uns vergegenwärtigen und lebendig darstellen soll, erfordert immer einen äußern Apparat, wie glänzend oder armselig auch derselbe seyn mag; sie erfordert immer eine Versammlung, vor der sie dargestellt wird. Dramatische Poesie ist daher ihrem Wesen nach schon weit mehr öffentlich, als jede andre Gattung der Dichtkunst. Unter allen Arten derselben liegt sie immer dem Staat am nächsten. Bey den Griechen kam noch hinzu, daß sie Sache der Religion, und deshalb ein wesentlicher Bestandtheil ihrer Feste war. Diese Feste aber waren gänzlich Sache des Staats; sie gehörten, wie schon oben bemerkt ist, zu den dringenden politischen Bedürfnissen. So mußte also schon darin der Grund liegen, weshalb der Staat sich auch der dramatischen Darstellungen nicht nur annahm, sondern sie auch gleichsam als zu seinem Wesen gehörend, so gut wie Volksversammlungen und Volksgerichte dazu gehörten, betrachtete. Ein griechischer Staat konnte nicht ohne Feste seyn; und Feste nicht ohne Chöre und Schauspiele.

Wie der Staat sich der Schauspiele annahm, wissen wir eigentlich nur von Einem derselben, von Athen genauer. Daß aber die andern griechischen Städte im Mutterlande wie in den Colonien so gut ihre Schauspiele hatten als Athen, zeigen schon die Ueberbleibsel von Theatern, die man nicht leicht irgendwo vermißt, wo man die einer griechischen Staat findet. Die Erbauung und Verzierung der Theater geschah aber auf öffentliche Kosten; nie finden wir in der griechischen Welt, so viel ich weiß, ein Beyspiel, daß Privatpersonen, so wie in Rom,

sie hätten anlegen lassen. Ihre Einrichtung war aber immer dieselbe, wie wir sie noch in Herculanum sehn; und so müssen wir also schließen, daß auch die ganze äußre Darstellung sich ähnlich geblieben sey; wenn auch der Reichthum und der Geschmack einzelner Städte einen höhern Grad von Glanz dabey eingeführt hatte; wie wir dieß auch noch gegenwärtig in unsern Hauptstädten im Verhältniß gegen die Landstädte sehen. Aber aus den Ueberbleibseln der griechischen Theater erhellt auch deutlich die Größe und der Umfang dieser Anlagen; wodurch sie den neuern so ungleich sind. Hätte man sie nicht als eigentliches Bedürfniß angesehen, wäre nicht der Wetteifer der Städte hinzugekommen, so darf man zweifeln ob ihre Kräfte dazu hingereicht hätten.

Die Ausrichtung der einzelnen Schauspiele gehörte zu den Bürgerlasten, oder Leiturgien, welche die Reichen entweder der Reihe nach tragen mußten, oder auch sie freywillig übernahmen. Es ist wohl kaum zu zweifeln, daß diese Einrichtungen in den übrigen griechischen Städten denen in Athen ähnlich gewesen seyn, wenn uns gleich die bestimmten Nachrichten darüber fehlen. Auf diese Weise wälzte der Staat diese Unkosten zum Theil auf Privatpersonen; es blieb aber darum doch nicht weniger Sache des Staats, da dieser Aufwand als dem Staat schuldige Leistungen angesehen wurde. Befremdender als diese Einrichtung kann es uns scheinen, daß es dahin kommen konnte, daß den ärmern Bürgern selbst aus den öffentlichen Cassen Gelder bewilligt wurden, um die Schauspiele besuchen zu können. So war es in Athen, aber freylich erst in den Zeiten als der Staat schon anfing unter dem Sittenverderbniß seiner Bürger zu erliegen. Die Begierde zum Genuß kann in solchen Zeiten in eine Art von Wuth ausarten; und die

Erhaltung der Ruhe kann Opfer fordern, welche selbst diejenigen nicht billigen, die sie bringen.

Wenn gleich die ältesten dramatischen Versuche der Griechen in frühere Zeiten zurückgehen mögen, so ist es doch keinem Zweifel unterwerfen, daß Aeschylus als der Schöpfer nicht bloß des gebildetern Dramas, sondern auch der griechischen Bühne, betrachtet werden muß. Erst nach den Siegen über die Perser, (er selber focht in der Schlacht bey Salamis) erhielt Athen also ein steinernes Theater 7); und in Athen bildete sich überhaupt das ganze Theaterwesen zuerst aus. Die hier bey den Festen des Dionysos eingeführten Wettkämpfe der Dichter, welche dem Staat nicht mehr als einen Kranz kosteten, aber den Dichter mehr als Gold lohnten, trugen unendlich dazu bey, die Nacheiferung zu beleben. Es war aber um diese Zeit, als Athen, so wie überhaupt der Sitz der Litteratur, so auch politisch die erste Stadt von Griechenland ward. Hieraus erklärt sich die auffallende Erscheinung, daß die Schauspielkunst hier gleichsam einheimisch zu seyn schien. Athen war die tonangebende Stadt; und ohne in dem Sinne, wie etwa Paris und London, Hauptstadt zu seyn, gab ihr doch ihr großer Vorsprung in der geistigen Bildung jene Herrschaft von selbst, die desto ruhmvoller war, da sie nicht auf Zwang, sondern auf freywillige Anerkennung ihrer Vorzüge beruhete.

Es ist eine, so viel ich weiß, noch nirgend angestellte Untersuchung, wie, seit der Errichtung einer Schaubühne in Athen, sich das Schauspiel auch durch die übrigen griechischen Städte verbreitet habe? Die schon erwähnten Ueberbleibsel der

7) Die Veranlassung dazu erzählt Suidas in Πρατίνας, als bey der Aufführung eines Stücks dieses Dichters das hölzerne Gerüst, auf dem die Zuschauer standen, zusammenbrach.

Theater in ihnen, lassen immer die Frage übrig, wann sie angelegt seyn? und wo hätten wir die Data diese zu beantworten? Aber so manche Spuren müssen uns doch höchst wahrscheinlich machen, daß schon vor den Macedonischen Zeiten das Drama auch in den andern Städten Eingang fand. Tragische sowohl als Comische Dichter waren keineswegs bloß in Athen zu Hause, sondern standen in den verschiedensten Gegenden der Griechenwelt auf 8). Athenische Dichter wurden eingeladen an die Höfe fremder Fürsten 9). Ein König von Syracus war selber tragischer Dichter 1). Durch die Bruchstücke aus den Tragoedien des Euripides erhielten Athenische Kriegsgefangene in eben dieser Stadt ihre Freyheit. Die Bewohner von Abdera wurden, als ihr Mitbürger Archelaus die Andromeda des Euripides vorstellte, von einer Theaterwuth ergriffen, die an Verrücktheit grenzte 2). Leicht wäre es noch mehrere Beweise aufzufinden, wenn es ihrer bedürfte. Allerdings aber möchte es zweifelhaft bleiben, ob sich diese Verbreitung auch auf das Comische Drama erstreckte; welches in Athen so ganz local war, daß es in den übrigen Städten kaum verstanden werden konnte; oder doch vieles verloren gehen mußte. Aber wollen wir es wagen von den wenigen Stücken eines einzigen Comischen Dichters, die uns übrig geblieben sind, sofort auf die Hunderte einer ganzen Schaar von an-

8) Man findet Beweise die Menge in Fabricii Bibl. Gr. T. I in dem Catalogo Tragicorum und Comicorum deperditorum.

9) So Euripides an den des Königs Archelaus von Macedonien.

1) Dionys der ältere. Ein Fragment von ihm hat sich noch erhalten in Stob. Eclog. I, IV. 19.

2) Lucian. de conscr. histor. Op. IV, p. 159 Bip.

dern zurückzuschließen, die wir nicht mehr besitzen?

Um die andere Frage zu beantworten: in welcher Beziehung das Schauspiel bey den Griechen seiner innern Natur nach auf den Staat stand, muß man sofort die beyden Hauptgattungen desselben von einander trennen. Vor den Macedonischen Zeiten, so lange noch die Comoedie ihren republicanischen Character nicht zu verändern brauchte 3), blieben auch, da man keine Zwischenarten kannte 4), das ernste und lustige Schauspiel so von einander geschieden, wie — Ernst und Spaß von einander verschieden sind. Sie berührten sich gar nicht.

Das Trauerspiel, oder, wie man es weit richtiger benennen könnte, das Heldenspiel, war Darstellung großer Begebenheiten der Vorzeit, nach dem Ideal das der Grieche von dieser gefaßt hatte 5); das Lustspiel hingegen Parodie der Gegen=

3) Die sogenannte alte Comoedie.

4) Das satyrische Drama, wie man es nannte, war keine Zwischenart, sondern eine Abart des tragischen.

5) Zwey Stücke, die Perser des Aeschylus, und die Zerstörung Milets von Phrynichus machten davon eine Ausnahme. Sie blieben aber nicht nur ohne Nachfolger, sondern der letzte Dichter ward selbst dafür von den Athenern gestraft. Herod. IV. 21. Wie zeigt sich auch hier der richtige Sinn dieses Volks! Es wollte durch das tragische Drama Erregung der Leidenschaften; aber reiner Leidenschaften, d. i. ohne alle persönliche Beziehungen. Dieß war nur bey Gegenständen aus der Vorwelt möglich. Nach griechischem Sinn war aber dennoch ein gewisser Grad historischer Wahrheit, wie ihn die Sage hat, dazu nöthig. Rein-erdichtete Gegenstände, wie bey den Neuern, kannte man nicht. Die Folgen davon verdienten noch wohl eine weitere Entwickelung. Wurde das tragische Drama dadurch auf die Heldenfabel beschränkt, so bekam es auch eine gewisse feyerliche Haltung, die ihm seine Würde gab.

wart, wie wir unten weiter bemerken werden. Durch diese Erklärungen ist die gänzliche Verschiedenheit beyder auch schon ausgesprochen.

Das Trauerspiel ging in einem gewissen Sinn aus der Epischen Poesie hervor. Durch sie ward die Heldenzeit der Nation immer gegenwärtig erhalten; ohne diese Bekanntschaft würden die tragischen Dichter mit gleichen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt haben, als die Neuern, welche ihre Gegenstände etwa aus der Nordischen Heldenfabel entlehnen. So brauchte nur der Nahme der Hauptperson genannt zu werden, und die ganze Reihe ihrer Schicksale war auch jedem sofort gegenwärtig. Eben deshalb konnte künstliche Verwickelung und Entwickelung nur in so weit die Aufgabe für den Dichter werden, als die Natur des Dramas es mit sich bringt; weit mehr dagegen Größe und Lebendigkeit der Darstellung im Geist der Heldenwelt. Es kam daher auch keinesweges auf den Ausgang, sondern auf den Character der Handlung an. Ob jener glücklich oder unglücklich für die Hauptperson ward, war völlig gleichgültig; aber die Handlung mußte durchaus innere Größe haben; mußte durch das Spiel der Leidenschaften motivirt werden; und durfte nie den Ernst verleugnen, der gleichsam das Colorit der Heldenwelt ist. Daraus geht das Tragische des Dramas hervor. Wenn aber gleich der Ausgang an sich gleichgültig war, so ist es doch kaum anders zu erwarten, als daß die Dichter am liebsten solche Stoffe behandelten, wo dieser unglücklich für die Hauptpersonen ward. Hier war das tragische Interesse am größten; die Catastrophe am furchtbarsten; die Wirkung am wenigsten zu verfehlen. Der tragische Ausgang stimmte am meisten zu dem ganzen Character der Gattung.

Auf den Staat konnte das tragische Drama kaum unmittelbare Beziehungen haben. Die poli-

tische Welt, welche hier dargestellt ward, war gänzlich verschieden von der Gegenwart; es waren monarchische Formen, welche allein hier herrschten. Von der tragischen Poesie der Griechen gilt also in dieser Rücksicht dasselbe, was schon oben von ihrer Epischen gesagt worden ist 6). Die Erschütterungen und der Untergang der alten Königshäuser wurden nicht deswegen dargestellt, um sie verächtlich oder gehässig zu machen, und etwa den Republicanismus zu beleben; sondern allein weil keine andere Handlungen in gleichem Maaße jenen hohen tragischen Character hatten. Aber die moralischen Wirkungen, welche durch diese Darstellungen hervorgebracht wurden, mochten auch politisch wichtig werden. Indem der Hellene fortdauernd in der Heldenwelt lebte, konnte jene Erhebung des Geistes nicht so leicht verschwinden, welche so oft in den Thaten der Nation sich zeigt. Wenn Homer und die Epiker den Geist derselben zuerst zu jener ihr eigenthümlichen Höhe erhoben; so trugen die Tragiker wesentlich dazu bey ihn auf derselben zu erhalten. Und wenn diese Höhe des Geistes die Stärke des Staats war, so haben sie sich um diese nicht weniger als die Heerführer und Volksführer unsterblich verdient gemacht.

In viel engerer Beziehung stand das Lustspiel mit dem Staat, wie sich schon daraus im voraus erwarten läßt, daß es sich auf die Gegenwart, nicht auf die Vorwelt bezog. Wir erklärten es oben durch eine Parodie der Gegenwart 7); d. i. des

6) S. oben S. 126.

7) Hr. A. W. Schlegel über dramatische Litteratur und Kunst Th. I, S. 271. setzt das Wesen der griechischen Comoedie zum Theil darin, daß sie eine Parodie der Tragoedie gewesen sey. Allerdings hat er darin Recht, daß unter andern, und zwar sehr oft, sie auch dieses war. Die Tragoedie gehörte zum öffentlichen Leben, ihre Parodie al-

gleichzeitigen öffentlichen Zustandes in dem Umfange als der Grieche diesen Ausdruck nimmt. Das Privatleben, als solches, war nie der Gegenstand der Comoedie, sondern immer nur in so fern, als es mit dem öffentlichen Leben in Berührung stand. Aber freylich, da dieser Berührungspuncte so viele und mancherley waren, kann es nicht fehlen, daß uns der Comiker nicht auch viele Blicke ins Privatleben thun läßt. Die Beziehung der Comoedie ist also durchaus politisch, in so fern man alles Oeffentliche unter diesem Ausdrucke verstehen will. Aber nie ward das Dargestellte so wie es war, dargestellt; sondern stets als Carricatur. Darüber war man einmal stillschweigend einverstanden; und deshalb konnten solche Darstellungen denen, die sie trafen, auch wohl nicht viel mehr schaden, als Carricaturen in Bildern in unsern Zeiten schaden. Keinesweges soll diese Bemerkung indeß eine unbedingte Rechtfertigung der unglaublichen Frechheit der Griechischen Comiker seyn, denen durchaus nichts heilig war, weder Menschen, noch Sitten, noch Götter. Aber eine öffentliche Censur ist doch, wenn eine Volksherrschaft bestehen soll, ein unerlaßliches Bedürfniß; und welche andere Censur wäre damals möglich gewesen, als die auf den Theatern? Was die öffentliche Aufmerksamkeit erregte, gleichviel ob Personen oder Sachen, mußte erwarten auf das Theater gezogen zu werden. Selbst der mächtigste Demagoge in der Fülle seiner Macht entging diesem Schicksal nicht; ja das Volk von Athen selber hatte die Freude sich personificirt dargestellt zu se-

so aufs Comische Theater; und das besondere Verhältniß zwischen den Tragikern und Komikern trug natürlich dazu bey, daß diese Niemand lieber als sie durchzogen. Leser des Aristophanes wissen dieses. Man muß sich aber hüten den Character der Comoedie zu sehr darauf zu beschränken.

hen, und über sich nach Herzenslust lachen zu können 8); und — krönte den Dichter dafür! Was ist unsre Preßfreyheit und Preßfrechheit, gegen diese dramatische Freyheit und Frechheit?

Wenn indeß auch der Spott der Comiker den Einzelnen, welche er traf, nicht leicht viel schaden konnte, so ist damit die Frage doch noch keinesweges beantwortet, welche Folgen das Comische Drama überhaupt für den Staat, und, was bey den Griechen mit ihm in unauflöslicher Verbindung stand, für die Sitten hatte? Jene Censuren der öffentlichen Charactere 9) mochten Etwas wirken; viel wirken konnten sie schwerlich; ausgenommen höchstens vielleicht nur in so fern, daß man sich mehr in Acht nahm; und auch damit war nicht wenig gewonnen. Wenn wir sehen, daß ein Pericles, trotz aller Ausfälle der Comiker auf ihn 1), nicht zu verdrängen war, ja daß selbst ein Cleon, nachdem er in der Person des Paphlagoniers gleichsam öffentlich preiß gemacht war, doch nichts von seinem Einflusse verlor, können wir jenen Nutzen wohl schwerlich hoch anschlagen. Was die Sitten betrifft, so ist es freylich wahr, daß die Begriffe vom Anstand conventionell sind; und daß es ein ganz falscher Schluß seyn würde, wo wir diesen durch Worte beleidigt sehen, sofort auf die That zurückschließen zu wollen. Der Nordländer, der nicht Gelegenheit gehabt hat, sich an die viel größere Licenz der Zunge bey den südlichen Völkern zu gewöhnen, verfällt hier leicht in Irrthümer. Die Späße des Arlechino, zumal in extemporirten Stükken, sind oft eben nicht viel züchtiger als die des Aristophanes; und die Südländer sind darum im

8) Bekanntlich beydes in den Rittern des Aristophanes.

9) Public Caracters.

1) Proben davon sehe man bey Plutarch. Op. I. p. 620.

Ganzen nicht sittenloser wie die Nordländer, wenn gleich gewisse Vergehungen bey ihnen gewöhnlicher seyn mögen wie bey jenen. Allein der unglaubliche Leichtsinn, mit welchem über diese Gegenstände gescherzt wurde, konnte freylich nicht leicht ohne Folgen bleiben. Noch ein andrer wichtiger Punct, ist die Einwirkung der Comoedie auf die Volksreligion. Freylich hüteten die Comiker sich wohl als Gottesleugner aufzutreten; es wäre der Weg zum Exil gewesen; vielmehr nahmen sie gewissermaßen die Volksreligion in Schutz. Aber die Art und Weise wie dieß geschah, war oft schlimmer als ein Angriff. Wer konnte, wenn er sich in den Wolken über den Zeus müde gelacht hatte, oder ihn gar in Person bey den Irdischen Schönen hatte erscheinen sehen, vor seinen Altar wieder mit Andacht und Ehrfurcht treten? Auch bey dem leichtsinnigsten Volke der Erde mußten hier doch Eindrücke zurückbleiben, die nicht zu vertilgen waren.

Man hat die alte Comoedie gewöhnlich ein politisches Possenspiel genannt; und nicht mit Unrecht, in so fern man den Ausdruck politisch nur in dem umfassenden Sinne nimmt, wie wir oben ihn erklärt haben. Daß seit dem Untergange der Volksherrschaft für diese alte Comoedie kein Platz war, daß sie in der sogenannten mittleren ihren Stachel verlor, und die neue Comoedie von ganz andrer Natur war, ist hinreichend bekannt 2). Da diese neue Comoedie mit dem Persönlichen auch das Locale verlor, so standen ihrer Verbreitung über die griechische Welt auch keine solche Hindernisse entgegen als der alten. Und wenn man es auch bezweifeln kann, ob die Stücke eines Cratinus und Aristophanes auch außerhalb Athen gegeben wurden,

2) Man sehe über die Verschiedenheit dieser Arten vor allem die vortreffliche Entwickelung bey Schlegel a. a. O. S. 326 ꝛc.

so wird man es doch gewiß nicht bey denen eines Menander und Diphilus bezweifeln. Da jedoch die Entstehung und Ausbildung dieser neuen Gattung des Lustspiels erst in die Macedonischen Zeiten fällt, so liegt sie hier außerhalb unsers Gesichtskreises.

Die Verbindung zwischen Kunst und Politik kann nach unsern Begriffen schwächer scheinen als die des Theaters; und war doch bey den Griechen noch enger und vielfacher geknüpft. Die Pflege der Kunst ist bey uns eigentlich dem Privatleben überlassen; sie ist größer oder kleiner, je nachdem mehr oder weniger Liebhaberey herrscht. Der Staat nimmt sich ihrer nur an, damit sie doch nicht ganz zu Grunde gehe, oder auch wegen gewisser besonderer Zwecke.

Ganz anders war es in der Periode ihrer Blüthe bey den Griechen! Die Kunst war damals bey ihnen durchaus öffentlich, und gar nicht Sache des Privatlebens. Sie ist es nachmals zwar wohl in einem gewissen Grade geworden, aber dennoch nie so wie bey uns; nicht einmal so wie bey den Römern. Diese Sätze erfordern allerdings eine weitere Entwickelung und genauere Beweise.

Wir begreifen hier unter der Kunst die drey Hauptzweige derselben, die Baukunst, die Plastik, und die Malerey. Von jedem derselben müssen wir einzeln reden.

Die Baukunst unterscheidet sich darin von den beyden andern, daß sie sowohl für den Gebrauch als für die Schönheit arbeitet. Die Neuern nicht nur, sondern auch in ihren spätern Zeiten die Römer, suchten beydes mit einander zu vereinigen; und auf diese Weise wurden auch Privatgebäude Gegenstand der Kunst. Bey den Griechen schien zwar dazu in den heroischen Zeiten ein Anfang vor-

handen zu seyn. Es ist bereits oben bemerkt 3), daß in den Wohnungen und Hallen der Könige eine gewisse Größe und Pracht sich zeigt, die man aber doch schwerlich mit dem Nahmen der schönen Baukunst wird belegen wollen. Als die monarchischen Formen verschwanden, als das städtische Leben, und mit ihm die republicanische Gleichheit emporkam, mußten jene Unterschiede in den Wohnungen wohl von selber verschwinden, und Alles, was wir nachmals von den Privatgebäuden der Griechen lesen, berechtigt uns zu der Idee, daß sie gar keinen Anspruch auf schöne Baukunst machten 4). Es möchte schwer seyn auch nur ein einziges Beyspiel eines solchen Gebäudes aufzufinden. Wohl aber finden wir ausdrückliche Beweise des Gegentheils. Athen war nichts weniger als eine schöne Stadt in dem Sinne wie einige unserer neuen Hauptstädte es sind, in denen man ganze Gassen von Palästen findet, welche doch nur Wohnungen von Privatpersonen sind. Man konnte in Athen seyn, ohne es zu ahnen, daß man sich in der Stadt befinde, welche die größten Meisterwerke der Baukunst enthielt. Erst wenn man zu den öffentlichen Plätzen und zu der Acropolis kam, erkannte man die Pracht der Stadt 5). Man zeigte noch lange die ärmlichen Wohnungen eines Themistocles und Aristides; und große Häuser zu bauen ward leicht als Uebermuth betrachtet 6). Als

3) S. oben S. 93.

4) Es versteht sich, daß die Zeugnisse späterer Schriftsteller aus dem Macedonischen, oder gar Römischen, Zeitalter hier gar nicht in Betracht kommen, da von diesen nicht die Rede ist.

5) Dicaearchus de statu Graeciae. cap. 8. Huds.

6) So wirft Demosthenes dem reichen Midias sein hohes Haus zu Eleusis vor, wodurch er andern das Licht verbaut hatte. Op. I, p. 565.

nachmals der Luxus wuchs, wurden freylich die Wohnungen größer; es wurden um den Hof, der gewöhnlich die Mitte bildete, mehrere Gemächer zur Aufnahme von Fremden, und andern Bestimmungen angelegt; aber dieß Alles konnte geschehen, ohne daß diese Gebäude deshalb auf Schönheit Anspruch machten. Kann eine Stadt, die freylich nur eine Landstadt war, als Beweis angeführt werden, so sehen wir ihn noch jetzt vor Augen. Man braucht nur einen Gang durch die aufgegrabenen Gassen von Pompeii zu machen, um sich davon zu überzeugen. Wo die Pracht und der Glanz der öffentlichen Gebäude so groß ist, wie er es bey den Griechen war, da ist es auch nicht wohl möglich, daß Privatgebäude mit ihnen wetteifern könnten.

Die öffentliche Baukunst ging aus den Tempeln hervor; und bis auf oder zunächst vor dem Perserkriege hören wir noch von keinen andern öffentlichen Gebäuden von Bedeutung. Auch die Zahl der, durch ihre Baukunst merkwürdigen, Tempel bleibt bis dahin beschränkt; wiewohl gerade in dem Menschenalter, das dem Perserkriege zunächst voran ging, die Architectur bereits einige ihrer ersten Werke unter den Griechen hervorbrachte. In Griechenland selbst ist der Tempel zu Delphi der berühmteste, seitdem derselbe durch die vertriebenen Alemaeoniden neu war aufgebaut worden 7). Außer ihm der Tempel des Apollo auf Delos. Um diese Zeit aber war es, als in dem griechischen Asien durch die Erfindung der Jonischen Ordnung, neben der bis dahin gebrauchten Dorischen, eine neue Epoche in der Baukunst begann. Der prächtige Dianentempel zu Ephesus, durch die vereinte Anstrengung der Städte und Fürsten des griechischen Asiens errichtet, war das erste Gebäude in diesem neu-

7) Herod. V, 62.

en Geschmack 8). Um eben diese Zeit erbaute Polycrates den Tempel der Juno auf Samos. Die Tempel, welche nachmals vor Allen Griechenland verherrlichten, die von Athen, soweil auf der Akropolis, als die übrigen, wurden erst sämmtlich nach dem Perserkriege gebaut. So auch der Jupitertempel zu Olympia. Von denen in Unteritalien und Sicilien lassen sich zwar nicht von allen, aber doch von den größten und prächtigsten, den Haupttempeln von Agrigent, die Epochen der Erbauung angeben; welche gleichfalls nach dem Perserkriege fallen 9). Und wenn die von der Altdorischen Ordnung, wie zu Paestum und Segestus, über diese Zeiten hinweggehen sollten, so kann es doch nicht viel seyn, da die Städte selber so viel später als die in Vorderasien gegründet wurden. Erst zunächst vor und seit dem Perserkriege entstand jener gewaltige Wetteifer der Städte, sich durch Tempel zu verherrlichen, welcher jene Wunderwerke der Baukunst erzeugte.

Die andern Hauptarten öffentlicher Gebäude, in denen die Baukunst glänzte, waren die Theater, und die Odeen, die Hallen, und die Gymnasien. Von den Theatern ist bereits oben bemerkt, daß sie gleichfalls erst seit den Perserkriegen entstanden. So auch die Odeen. Die Hallen, diese Lieblingsörter eines Volks, dessen Leben in einem so hohen Grade öffentlich war, gehörten theils zu den Tempeln 1); theils umgaben sie die öffentlichen Plä-

8) Man sehe die lehrreiche Abhandlung: Der Tempel der Diana zu Ephesus von A. Hirt. Berlin 1809.

9) Eine genauere Aufzählung der Haupttempel der Griechen, und der Perioden ihrer Erbauung giebt Stieglitz, Geschichte der Baukunst der Alten; Leipzig 1792.

1) Wie z. B. die Lesche zu Olympia, über welche wir, wie über die Leschen überhaupt, Böttiger, Geschichte der

ße. Von denen in Athen, welche nachmals gewissermaßen durch ihre Kunstwerke die übrigen verdunkelten, wissen wir auch, daß sie erst seit dem Siege über die Barbaren angelegt worden sind. Die Gymnasien sind unter den öffentlichen Gebäuden diejenigen, über deren Gewichte sich die wenigsten Nachrichten erhalten haben 2). Wahrscheinlich standen sie als Gebäude weit hinter den Tempeln zurück; wenn auch manche derselben durch vortreffliche Kunstwerke verherrlicht waren.

Diese scharfe Grenzlinie aber, welche die Griechen zwischen der häuslichen und der öffentlichen Baukunst zogen, indem sie nur die letztere zu dem Range einer schönen Kunst erhoben, — giebt sie nicht einen neuen Beweis ihrer richtigen Ansicht der Dinge? Bey Gebäuden, zu Wohnungen bestimmt, wird ein ewiger Widerspruch zwischen dem Bedürfniß und der Kunst eintreten. Die letztere will in ihren Werken immer die Ausführung einer großen, von den alltäglichen Bedürfnissen des Lebens unabhängigen, Idee; die Wohnung bleibt diesen nicht nur untergeordnet, sondern es liegt auch an und für sich keine aesthetische Idee bey ihr zum Grunde. Auch die Tempel sind freylich Wohnungen, aber Wohnungen der Götter; und eben weil diese in ihren Wohnungen keine Bedürfnisse haben, findet auch hier die Kunst kein Hinderniß für ihre Schöpfungen.

Plastik 3) und Mahlerey standen bey den Griechen in dem umgekehrten Verhältnisse als bey uns. Die erstere herrschte vor; und wenn auch gleich die

Mahlerey B. [illegible], S. 296 ic. eine gelehrte Ausführung verdanken.

2) Man sehe über die in Athen Stieglitz a. a. O. S. 229.

3) Ich bediene mich dieses Nahmens, weil ich keinen andern kenne, der zugleich die Kunstwerke aus Stein und Erz umfaßte.

letztere sich zu einer selbstständigen Kunst erhob, so konnte sie doch der erstern ihren Vorrang nicht mehr entreißen. Es ist hier nicht der Ort die Ursachen davon zu entwickeln; es genügt nur Eine anzuführen, die uns am nächsten liegt. Je mehr die Kunst bey einem Volke öffentlich ist, um desto natürlicher wird die Plastik den Vorrang vor der Mahlerey behaupten. Die Werke von beyden können zwar öffentliche Werke seyn, und waren es bey den Griechen; aber die der erstern sind durch ihre Natur, ihre Dauerhaftigkeit, und den Platz den sie einnehmen, doch weit mehr dazu geeignet als die der letztern. Die Werke der Mahlerey finden nur ihren Platz an den Wänden; die der Plastik, ganz für sich bestehend, wo es das Local gestattet.

Die Werke der Plastik aber, Statuen und Büsten, waren in den Zeiten, wovon hier die Rede ist, (und bey den Griechen mit wenigen Beschränkungen auch in den nachfolgenden Zeiten,) nur öffentliche Werke, d. i. dazu bestimmt an öffentlichen Orten, Tempeln, Hallen, Märkten, Gymnasien und Theatern, nicht aber in Privatwohnungen aufgestellt zu werden. Auch nicht Ein Beyspiel ist mir bekannt von einer Statue, die einem Privatmann gehört hätte; und fände sich ein Beyspiel, so wäre es eine Ausnahme, welche die Regel bestätigte 4). Man kann einwenden, es sey nur Zufall, daß wir dieses nicht wissen. Hätte

4) Oder will man etwa die Anecdote anführen, die Pausan. I, p. 46. von der List der Phryne erzählt, um den Amor ihres Geliebten, des Praxiteles, zu erhalten? Wenn sie auch wahr seyn sollte, so würde sie für uns beweisen. Denn sie weihte ihn sogleich als öffentliches Kunstwerk nach Thespiae, Athen. p. 591.; welche Stadt er seitdem allein verherrlichte. Cic. in Verr. II, IV, 2.

aber eine Liebhaberey der Art in Athen geherrscht, so würde man doch bey dem Comiker und bey den Rednern Spuren davon finden. Wenn man diese aber umsonst sucht, so sind wir berechtigt daraus zu schließen, daß man dergleichen nicht kannte.

Phidias und seine Nachfolger, bis zu den Macedonischen Zeiten, haben also gewiß nicht in dem Sinne für Privatleute gearbeitet, daß sie ihnen Werke für ihre Wohnungen und Sammlungen lieferten. Keineswegs aber schließt dieß in sich, daß sie überhaupt nicht Bestellungen von Privatpersonen angenommen hätten. Ohne diese möchte die unglaubliche Menge von Statuen schwerlich zu Stande gekommen seyn, die wir schon sonst erwähnten 5). Der Gegenstand ist so wichtig, daß er es allerdings verdient, noch etwas länger dabey zu verweilen.

Die großen Meister arbeiteten zunächst für die Städte. Diese, oder ihre Vorsteher, (wie das Beyspiel von Pericles es lehrt,) waren es, welche Kunstwerke bey ihnen bestellten, oder auch fertig sie kauften, die zur Verherrlichung der Stadt und ihrer öffentlichen Gebäude dienen sollten. Die großen Meisterwerke des Phidias, Praxiteles und Lysippus sind, wie wir es bestimmt von einzelnen wissen, auf diese Weise entstanden. So der Jupiter zu Olympia, die Minerva Polias zu Athen, durch den ersten; die Venus zu Cnidus, wie zu Cos, durch den andern; der Sonnencoloß zu Rhodus durch den dritten u. a. Allein wie zahlreich auch

5) Die unermeßlichen Schätze dieser Art, die Griechenland besaß, sind kürzlich in der Rede von Jacobs: Ueber den Reichthum Griechenlands an plastischen Kunstwerken und die Ursachen desselben, München 1810, in einer so klaren Uebersicht dargestellt worden, daß es jedem leicht wird, sich eine anschauliche Idee davon zu bilden.

die Bestellungen der Städte seyn mochten, so würde die ungeheuere Menge der Statuen sich doch nicht daraus erklären lassen, wenn nicht die Frömmigkeit und die Eitelkeit von Einzelnen ihnen zu Hülfe gekommen wären.

Die erste durch die Weihgeschenke; von denen alle irgend berühmte Tempel voll waren. Allerdings waren diese keineswegs immer Kunstwerke, sondern eben so oft und noch öfter bloße Kostbarkeiten. Allein die Sammlungen von Statuen und Gemählden, die bey jenen Tempeln sich fanden, waren doch großentheils aus Weihgeschenken entstanden 6). Auch sie aber waren eben so oft die Opfer der Dankbarkeit ganzer Städte, als einzelner Personen 7).

Die andre durch die Sitte, daß den Siegern in den öffentlichen Spielen Statuen gesetzt wurden; gewöhnlich von Bronze 8). Wenn man sich der Menge dieser Spiele in Griechenland erinnert; so wird daraus großentheils die Zahl der Statuen erklärlich; zumal derer von Bronze, wovon gewiß in vielen Fällen mehr wie Ein Abguß gemacht ward, da die Vaterstädte der Sieger es schwerlich

6) Wie, um nicht Olympia und Delphi wieder zu erwähnen, der Tempel der Juno auf Samos, Strab. L. XIV. p. 438. des Bacchus zu Athen, Paus. I. 20. Die Kunstschätze des Dianentempels zu Ephesus waren so groß, daß es nach Plin. XXXVI, 14. mehrerer Bände bedurfen würde sie zu beschreiben.

7) Nicht bloß bey Lebzeiten der Geber, sondern auch durch Vermächtnisse erhielten die Tempel solche Weihgeschenke. Ein merkwürdiges Beyspiel giebt das Testament des Conon, der 5000 Goldstücke (στατηρες) dazu vermachte. Lys. Or. Gr. V, p. 639.

8) Man sehe die Stelle bey Plin. XXXIV. 9. Kaum scheint es glaublich, was er sagt, daß allen Siegern zu Olympia Statuen errichtet seyn. C. Paus. VI, p. 452.

werden unterlassen haben, den Ruhm ihrer Mitbürger, worauf man so stolz war, sich auf diese Weise öffentlich zuzueignen.

Die Mahlerey scheint ihrer Natur nach mehr für den Privatgebrauch bestimmt. Allein in dem Zeitalter des Pericles, wo sie zuerst durch die großen Meister in Athen sich aufschwang, war ihre Anwendung nicht weniger öffentlich als die der Sculptur. In den öffentlichen Hallen und Tempeln war es, wo jene Meister, ein Polygnotus, Micon und andere sich verewigten 9). Von berühmten Privatgemählden aus jenen Zeiten findet sich nirgend eine Spur 1).

Indeß hat die Mahlerey Einen Zweig, der ganz für das Privatleben sich zu eignen scheint, das Portrait. Allerdings ist auch dieser Zweig in Griechenland ausgebildet worden; allein es geschah erst im Macedonischen Zeitalter. Die Bildnisse berühmter Männer wurden zwar in die großen öffentlichen Mahlereyen aufgenommen, welche ihre Tha-

9) Man sehe Böttiger Ideen zur Archaeologie der Mahlerey B. 1. S. 274 2c.

1) Dem Alcibiades wird zwar von Andocides in der Rede gegen ihn vorgeworfen, er habe einen Mahler eingesperrt, daß er ihm sein Haus mahlte; O. Gr. IV, p. 119. Aber um ein Kunstwerk zu bekommen war dies wohl nicht der Weg. Es ist dort die Rede von dem Ausmahlen des ganzen Hauses, nicht von einem selbstständigen Kunstwerk; und daß man in Alcibiades Zeiten die Wände durch Mahlereyen verschönerte, begehren wir nicht zu leugnen. Vielmehr war dieß damals schon gewöhnlich, denn eben dieser Mahler Archagathus wollte sich damit entschuldigen, daß er seine Arbeit schon bey mehreren andern verdungen habe. Aber diese gewöhnlichen Mahlereyen wird man nicht mit denen in den Tempeln und Hallen vergleichen wollen; die, wie Böttiger, Ideen 2c. S. 282. gezeigt hat, nicht auf der Wand, sondern auf Holz waren.

ten vorstellten; wie Miltiades im Schlachtgemählde in der bunten Halle in Athen; oder die Künstler gaben auch wohl sich und ihren Geliebten in solchen öffentlichen Kunstwerken einen Platz 2). Aber die eigentliche Portraitmahlerey als solche blühte erst auf in den Zeiten von Philipp und Alexander; und ging aus der Schule des Apelles hervor 3). Als mächtige Fürsten entstanden, wollte die Bewunderung oder auch die Schmeicheley ihre Bildnisse; die Künstler fanden dabey ihren sichersten Lohn; und Privatstatuen wie Mahlereyen wurden damals gewöhnlich; wiewohl sie höchst wahrscheinlich in den meisten Fällen idealisirt waren 4).

Wir haben es gewagt, geradezu die Behauptung aufzustellen, daß bey den Griechen die Kunst in der Periode ihrer Blüthe nur allein und ausschließend dem öffentlichen Leben angehört habe; nicht aber, wie man gewöhnlich annimmt, oder stillschweigend anzunehmen scheint, zwischen diesem und dem Privatleben getheilt gewesen sey. Es ist dieses aber (noch einmal sey es erinnert,) nur von den eigentlichen Werken der Kunst, d. i. denen die durchaus keinen andern Zweck hatten als Kunstwerke zu seyn, zu verstehen; von Statuen also und Gemählden; nicht von allem Bildwerk und aller

2) Wie Polygnotus der Tochter des Miltiades, der schönen Elpinice als Laodice. Plut. III, p. 178.

3) Dies scheint klar aus den Nachrichten bey Plin. L. XXXV. XXXVI, 12 etc.

4) Eine Bestätigung, vielleicht auch Berichtigung, dieser Bemerkungen erwartet jeder Freund der alten Kunst in der Fortsetzung von Boettiger's Ideen zur Geschichte der Mahlerey. Daß in dieser Periode die Portraitstatuen aus gleichen Ursachen sich so sehr mehrten, hat eben dieser Gelehrte schon dargethan in seinen Andeutungen S. 183 ꝛc.

Mahlerey. Daß die Kunst auch, mit dem Bedürfniß in Verbindung gesetzt, auf das Privatleben, auf häusliche Geräthschaften, auf Candelabern, Vasen, Teppiche und Gewänder angewandt wurde, wird Niemand einfallen zu leugnen, der das Alterthum kennt.

Erst bey den Römern, seitdem ein Lucull, ein Verres und ihres gleichen, ihre Liebhabereyen befriedigten, fand die Kunst, als solche, in das Privatleben Eingang; und selbst in Rom konnte dennoch ein Agrippa der Vorschlag thun, alle in Villen vergrabenen Kunstschätze wieder öffentlich zu machen 5). Wundern könnte es uns nicht, wenn unter solchen Umständen auch damals bey den Griechen die Kunst ihre alte Bestimmung verleugnet hätte, und zur Befriedigung des Genusses von Privatleuten herabgesunken wäre. Und dennoch geschah es nicht! Sowohl im Mutterlande, als in dem reichsten der Colonialländer, läßt sich dieß darthun.

Pausanias bereisete in dem zweyten Jahrhundert unserer Zeitrechnung ganz Griechenland; sah und beschrieb alle dortige Kunstwerke. Und im ganzen Pausanias findet man, so viel ich weiß, auch nicht Ein Beyspiel eines Kunstwerks, das ein Privatmann gehabt hätte; viel weniger ganzer Sammlungen. Alles ist, wie sonst, öffentlich in Tempeln, Hallen, Plätzen. Hätten Privatleute Kunstwerke besessen, wer hätte ihn hindern können sie anzuführen?

Verres plünderte die Kunstschätze Siciliens, wo er sie fand; und seinen Ankläger wird man nicht im Verdacht haben, daß er etwas verschwiegen habe. Aber auch in dieser Anklage ist, mit einer einzigen Ausnahme 6), bloß von öffentlichen

5) Plin. XXXV. cap. IX.

6) Nemlich die vier Statuen, die er dem Hejus wegnahm.

Kunstwerken die Rede. Können wir daraus etwas anders schließen, als daß auf Sicilien Privatpersonen keine bedeutende Kunstwerke hatten?

So tief war also den Griechen die Idee eingedrückt, daß die Werke der Kunst öffentlich seyn, daß selbst die Entheiligungen der Römer sie nicht vertilgen konnten. Und darin lag der Hauptgrund ihres Aufblühens. Sie erreichte dadurch ihre Bestimmung. Die Werke der Kunst gehören nach dieser nicht Einzelnen, sie gehören der gebildeten Menschheit an. Sie sollen ein Gemeingut seyn. Selbst wir, die wir dem Einzelnen den Besitz gestatten, tadeln sie, wenn sie nicht auch Fremde an dem Genusse Antheil nehmen lassen. Aber auch selbst bey dieser Vergünstigung ist es doch gar nicht gleichgültig, ob ein Einzelner, oder die Nation der Besitzer ist. Es ist die Achtung welche die Nation selber durch den Besitz für die Kunst bezeigt, welche ihren Werken wiederum einen höhern Werth giebt. Wie viel mehr fühlt sich nicht der Künstler geehrt, wie viel freyer athmet er, wenn er weiß er arbeitet für ein Volk, das durch seine Werke sich verherrlicht fühlt, als für das Geld und die Laune eines Einzelnen!

So war es bey den Griechen! Als jener Wetteifer der Städte entstand, sich durch Kunstwerke zu verherrlichen, war für einen Phidias und Polygnotus, für einen Praxiteles und Parrhasius, Platz. Es war mehr der Ruhm als das Geld das sie lohnte; einzelne unter ihnen arbeiteten gar nicht

Cic. in Verr. II, IV, 2. Sie standen indeß in einer Capelle, (sacrarium) und waren dadurch gewissermaßen öffentlich. Der Nahme des Heius scheint auch einen nichtgriechischen Ursprung der Familie zu verrathen. Was bewiese auch am Ende eine solche Ausnahme, und in diesen Zeiten, für die frühern?

für Geld 7). Bedarf es noch einer weitern Ausführung, warum mit der Freyheit auch die Blüthe der Kunst hinwelkte? Philipp und Alexander sahen noch einen Lysipp und Apelles; aber mit ihnen endete auch die Reihe jener schöpferischen Genien, wie seitdem kein Volk sie wieder hervorgebracht hat.

Nicht aber endete mit ihnen der Sinn für die Kunst und für ihre Werke bey ihrer Nation. Sie hatten zu gut dafür gesorgt, diesen zu verewigen. Als die Griechen schon fast Alles übrige verlohren hatten, waren noch ihre Kunstwerke ihr Stolz! Selbst die Römer sahen es mit Achtung und Bewunderung! „Diese Kunstwerke, diese Statuen, diese Gemählde, sagt Cicero 8), sind es, welche Griechen über Alles entzücken. Aus ihren Klagen 9) könnt ihr hören, daß ihnen das das Bitterste ist, was uns vielleicht gering und leicht zu ertragen scheint. Von allen Bedrückungen und Ungerechtigkeiten, welche Fremde und Verbün-

7) Polygnotus mahlte die Poecile umsonst; Zeuxis nahm in seiner letzten Periode für seine Gemählde kein Geld mehr; sondern verschenkte sie, Plin. XXXV. 36. Die Frage wie die Städte den großen Aufwand in Kunstwerken bestreiten konnten, erklärt sich zum Theil daraus. Auch in Griechenland wie in Italien wurden oft die Werke der großen Meister erst nach ihrem Tode theuer. Das Wenige, was wir von ihren persönlichen Umständen wissen, zeigt sie uns meist als genialische Menschen, die, wie der göttliche Raphael und Correggio, in den Stunden der Weihe sich über die menschliche Natur gleichsam erhebend, sonst ihr Leben genossen ohne sich eben um Geld viel zu bekümmern. Phidias hat mit allen seinen Meisterwerken nicht den dritten Theil so viel verdient, als Gorgias mit seinen Declamationen.

8) Cicero in Verrem II. IV. 59.

9) Ueber die Räubereyen des Verres.

dete in diesen Zeiten haben erdulden müssen, ist den Griechen nichts schwerer geworden zu erdulden, als die Beraubung ihrer Tempel und Städte"!

Wir haben es bisher versucht, die Griechische Nation von allen den Seiten zu betrachten, wodurch sie sich als Nation verherrlicht hat. Wer ist es, frägt man sich zuletzt, der ihr ihre Unsterblichkeit gab? Sind es nur ihre Feldherrn und Machthaber, oder gebührt gleicher Antheil ihren Weisen, ihren Dichtern, ihren Künstlern? Die Stimme der Jahrhunderte hat entschieden; und eine gerechte Nachwelt setzt auch noch jetzt die Bildnisse jener Helden des Friedens neben denen der Heerführer und Könige 1)!

1) Man sehe Visconti Iconographie ancienne; Paris 1811.

Sechszehnter Abschnitt.

Ursachen des Sinkens von Griechenland.

Das traurige Geschäft, die Ursachen des Sinkens der Nation der Griechen darzulegen, ist durch die bisherigen Untersuchungen schon sehr erleichtert. Die meisten wird der Leser schon sich selbst haben sagen können; es bleibt uns nur übrig, sie etwas weiter zu entwickeln, und in einer klaren Uebersicht zusammenzustellen.

Waren die Verfassungen der einzelen griechischen Staaten mangelhaft, so war es die Verfassung des ganzen griechischen Staatensystems noch weit mehr. Es konnte nur geographisch, nie aber politisch, Ein System genannt werden. Eine bleibende Vereinigung war nie zwischen den Hellenischen Staaten zu Stande gekommen; nur in der Zeit der Noth, wie in den Perserkriegen, eine vorübergehende, und auch diese nur höchst unvollkommen.

Aber auch diese unvollkommene Vereinigung hatte große Folgen. Der Bund der damals entstand, erzeugte die Idee einer *Vorsteherschaft* eines einzelen Staats. Es ist oben gezeigt, wie Athen diese sich zu verschaffen wußte, und wie es sie nutzte 1); aber auch wie nur eine theilweise Vorsteherschaft statt finden konnte, indem sie nur die Seestädte und die Inseln umfaßte; und eben

1) S. oben S. 156.

deshalb nothwendig auf die Herrschaft des Meers zu beyden Seiten Griechenlands, also auf eine Seemacht, gegründet werden mußte.

Aus den politischen Verhältnissen und der Natur des Bundes gieng dieß also von selbst hervor. Allein das Gefühl der Uebermacht bewog die, welche sie besaßen, sie auch zu mißbrauchen; und der Druck der Verbündeten begann. Athen hatte einmal auf diese Vorsteherschaft seine eigne Größe gegründet, und wollte sie auch da nicht aufgeben, als nach dem Frieden mit den Persern die alten Bewegründe wegfielen. Einzelne Staaten wollten sich losreißen, die man nicht freylassen wollte. Dieß führte zu Kriegen mit ihnen; und so giengen allerdings aus dieser Herrschaft des Meers die übrigen Uebel hervor, über welche bereits Isocrates klagt 2).

Der Hauptgrund jedoch dieser innern Spaltung lag nicht blos in wechselnden politischen Verhältnissen, sondern noch tiefer, in der Stammverschiedenheit. Zwischen den beyden Hauptstämmen, dem Dorischen und Ionischen, blieb eine Kluft, welche nie ausgefüllt werden konnte; und nie eine freywillige Vereinigung auf die Dauer erlaubte. Mehrere Ursachen lassen sich allerdings anführen, wodurch diese Spaltung unheilbar war. Die Stämme waren geographisch getrennt. Im Mutterlande herrschte der Dorische im Peloponnes, der Ionische in Attica, auf Euboea, und vielen der Inseln. Ihre Dialecte waren verschieden; wenige Worte reichten hin, den Stammgenossen zu unterscheiden. Nicht weniger groß war die Verschiedenheit in den Sitten, besonders in dem Verhältniß des weiblichen Geschlechts, das bey den Doriern an dem öffentlichen Leben Antheil nahm; während es bey den Ioniern auf die Gynaeceen beschränkt blieb. Und was auf den großen Haufen am stärksten zu wir-

2) Isocrat. de Pac. Op. p. 176.

ken pflegt, die Feste die von beyden begangen wurden, waren nicht dieselben.

Aber politisch unheilbar ward diese Trennung doch eigentlich dadurch, daß Sparta als das Haupt des ganzen Dorischen Stamms betrachtet ward, oder wenigstens betrachtet seyn wollte. Durch seine öffentliche und häusliche Verfassung war dieser Staat fast in jeder Rücksicht das Gegentheil von dem von Athen. Da die Lycurgische Gesetzgebung nur in ihm galt, so waren die andern Dorischen Städte ihm also keinesweges gleich; aber da es ihr Haupt zu seyn trachtete, so entschied, in dem Mutterlande wenigstens, sein Einfluß. Er erstreckte sich aber auch häufig auf die Colonien; und wenn die Persische Herrschaft in Vorderasien den Haß der Stämme gebrochen haben mochte, so dauerte er desto lebhafter in Sicilien fort. In dem Kriege der Syracuser mit den Leontinern waren die Dorischen Städte auf der Seite der erstern, so wie die Jonischen auf der der letztern; und die Theilnahme derer von Unteritalien bestimmte sich gleichfalls darnach 3).

Dieser Haß, durch das beyderseitige Streben nach der Vorsteherschaft Griechenlands erhalten, und immer mehr entzündet, führte endlich jenen großen Bürgerkrieg herbey, den wir unter dem Nahmen des Peloponnesischen begreifen. Er ward, fast von gleicher Dauer, für Griechenland dasselbe was der dreyßigjährige für Deutschland 4); ohne durch einen ähnlichen Frieden beendigt zu werden. Indem er ein wahrer Revolutionskrieg ward, hatte er auch alle die Folgen, die diesem eigen sind. Durch ihn schlug der Factionsgeist so tiefe Wurzeln, daß er nicht mehr auszurotten stand; und der

3) Thucyd. III, 86.

4) Er währte von 431 bis 404, da er mit der Einnahme Athens endete.

Mißbrauch, den Sparta von der errungenen Vorsteherschaft machte, gab ihm fortdauernde Nahrung. Wer hat dieß Alles wahrer und treffender, als Thucydides geschildert? „Durch diesen Krieg, sagt er 5), ward ganz Hellas bewegt; weil allenthalben Unruhen zwischen der Volksparthey und den Optimaten herrschten. Jene wollte die Athenienser, diese die Spartaner herbeyziehen. Die Städte wurden durch Aufruhr erschüttert; und wo dieser später ausbrach, da suchte man das, was anderwärts geschehen war, noch zu übertreffen. Auch die Bedeutungen der Worte wurden verändert. Tolle Kühnheit hieß sich aufopfernder Muth; kluges Zaudern Furchtsamkeit. Wer heftig war, auf den konnte man sich verlassen; wer ihm widersprach, war verdächtig. Der Schlaue hieß verständig; der noch Schlauere, noch verständiger. Kurz der ward gelobt, der dem Andern im Unrechtthun zuvor kam, und wer den, der nicht daran dachte, dazu bewog.“

Schon aus diesen Worten des Geschichtschreibers erhellt, wie diese Staatsumwälzungen auch auf die **Sitten** zurückwirkten; und dennoch waren keine Staaten mehr auf die Sitten gebaut, als gerade die griechischen. Waren es nicht Gemeinen, die sich selbst regieren sollten? Griffen die Gesetzgebungen nicht auf das Tiefste in das Privatleben ein; und mußte nicht Anarchie die Folge des Sittenverderbnisses seyn? Man fühlte dieses schon früh sehr richtig in Athen. Durch den ganzen Aristophanes läuft jener Gegensatz der bessern alten Zeit, mit der neuen, in allen Zweigen des öffentlichen und des Privatlebens; der Poesie, der Beredtsamkeit, der Jugendbildung, den Gerichten ꝛc. die endlich in jenem berühmten Kampfgespräche

5) **Thucyd.** III. 82. Nur Einiges haben wir aus der für alle Jahrhunderte geschriebenen, Stelle ausgehoben.

zwischen der alten und neuen Sitte 6) geradezu zur Sprache gebracht wird. Und wer kann die Redner lesen, ohne über den unglaublichen Verfall zu erstaunen, in den die Moralität gerathen war?

Dieß führt uns von selbst auf einen nahe damit verwandten Gegenstand, die Entheiligung der Volksreligion. Wer die Geschichte der griechischen Nation aufmerksam durchgeht, wird diese in gleichem Grade zunehmen sehen, wie er sich dem Zeitalter Philipps nähert; und nur daraus wird der Ursprung eines Religionskrieges völlig klar, wie der Phocische, wenn gleich allerdings auch andere Ursachen zu ihm mitwirkten. Aus dem obigen Abschnitte werden die Veranlassungen, welche das Sinken der Volksreligion herbey führten, sich größtentheils schon ergeben. Es wäre vergeblich, es läugnen zu wollen, daß die Untersuchungen der Philosophen daran einen großen Antheil hatten; wie sehr auch die Bessern unter ihnen sich bemüheten dieses zu verstecken. Wie Unrecht auch Aristophanes hatte, dem Socrates solche Zwecke beyzulegen, so hatte er doch sehr Recht es der Philosophie im Ganzen beyzumessen. Nur bleibt die Frage: auf wessen Seite die Schuld war? ob auf der der Philosophie, oder der Volksreligion? Eine Frage, die nach dem, was über die letztere eben bemerkt worden ist 7), nicht schwer zu beantworten seyn kann. Ein Volk mit einer Religion wie die der Griechen, mußte entweder gar nicht philosophieren, oder die Philosophie mußte auch die Nichtigkeit der Volksreligion wahrnehmen. Nicht dieses also kann man den Philosophen zur Last legen, sondern nur die Unvorsichtigkeit, die sie etwa in der Aufstellung ihrer Behauptungen sich zu Schulden kommen ließen. Wie sehr die Bessern

6) Dem *λόγος δίκαιος* und *ἄδικος* in den Wolken.
7) S. den dritten Abschnitt.

unter ihren sich davor hütheten, ist oben gezeigt; und wie wenig gleichgültig der Staat bey dem Verfahren der Andern war, lehren die Strafen, mit denen mehrere von ihnen belegt wurden. Aber wenn auch die Systeme der Philosophen in den Schulen blieben, so verbreitete sich doch eine Masse philosophischer Ansichten, welche auch der große Hause in einem gewissen Grade sich zueignet. In Athen kamen ihm dabey die Comiker zu Hülfe, die mit oder gegen ihren Willen solche Lehren verbreiteten, indem sie sie verspotteten.

Den traurigsten Beweis dieser gesunkenen Religiosität gab der Phocische Krieg, und die Art wie er geführt ward. In Thucydides Zeiten stand noch die Ehrfurcht vor Delphi und seinem Orakel aufrecht 8); wiewohl die Spartaner schon damals seine Zuverlässigkeit anfingen zu bezweifeln 9). Als durch den Peloponnesischen Krieg und seine Folgen alle bisherigen Verhältnisse der Staaten sich auflöseten, lösten auch die gegen die Götter sich auf; und der Frevel gegen sie strafte sich selbst, durch einen neuen Bürgerkrieg, und den Untergang der Freyheit. Die geraubten Schätze von Delphi, womit der Krieg geführt ward, vermehrten plötzlich in Griechenland die Masse des baaren Geldes auf eine bis dahin unerhörte Weise; mit ihr aber auch zugleich den Luxus, und also die Bedürfnisse 1). Und wenn noch ein Ueberrest des alten Geistes vorhanden war, so ward er durch die immer allgemeiner werdende Sitte der Miethtruppen ertödtet, mit der der kriegerische Muth und der Patriotismus nothwendig ersterben mußten.

So entwickelten sich aus der mangelhaften Verfassung die Uebel, welche die überlegene Politik

8) Man sehe Thucyd. V, 32.

9) Thucyd. V, 16.

1) Eine Hauptstelle darüber bey Athen. IV, p. 231.

des Nachbaren zu seinem Vortheil zu gebrauchen wußte; aus eben der Verfassung, die doch auf der andern Seite wiederum die Bedingung war, unter der nur jene herrlichen Früchte hatten reifen können, welche der Stamm der griechischen Freyheit getragen hatte. Aber bey allen Zerrüttungen, bei allem Verluste, ging doch nicht alles zu Grunde. Etwas blieb übrig, was kaum übrig bleiben zu können schien, Nationalgeist; und mit ihm die Hoffnung besserer Zeiten. Nie hörten, auch als sie sich unter einander bekriegten, die Griechen dennoch auf sich als Eine Nation zu betrachten. Der Gedanke als solche aufzutreten, belebte die bessern unter ihnen. Er ist es, der fast in jeder der Schriften des edlen Isocrates sich ausspricht z); den er selbst nicht zu überleben vermochte, als nach dem Tage bey Chaeronea sein Geist freywillig der hundertjährigen Hülle entfloh. Doch waren seine Wünsche, seine Bitten, seine Lehren nicht gänzlich verhallt. Noch war der Letzte der Griechen nicht erschienen; und die Zeiten sollten kommen, wo in dem Achäischen Bunde auf den prachtvollen Tag der Größe von Hellas noch ein glänzender Abend folgte. So gewiß ist es, daß ein Volk vom Schicksal nicht verlassen ist, so lange es sich selbst nicht verläßt.

z) Man sehe vor allen Panathen. Op. p. 235.



Upsala,
gedruckt bei Em. Bruzelius, 1813.


GRIECHENLAND
und dessen Inseln
nebst der Küste von Vorder-Asien.
Olympische Stadien.
Geographische Meilen 15 = 1 Grad.
Länge nach dem Meridian zu Paris.
Heerens Ideen. III. Th. I. Abth.
S. Anderson sc.
MACEDONIA
THRACIA
ILLYRIA
TAULANTII
EPIRUS
THESSALIA
ACARNANIA
ÆTOLIA
LOCRIS
PHOCIS
BŒOTIA
ATTICA
EUBŒA
ACHAIA
ELIS
ARCADIA
ARGOLIS
MESSENIA
LACONIA
PELOPONNESUS
CHALCIDICE
MARE AEGAEUM
MARE JONIUM
MARE LIBYCUM
CRETA
CYCLADES
SPORADES
PONTUS EUXINUS
PROPONTIS
MYSIA
LYDIA
IONIA
CARIA
LYCIA
PHRYGIA
BITHYNIA
LEMNOS
LESBOS
CHIOS
SAMOS
RHODUS
CORCYRA
CEPHALLENIA
Byzantium
Chalcedon
Athenæ
Corinthus
Sparta
Argos
Thebæ
Delphi
Dodona
Pella
Larissa
Olympia
Megalopolis
Messene
Ephesus
Miletus
Smyrna
Sardes
Halikarnassus
Knidus
Cnossus
Gortyna
Naxos
Delos
Paros
Andros
Tenos
Melos
Thera
Cythera
Ægina
Salamis
Scyros
Samothrace
Imbros
Thasus
Tenedos
Cos
Carpathos
Casos
Zacynthus
Leucadia
Apollonia
Apsus fl.
M. Olympus
M. Ida
Hellespontus
Sinus Thermaicus
Sinus Pierius
Tænarum Pr.
Malea Pr.
Sunium Pr.


UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 15 24 05 08 013 0